Emin Paschas Entsatz

und

Stanleys Zug

durch das

Dunkelste Afrika.

von

D. Berthold Volz.

10 / 6.50 / 1.50 n

1972 T 90

Ramon Berk –

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Emin Paschas Entsatz

und

Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika“.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen:

Stanley, Henry M. Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Fünfte Auflage. 2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 Karten. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M.

Jephson, A. J. Mounteney, und **Henry M. Stanley.** Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Zweite Auflage. Mit 46 Abbildungen, einer Facsimiletafel und einer Karte. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Stanley, Henry M. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Dritte Auflage. 2 Bände. Mit 54 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M.

Stanley, Henry M. Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die großen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. Dritte Auflage. 2 Bände. Mit 240 Abbildungen und 10 Karten. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M.

Stanley, Henry M. Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. 2 Bände. Mit über 100 Abbildungen, 2 großen und mehrern kleinern Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Henry M. Stanley's Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth und Dr. F. Ratzel mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Buchta, R. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre. Nebst einem Anhange: Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885. Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

Nanno Beck

Emin Paschas Entsatz

und

Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika“.

Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen
für weitere Kreise dargestellt

von

Dr. Berthold Volz,
Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Mit 61 Abbildungen und einer Karte.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1891.

Gelehrtenbibliothek
Hanno Beck
übereignet an das
Leibniz-Institut für Länderkunde

Geographische
Zentralbibliothek
Leipzig

1972 T 90

Vorwort.

Selten wohl ist ein Werk mit solcher Spannung bis in die weitesten Kreise erwartet worden, wie Henry M. Stanleys „Im dunkelsten Afrika"; aber auch selten wohl hat ein Leser mit so geteilten Empfindungen ein Werk aus der Hand gelegt, wie diesen Bericht über „Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas". Denn während einerseits die Energie, mit welcher Stanley sein Ziel unverrückt im Auge behält, mit Bewunderung, die bedeutenden geographischen Erfolge, welche er erringt, mit Befriedigung erfüllen, erkältet die Ruhmredigkeit des Helden die erwachende Sympathie, und seine Weitschweifigkeit ruft hin und wieder fast Ermüdung hervor. Zumeist aber ist es seine Abneigung gegen den Mann, welchem angeblich allein die Expedition gilt, sein kaum verhülltes Bestreben, Emin Pascha, in dessen Anerkennung aller Nationen Vertreter, die je mit ihm in Berührung gekommen sind, übereinstimmen, herabzusetzen, welches anfänglich mit Befremden, dann, je weiter wir lesen, mit Bedenken uns erfüllt. Fast zum Mißbehagen aber steigert sich dies, wenn wir neben Stanleys Zeichnung das Bild Emins halten, wie es aus den Briefen des Trefflichen ganz von selbst sich uns zeichnet.

Als eine dankbare Aufgabe hat es daher der Verfasser angesehen, von Stanleys Zuge durch das „dunkelste Afrika" eine Darstellung zu geben, welche, die Anstöße meidend, auch weitere Kreise anzusprechen geeignet wäre. Er hat sich dabei zur Richtschnur gemacht, die stark subjektive Färbung Stanleys einer ruhig dahinschreitenden Erzählung unterzuordnen, ohne doch die lebendige Schilderung und die dramatische Gestaltung, wo sie am Platze waren,

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

darum aufzugeben. Durchweg hat er dabei festgehalten, Emin Pascha, wie er in seinen Briefen, nicht wie er in der Darstellung Stanleys erscheint, zu zeichnen, auch zur satteren Färbung den einen und anderen Bericht darüber hinaus, wie Jephsons Meuterei in Äquatoria oder Pater Schynses Reisetagebuch, herangezogen. Denn sein Ziel war, ein wahres und genaues Bild von dem Zuge Stanleys zu zeichnen, welches Stanley ebenso gerecht würde wie Emin, welches Stanleys große Verdienste klar wiederspiegele und zugleich Emins Wesen und Art verständlich mache. Möge in etwas wenigstens es ihm gelungen sein!

Potsdam, den 27. Januar 1891.

B.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel.

In Leopoldville.

Der Leopoldberg und Leopoldville. — Die Emin Pascha-Entsatz-Expedition. — Henry M. Stanley. — Mackinnons Telegramm. — Die Ausrüstung. — Die Kongo-Route. — Musterung. — Stanleys Begleiter. — Tippu-Tib. — „Bringen Sie mir morgen Ihre Antwort!" — Ngaljema. — Not um Schiffe. — Abfahrt von Kinschassa. 1

Zweites Kapitel.

1700 Kilometer Stromfahrt.

Der Kongo und seine Ufer. — Flußinseln. — Regenzeit. — Der „Peace". — Der „Stanley" leck. — Bolobo. — Barttelot Führer der Nachhut. — Bangala: Tippu-Tibs Abschied. — Baruti und sein Bruder. — Auf dem Aruwimi. — Jambuja erobert. — Barttelots Rückkehr. — Blutsbrüderschaft. — Teilung der Expedition. — „Sind Sie jetzt befriedigt?" 16

Drittes Kapitel.

Der Marsch am Aruwimi.

Ausmarsch und Abschied. — „Welches ist der Weg?" — Die Marschordnung. — Arglist der Eingebornen. — Der Aruwimi. — Der Knabe Bakula. — Jephsons Mißgeschick. — Der Überfall der Wespen. — Die Babe. — Die Panga-Fälle. — Das Gefecht in Avisibba. — Der halbe Marsch. — Manjema im Lager. — Der entwischende Elefant. — Bei Ugarrowwa, dem Sklavenjäger. — Das Schauri über die Deserteure. — Gnade für Recht. — Nochmals Manjema. — Die Mündung des Ihuru. — Das Hungerlager. — Tischkarten. — Uledi, der Bootsmann. . . . 26

Viertes Kapitel.

Inmitten des Urwaldes.

Seite

Der innerafrikanische Urwald. — Die Lichtungen. — Des Esels Ende. — Empfang in Ipoto. — Kilonga-Longa. — Die Manjema. — Djuma, der Dieb. — Ulebis Vermittelung. — Jephson im Hungerlager. — „Bruder" Ismaili. — Die Verhaue der Baleffe. — Saat Tato. — Rast in Ibwiri. — Chamis, der Manjema. — Die Häuser der Baleffe. — „Schauet nach Sonnenaufgang." — In Indefura. — Am oberen Ituri. Hinaus in das Grasland. 52

Fünftes Kapitel.

Durch das Grasland zum Albert-Njansa — und wieder zurück.

Das Grasland. — „Ja, der Njansa liegt dort!" — Über den Ituri. — „Rindvieh, was machst du?" — Das Lager auf Nsera Kum. — Die Schlacht in Undussuma. — Bei den Bavira. — Der Kampf am Bergpaß. — Der Albert-See. — „Warasura! Warasura!" — Der Fischer von Kasenja. — Notwendigkeit des Rückzuges. — Aufstieg im Passe. — Bestrafung der Eingebornen. — Rückmarsch über den Ituri. 73

Sechstes Kapitel.

Zurück zum Albert-Njansa.

Fort Bodo. — Die Kranken in Ipoto. — „Freiwillige vor!" — Stanleys Krankheit. — Wambutti und Bátua. — Lager und Leben der Zwerge. — Die Mande am Ituri. — Bei den Babesse. — Nachricht von „Malleju." — Der große Masamboni. — Bavira und Wahuma. — Das Paket Mbiassis. — Der Brief Stanleys. — Der Dampfer naht. — Zusammentreffen mit Emin Pascha. 95

Siebentes Kapitel.

Emin Pascha.

Eduard Schnitzer. — Emin Effendi. — Ismaels Eroberungen. — Gordon, „der Chinese". — Siber und Soliman Siber. — Die „türkische" Herrschaft. — Emins Verwaltung. — Emins Erfolge. — Mohammed Ahmed. — Der Mahdi. — Aufstand der Dinka. — Die Schlacht bei Kaschgil. — Englands Haltung. — Der Brief des Emir. — Emins Lage. — Abwehr der Mahdisten. — „Unsere Länder aufgeben?" — Casati. — Kabba-Regas Furcht. 115

Achtes Kapitel.

Zum Entsatze der Nachhut.

In Nsabe. — Unterhandlungen mit Emin. — Der Ferman. — Drei Vorschläge. — Abmarsch und Lebewohl. — Blick auf den Ruwenzori. — Der Feldzug gegen Musiri. — Phalanxtanz. — Ankunft in Bodo. —

Seite

Stairs bei Ugarrowwa. — Das Schauri. — Aufbruch der Entsatz-Kolonne. — In Ipoto. — Über den Lenda. — Die Madi und ihr Häuptling. — „Der Herr wird nicht mehr lange leben!“ — Hatunamgini. — Ugarrowwa eingeholt. — Bericht der Boten. — An der Kurve von Banalja. 133

Neuntes Kapitel.

Das Trauerspiel in Banalja.

„Wir sind Stanleys Leute!“ — Tippu-Tibs Zögern. — Kriegsrat. — Tippu-Tib in Jambuja. — Vormarsch nach Banalja. — Barttelots Tod. — Sanga, der Mörder. — Jamesons Ende. — Wards Rückreise. — Der Kirchhof Banalja. — Stanleys Ermutigung. — „Maniok mit Sauce ist besser!“ — Selims Rede. — Das Maniok-Gift. — Die Stimmung hebt sich. — Die Musterung der Expedition. — Der Abmarsch. — Selim ben Mohammed. 156

Zehntes Kapitel.

Der letzte Hinaufmarsch.

Im Walde. — Die feindseligen Eingebornen. — Jagd auf eine Buschantilope. — Die schwarzen Pocken. — Stanleys Zuversicht. — Das Zwergenpaar. — Am Ihuru. — In Andikumu. — Die Zwerge mit der Munitionskiste. — Über den Dui. — „Amani, du schwankst.“ — Die Not im Lager. — Saburi. — „Allah ho Akbar.“ — Das Ende der Entbehrung. — In Fort Bodo. — Aufbruch zum Njansa. — Nachrichten von Malleju. — Kriegsläufte und Friedensbündnis. 175

Elftes Kapitel.

Die Revolution in Hat-el-Estiwa.

Die Reihe der Stationen. — Stationsleben. — Bleiben oder Fortziehen? — In Wadelai. — Ferida. — Die Haltung des ersten Bataillons. — Dufilé. — Hamad Mohammeds Warnung. — Meuterei in Laboré. — Emin verhaftet und angeklagt. — „Wir mögen das neue Regiment nicht!“ — Das Schreiben Omar Salihs. — Der Fall von Redjaf. — Emin frei. — Die Niederlage der Derwische. — Emins Rückzug nach Tunguru. — Schwankende Entscheidung. — Jephsons Rückkehr. . . . 193

Zwölftes Kapitel.

Im Lager zu Kavalli.

Die Lagerstadt — Die Deputation aus Wadelai. — Das Murren der Sansibariten. — Die ägyptischen Flüchtlinge. — Casatis Bedenken. — Mohammed, der Maschinist. — Klage und Widerklage. — Der Widerspenstigen Zähmung. — Die Umtriebe der Ägypter. — „Aber wir wollen gar nicht kämpfen.“ — Das Ende der Verschwörung. — Sergeant Omar im Zweikampf. — Der Abmarsch. 221

Dreizehntes Kapitel.

Am Ruwenzori.

Seite

Die Seenfurche. — Stanleys Krankheit. — Im Lager bei Masamboni. — Rehan, der Verräter. — Stanleys Rückfall. — Die verräterischen Briefe. — Das Schicksal Selim Beys. — Masambonis Abschied. — Ins unbekannte Land. — Blick auf den Ruwenzori. — Angriff der Warasura. — Von Mboga hinab. — Tukabi. — Übergang über den Semliki. — — Der Ruwenzori. — Im Semliki-Thal. — Im Awamba-Walde. — „Wir sind Kilonga-Longas Leute!" — Der Avirika. — Emin und Stairs besteigen den Ruwenzori. — Stairs' Bericht. 242

Vierzehntes Kapitel.

Am Albert Eduard-Njansa.

Nochmals im Treibhause. — Bewwa und die Wakondju. — Usongora. — Abschied von dem „Wolkenkönige". — Der Große Salzsee. — Blick auf den Albert Eduard-Njansa. — Katwe. — Kakuris Botschaft. — Fahrt auf den Njansa hinaus. — Am Beatrice-Golf. — Scharmützel am Ruoki und bei Kavendare. — Die Epidemie. — Letztes Gefecht mit den Warasura. — Empfang bei Masakuma. — Botschaft der Königin-Mutter. — Bitte der Christen. — Prinz Utschunku. — Zum Kagera. 265

Fünfzehntes Kapitel.

In deutschen Landen.

In Mtagata. — Der Manjema-Häuptling und die Zwerge. — Kiengo. — Große Kälte. — Der Urigi-See. — Fathel Mulla, der Sudanese. — Der Victoria-Njansa. — Rast in Makolo. — Das Gefecht bei Ikoma. — Kämpfe in Nera. — Die Massai. — Tagesordnung der Expedition. — Die Nacht im Lager. — Die Mgunda mkali. — Die Wagogo. — „Guten Morgen!" — Der Gesang Mwa Kilalas. — Überfall der Massai. — Die „ehrlich" verdiente Ziege. — Durch die Marenga mkali. — Mpuapua. — „Wangoni! Wangoni!" — Emin Pascha holt den Wein. — Im Thal des Mukondokua. — In Ferhani. — Die Makata-Ebene. — Bankett in Mfua. — An der Kingani-Fähre. . . 284

Sechzehntes Kapitel.

Abschied und Ende.

Bagamoio. — Empfang durch Wissmann. — „Wir sind zu Hause." — Zweck und Erfolg der Expedition. — Das Festbankett. — Emins Sturz. — Stanleys Abschied von Emin. — Sansibar, Njambo. — Abrechnung, auch mit Tippu-Tib. — Heimkehr der Ägypter. — Emins Sorgen. — Eintritt in deutsche Dienste. 314

Abbildungen im Text.

	Seite
Hafen von Leopoldville	2
Baruti findet seinen Bruder	15
Die Fort-Insel bei den Panga-Fällen	34
Angriff auf einen Elefanten vom Ituri aus	40
Die Station Kilonga-Longas	59
Bakwurn-Dörfer auf einem Ausläufer des Pisgah-Berges	72
Das Südende des Albert-Njansa	83
Dorf der Bavira; Europäer schustern und schneidern	91
Hängebrücke über den östlichen Ituri	93
Ein Krieger Masambonis	94
Ansicht von Fort Bodo	96
Im Innern von Fort Bodo	97
Elefantenfalle der Wambutti	101
Die Dampfer „Khedive" und „Nyanza" auf dem Albert-See	114
Emin Pascha	117
Kapitän Gaëtano Casati	131
Kurve von Banalja	155
Gefangener Zwerg aus Avatiko	180
Überbrückung des Dui-Flusses	185
Ansicht von Wadelai	197
Hadji Fatmas Freude	215
Das Lager bei Kavalli	222
Sali, Stanleys Zeltbursche	233
Ägyptische Frauen und Kinder im Lager	238
Angriff der Warasura bei der Semliki-Fähre	251
Ansicht des Ruwenzori von Bakokoro aus	258
Der südwestliche Zwillingskegel des Ruwenzori, nach einer Aufnahme von Stairs	262
Der Kleine Salzsee bei Katwe	272
Ein Dorf in Ankori	277
Aufstieg an der Felswand von Ankori	278
Zug der Expedition durch das Thal von Ankori	281
Heiße Quelle in Mtagata	288
Mackays Missionsstation am Victoria-See	292
Felsenhügel in Usambiro	295
Maxim-Schnellfeuerkanone	297
Ein Tembe aus der Vogelschau	307
Sturz Emin Paschas	319

Separatbilder.

	Seite
Stanley und sein Stab	9
Jephsons Ankunft im Hungerlager	64
Durch eine Lichtung	65
Hinaus in das Grasland!	72
Stairs' Kampf am Flusse bei Nsera-Kum	79
Erster Ausblick auf den Albert-See	83
Zwergenlager, von einem Sansibariten belauscht	102
Zusammentreffen Emin Paschas mit Stanley am Ufer des Albert-Njansa	113
Der Siegestanz der Krieger Masambonis	142
Zusammentreffen mit der Nachhut bei Banalja	155
Die Zwerge mit der Munitionskiste	184
Austeilung des letzten Proviants im Hungerlager hinter Ngwetsa	187
Das Innere von Emins Diwan in Wadelai	197
Die Meuterei in Laboré	206

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

Seite
Hawaschi Effendi vor dem Gericht der Rebellen 208
Die Deputation der Rebellen vor Stanley in Kavalli 223
Den steilen Paßweg zur Hochfläche hinauf! 224
Albert Eduard-See, Ruwenzori und Albert-See aus der Vogelschau . . 242
Der Ruwenzori, von Kavalli aus gesehen 248
Das ungeduldige junge Rhinoceros 285
Am Südwestende des Victoria-Njansa 290
Unter Kämpfen durch Süd-Nera 298
Das Bankett in Msua 312
Unter Palmen in Bagamoio 317

Karte von Centralafrika im Jahre 1890.

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

Erstes Kapitel.

In Leopoldville.

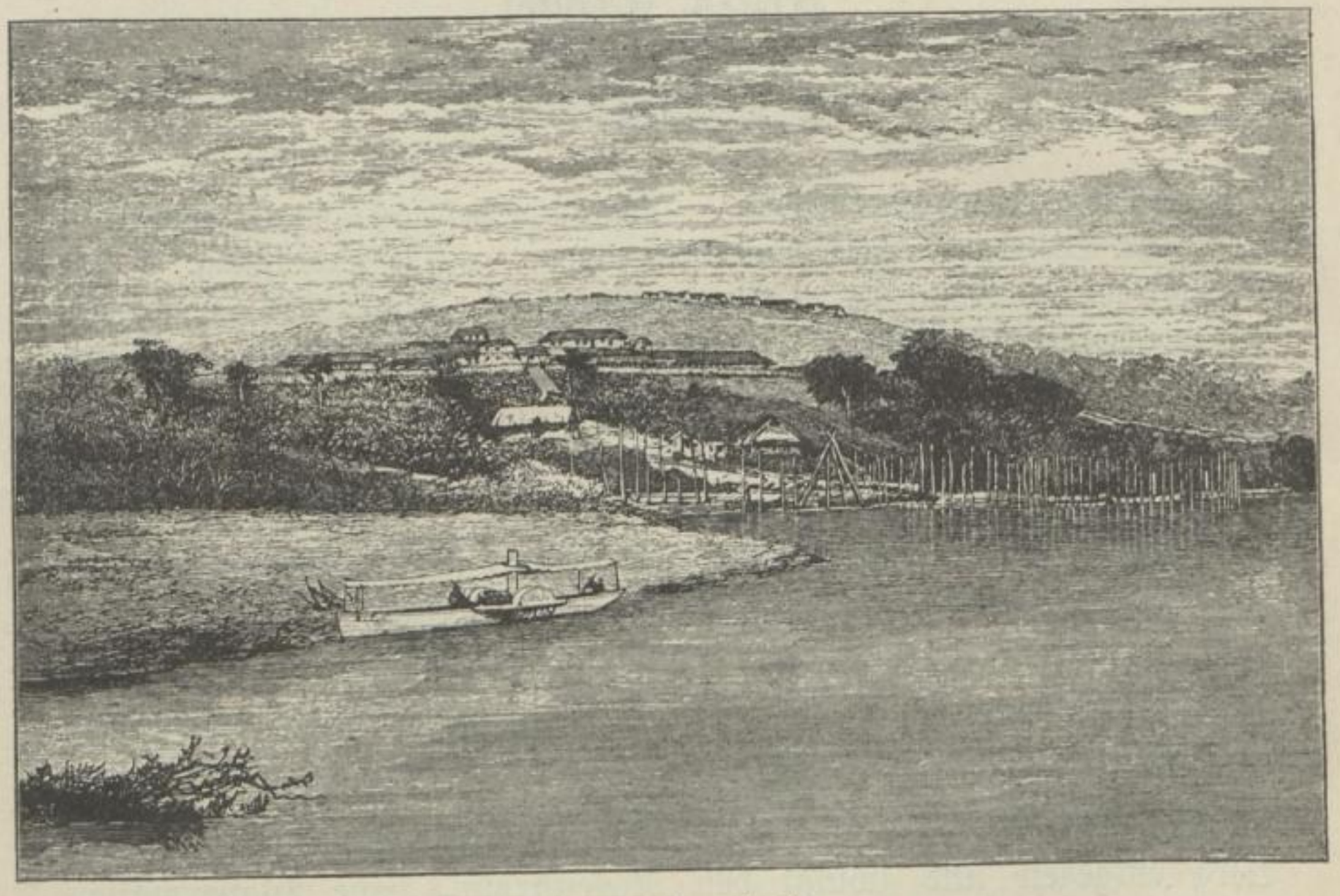
Der Leopold-Berg und Leopoldville. — Die Emin Pascha-Entsatz-Expedition. — Henry M. Stanley. — Mackinnons Telegramm. — Die Ausrüstung. — Die Kongo-Route. — Musterung. — Stanleys Begleiter. — Tippu-Tib. — „Bringen Sie mir morgen Ihre Antwort!“ — Ngaljema. — Not um Schiffe. — Abfahrt von Kinschassa.

Wir sind in Leopoldville, der Hauptstation oder, wenn man will, der Hauptstadt des werdenden Kongostaates.

Zu dreifacher Breite, als wollte er noch einmal in seiner vollen Majestät sich zeigen, bevor er in die Katarakten seines Unterlaufs sich stürzt, dehnt der gewaltige Kongo seine Fluten aus: das ist der Stanley-Pool. Dann aber stellt sich ihm schroff der Leopold-Berg entgegen und zwingt den Riesenstrom, seine Wassermassen schmaler zusammenzuziehen, denn zuvor. Am südlichen Abhange des Berges, wo die Kintamo-Bucht in das Gelände einschneidet, liegt Leopoldville.

Einen halben Kilometer oberhalb der Station, auf der Spitze des Berges, hat die Baptisten-Mission sich angesiedelt. Das ist ein herrlicher Platz. Zu den Füßen breitet sich das runde, von Bergen, Klippen und isolierten Gipfeln eingefaßte Becken des Stanley-Pool aus, mit grünen Inseln gleichsam übersäet; jenseits der Kintamo-Bucht, in ebenem, fruchtbarem Gelände liegt das Dorf Kinschassa, und gerade unter uns nordwärts sehen wir den eingepreßten Strom dahinschießen, den Katarakten entgegen, auf denen er, völlig unfahrbar, von dem Hochlande des inneren Afrika sich westwärts hinabstürzt. Eine kleine Bucht an seinem Ufer, durch einen waldigen

Vorsprung geschützt, bildet den Hafen der Station, in welchem Boote und Kanoes, zuzeiten auch rastend der eine oder andere der Dampfer des Kongostaates liegen. Dicht an dem Stromufer sehen wir den Landweg, den einzigen, den es giebt, von den Katarakten herauf-kommen: er schwingt sich um den Leopold-Berg herum und läuft in eine grasige Terrasse aus, welche in den Bergeshang eingeschnitten ist und einen schönen Ausblick auf den See und die benachbarten Wälder gewährt.



Hafen von Leopoldville.

An dieser Terrasse ziehen sich die Gebäude der Station hin, einstöckige Bauwerke aus Ziegelsteinen und Holzbalken aufgeführt und mit Rohr gedeckt. Ganz stattlich hebt sich aus ihrer Mitte das Hauptgebäude ab, welches mit einem Obergeschosse ausgestattet und mit einer großen offenen Halle an der Vorderseite versehen ist, die zu allen Tagesstunden einen angenehm-luftigen Aufenthalt gewährt. Hinter den Häusern, völlig getrennt davon, befinden sich die Kochräume; und oberhalb wie unterhalb der „Esplanade" liegen die Wohnhütten der Stationsarbeiter, eine nett und ordentlich aussehende Stadt, in der jede Hütte ihren wohleingehegten Garten hat. Weiterhin dehnen sich weit nach Süden wie nach Westen die Pflan-

zungen der Station, deren sich immer weiter ausdehnender Anbau sehr viel dazu beigetragen hat, den Aufenthalt in der Station zu einem so gesunden zu machen.

Sonst ist es, sobald frühmorgens die Arbeiter an ihre Tagesarbeit gewiesen sind, sehr still in Leopoldville. Heute indessen — wir schreiben den 21. April 1887 — herrscht allenthalben Aufregung und reges Leben. Braune Wangwana von der Insel Sansibar liegen im Arbeiterviertel im Schatten der Palmen und Bananen träge ausgestreckt; abgesondert von ihnen bereiten schwarze Sudanesen sich ein Mahl; unter Schuppen liegen Traglasten bergehoch aufgetürmt, und Esel stehen angebunden im Schatten.

Henry Stanleys Expedition ist angekommen, und Leopoldville läßt es sich angelegen sein, sie zu begrüßen und zu pflegen. In der luftigen Halle an der Esplanade sitzt Stanley selbst, im Gespräche mit Liebrechts, dem Gouverneur des Stanley-Pool-Distrikts des Kongostaates. Von der stattlichen Gestalt des noch jugendlichen belgischen Offiziers, die ein Bild blühender Männlichkeit bietet, hebt sich scharf die kleine gedrungene Gestalt des berühmten Entdeckers ab, das lebhaft gefärbte, narbenreiche energische Antlitz mit dem dichten grauen Schnurrbart und den hellen blitzenden Augen. Eine weiße Deckelmütze deckt das stark ergrauende Haar. Er spricht mit drastischen Wendungen, in fesselndem Reize: mit Spannung hört Liebrechts ihm zu. Aber wovon er redet — wir wissen's nicht; doch vermuten möchten wir, daß er dem Gouverneur, wenn auch nicht den eigentlichen Zweck der Expedition, so doch deren Ziel mit beredten Worten darlegt.

Das große sudanische Reich, welches die Waffen Ägyptens allmählich zusammenerobert hatten, war Landschaft für Landschaft dem Aufstande der fanatischen Mahdisten zum Opfer gefallen; nur ganz im Süden am oberen Nil behauptete der Gouverneur Emin Pascha noch seine Äquatorialprovinz mit Erfolg gegen die aufgeregten Rebellen: ein fruchtbares Gebiet, an einem großen schiffbaren Strom gelegen und den Zugang zu den dichtbevölkerten Ländern des Sudan eröffnend. So hatte denn alsbald die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche in ihrer Bildung begriffen war, ihr Auge auf die Äquatorialprovinz Emins geworfen. Sie hatte in Ostafrika zwischen Umbe und Tana ein großes Gebiet erworben, das in nordwestlicher Richtung den Zugang zu Emins Provinz gewähren konnte; es durfte also als ein aussichtsvolles Unternehmen gelten, Emin zum Anschlusse

an ihr Gebiet zu bestimmen oder in Hoffnung auf die Zukunft durch rechtzeitige Unterstützung ihn widerstandsfähig zu erhalten. In kurzer Zeit brachte daher ein Komitee, an dessen Spitze Sir William Mackinnon stand, die Mittel zusammen, um durch eine Expedition Emin Pascha Hülfe zu senden, wofür man erwartete, daß er die großen Elfenbeinvorräte, welche er im Werte von 1 200 000 Mark gesammelt hatte, dem leitenden Komitee zum Ersatze der Kosten überlassen würde. In je weitere Kreise die Kunde nun von dem wackeren Vorkämpfer der Civilisation in Wadelai am Nil gegen die wilden Horden des Mahdi drang, um so lebhafter wurde die Sympathie für ihn, um so idealer erschien der öffentlichen Meinung die Aufgabe einer solchen „Emin Pascha-Entsatz-Expedition".

Leicht indessen war die Aufgabe keineswegs; allenthalben stellten Schwierigkeiten sich dar: und doch konnte nur das völlige Gelingen Gewinn bringen. Für die Ausstattung geschah daher das Erdenkliche, und alle Anstrengungen wurden gemacht, um den Mann für die Leitung der Expedition zu gewinnen, dessen Name allein schon nach den Erfolgen, die er bisher gehabt, eine Gewähr der glücklichen Durchführung zu sein schien: Stanley!

Nur an bedeutende Menschen heftet sich die mythenbildende Dichtung der Volksphantasie. Je höher die allgemeine Bewunderung seiner Erfolge Stanley erhoben hatte, um so armseliger mußten daher zu schärferem Effekt seine Anfänge gewesen sein. Zu Denbigh in Wales geboren, sollte, früh verwaist, James Rowland im Waisenhause von St. Asaph erzogen sein. Als Schiffsjunge dann nach Amerika verschlagen, wollte man wissen, wäre der aufgeweckte Knabe von Mr. Henry Moreton Stanley, einem begüterten Kaufmann in New Orleans, adoptiert und so erst zu dem Namen gekommen, den er so berühmt machen sollte. Allein Stanley protestiert mit Entschiedenheit gegen diese ihm angedichteten, romantischen Jugendschicksale.

Henry Moreton Stanley war vielmehr im Jahre 1843 in Nordamerika geboren. Ein Blockhaus unter ächzenden Tannen am Ufer des Ouachita war seine Heimat. Dort war er in urwüchsigen, aber nicht unfreundlichen Verhältnissen aufgewachsen; das Leben im Walde mit den schwarzen Dienern der Farm, dann, als der Vater seinen Wohnsitz an die Ufer des Mississippi verlegte, Fahrten auf dem Strome in Gesellschaft der rauhen Bootsleute waren seine Schule. Achtzehnjährig trat er bei dem Ausbruche des ameri-

kanischen Bürgerkrieges in die Armee der Südstaaten, wurde aber gefangen genommen und in die Marine der Nordstaaten gesteckt, in der er es auf dem Schiffe Tinconderoga bis zum Fähnrich brachte. Nach dem Friedensschlusse wurde er Zeitungskorrespondent. Er bereiste die Türkei und unter mannigfachen Abenteuern Kleinasien, begleitete als Korrespondent des New York Herald, einer der größten amerikanischen Zeitungen, die englische Armee in dem Feldzuge gegen den König Theodor von Abessinien und begab sich dann nach Spanien, um über die Belagerung des aufständischen Valencia für seine Zeitung Berichte zu schreiben. Von hier berief ihn der Besitzer des Herald, James Gordon Bennett, unvermutet nach Paris, und gab ihm den Auftrag, den fast verschollenen und von vielen für tot gehaltenen Livingstone in Innerafrika, wo er auch sich befände, aufzusuchen und zu unterstützen.

So kam Stanley nach Afrika. Er wohnte der Einweihung des Suez-Kanal bei, machte eine Reise durch Persien und Indien und begab sich dann nach Sansibar. Mit bewunderungswürdiger Energie löste er die ihm gestellte Aufgabe und fand Livingstone in Udschidschi am Tanganjika-See wirklich auf. Mehrere Monate hindurch weilte er bei dem Manne, der sein halbes Leben an die Erforschung von Innerafrika gesetzt hatte, und widmete nach seiner Rückkehr nach London, durch den Krieg gegen die Ashanti 1873 nur auf kurze Zeit abgerufen, sich ernstlichen Studien, um des großen Entdeckers Werk dermaleinst selbst fortzusetzen.

Über Erwarten schnell ward ihm der Auftrag dazu. Mit vereinten Mitteln sandten der New York Herald und der Londoner Daily Telegraph Stanley von neuem nach Afrika. Von Bagamoio zog er zum Victoria-See und umfuhr ihn ganz. Im Westen desselben entdeckte er das gegen 5000 m hohe, schneebedeckte Gambaragara-Gebirge und weiterhin den Muta-Nsige, dem er später den Namen des Albert Edward-Sees gegeben hat. Jetzt wandte er sich zum Tanganjika-See, den er ebenfalls ganz umfuhr; auch den westlichen Abfluß des Sees erforschte er. Wohin aber ergießen sich die ungeheuren Wassermassen, welche westwärts vom Tanganjika fließen? Wohl hatte der deutsche Geograph Behm aus schwerwiegenden Gründen schon festgestellt, daß sie den Oberlauf des Kongo darstellen müßten: aber Stanley war es vorbehalten, den thatsächlichen Beweis dafür zu liefern. Von Njangwe aus begleitete er den Stromlauf zuerst zu Lande, von den Stanley-Fällen aber fuhr er in Kanoes

1600 km den Riesenstrom hinab, bis am Stanley-Pool von neuem Katarakte ihn zwangen, den Landweg zur Seite einzuschlagen. Das größte Rätsel des rätselvollen Erdteils hatte Stanley damit gelöst: er hatte den Lauf des Kongo festgestellt, er hatte nachgewiesen, daß der gewaltige Strom von den Stanley- bis zu den Livingstone-Fällen selbst für die größten Schiffe fahrbar sei, daß er durch ein reiches, gut bevölkertes Land dahinfließe.

Im Auftrage des Königs Leopold von Belgien hatte es nunmehr Stanley selbst übernommen, zum drittenmal nach Afrika zurückkehrend, Stationen am Kongostrome anzulegen, um damit das Kongogebiet für den europäischen Verkehr zugänglich zu machen. Aus diesen ist der Kongostaat hervorgegangen: mehrere Jahre hindurch war Stanley Generalgouverneur desselben. Aber, wie es scheint, befriedigte diese Thätigkeit ihn nicht: er kehrte nach Europa zurück, allenthalben wie ein Triumphator gefeiert. In England widmete er sich dann der Aufzeichnung seiner Mühen und Erfahrungen als Organisator, um nach der Vollendung des Werkes eine Vortragsreise durch die Hauptstädte Nordamerikas zu unternehmen.

Gewiß konnte Sir Mackinnon sich an keine geeignetere Persönlichkeit wenden, als er noch in London Stanley aufforderte, die Leitung der Entsatz-Expedition zu übernehmen und einen Plan des Zuges zu entwerfen. Allein Stanleys Bedingungen und Vorschläge erschienen manchem in dem Komitee bedenklich. Des Wartens auf eine Antwort überdrüssig, begab sich Stanley daher nach Amerika und begann seine Vorträge. Da traf ihn in St. Johnsbury, Vermont, das Telegramm:

> Ihr Plan und Anerbieten angenommen. Regierung billigt sie. Fonds beschafft. Geschäft dringend. Kommen Sie sofort. Antwort. Mackinnon.

Unverzüglich kehrte Stanley jetzt nach London zurück. Das Komitee ließ in allem ihm freie Hand: in bewunderungswürdig kurzer Frist wurden die umfassendsten Vorbereitungen beendet und alles beschafft, dessen eine im größten Stile entworfene Expedition bedarf. Zu diesen Vorbereitungen gehörte auch ein Stahlboot von $8^1/_2$ m Länge, 1,s m Breite und 76 cm Tiefe. In 12 Teile von je 36—38 kg Gewicht zerlegbar, war die „Advance" tragbar. Zur Verstärkung der Schwimmkraft war die erste und letzte der Abteilungen mit einem Deck versehen und wasserdicht gemacht. Sehr be-

deutende Vorräte an Waffen und Munition, teils für die Expedition, teils für Emin Pascha bestimmt, wurden beschafft, denen später die ägyptische Regierung noch 510 Remingtongewehre mit 100 000 Patronen, 2 Tonnen Pulver und 250 000 Zündhütchen hinzufügte. Auch schenkte der Erfinder der selbstthätigen Maxim-Kanone der Expedition ein solches Geschütz, welches im stande war, 330 Schüsse in der Minute abzugeben. Proviant, Arzneimittel, Äxte, Schaufeln, Zelte von imprägniertem Segeltuch wurden beschafft und Anweisung gegeben in Sansibar die zur Beschaffung von Lebensmitteln im Binnenlande nötigen Zeuge zu kaufen.

Als Ausgangspunkt der Expedition war unter allen Umständen Sansibar in Aussicht genommen, da es nur dort möglich schien, geeignete Träger in der nötigen Anzahl in den anstelligen und fügsamen Wangwana, befreiten Sklaven von Sansibar, zu gewinnen. Aber welchen Weg sollte von dort aus die Expedition zu Emin Pascha einschlagen? Als kürzeste Wege boten die Routen von der Ostküste des Kontinents, sei es an der Ost- oder an der Westseite des Victoria-Sees, sich dar: Stanley indessen war von vornherein der Meinung, als Ausgang den oberen Kongo zu wählen, um von hier aus in annähernd östlicher Richtung an den Albert-See und den Nil vorzudringen. Es ist ja begreiflich, daß den kühnen Reisenden am meisten derjenige Weg locken mußte, welcher durch „das dunkelste Afrika", durch annoch völlig unbekannte Gegenden führte: nur hier winkte der Ruhm neuer Entdeckungen. Aber auch die Gefahr der Desertion ganzer Trägertrupps, die auf den östlichen Routen nahe lag, war hier bei der Entfernung der Wangwana von ihrer Heimat so gut wie ganz ausgeschlossen; auch war Stanley überzeugt, daß es auf diesem Wege weder an Wasser noch bei der Fruchtbarkeit der Landschaften am Oberkongo an Lebensmitteln fehlen würde. Ausschlag gebend für die Kongo-Route wurde die Empfehlung des Königs von Belgien, der als Souverän des Kongostaates der Expedition das gesamte Schiffsmaterial des Staates zur Verfügung stellte und jede mögliche Unterstützung seitens dieses Staates versprach.

So hatte sich denn die Expedition, nachdem sie in Sansibar sich gebildet, auf dem Dampfer Madura mit kurzem Aufenthalte in der Kapstadt um halb Afrika herum nach der Mündung des Kongo begeben, war auf mehreren kleineren Schiffen den Unterkongo bis Matadi hinaufgefahren und hatte in 28tägigem Land-

marsche, die unteren Katarakte des Stromes umgehend, Leopoldville erreicht.

Drei Tage gewährte Stanley der Expedition in Leopoldville nach den noch ungewohnten Strapazen des Landmarsches Rast: dann ließ er sie auf der Esplanade zur Musterung antreten. Es waren im ganzen 737 Mann und 496 Gewehre. Den weitaus größten Teil der Mannschaft bildeten die Wangwana von Sansibar, Gestalten in allen Schattierungen von Braun, ihrer Religion nach, wenigstens äußerlich, sämtlich Mohammedaner. Sie sind die eigentliche Stütze der Expedition; sie haben außer ihrem Gewehr, ihren Schlafmatten und etwas Proviant die Traglasten, jede im Gewichte von $29^1/_2$ kg, zu tragen: was sie, sobald sie sich daran gewöhnt haben, ohne große Anstrengung zu leisten vermögen. Sie haben die Zelte aufzuschlagen, Brennholz zu sammeln; sie sind die Kundschafter und Fouragierer. Wohl sind sie gutwillig, aber ohne Verläßlichkeit; in der Stunde der Gefahr ist wenig auf sie zu rechnen. Schon jetzt ist, um den Beschwerden des Landmarsches, die nach der bequemen Seefahrt freilich doppelt groß erscheinen, zu entgehen, eine ganze Anzahl von ihnen desertiert. „Diese Leute", sagt ihr Kirangosi, ihr eigener Anführer, „diese Leute von den Nelken- und Zimmetpflanzungen in Sansibar sind nicht besser als Tiere; sie haben keine Spur von Gefühl. Sie verabscheuen die Arbeit, wissen nicht, was Silber ist, und haben weder Eltern noch Heimat. Diejenigen Männer, welche eine Heimat besitzen, desertieren niemals; thäten sie es, so würden sie von den Nachbarn so lange verspottet werden, bis sie sich nicht mehr sehen lassen könnten."

Einen scharfen Gegensatz zu diesen Sansibariten bilden die 61 Sudanesen. Sie sind als Deckung der Karawane angeworben worden und tragen nichts als ihre Gewehre, Rationen und ihre Kleidung. Noch nicht zwei Stunden war die Madura von Sansibar entfernt, als schon im Zwischendeck des Schiffes ein „Schindi", eine erbitterte Prügelei, zwischen den Sudanesen und den Sansibariten ausgebrochen war. So wild schlugen sie mit allem, was gerade zur Hand war, auf einander ein, daß, nachdem endlich die Raufenden mit Stockschlägen auseinander gebracht waren, 15 schwere Speerwunden und 10 Armbrüche dem Arzte Arbeit gaben. Aber auch auf dem Marsche gab es stets Zank und Prügelei zwischen ihnen, wenn etwa ein Zug Sansibariten die mürrischen und reizbaren Sudanesen, welche voran marschierten, einholte.

Stanley und sein Stab. S. 9.

Parke. Nelson. Stanley. Stairs. Jephson.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Endlich gehörte zur Expedition noch eine Gruppe von 13 Somali, braune, schlanke Gestalten mit wüstwolkigem Haarwuchs, die sich gelehrig und brauchbar erwiesen, aber bei Regen und Nässe gleich kraftlos zusammensanken; wie sie denn auch alle den Anstrengungen des Marsches durch ein von ihrer fernen Heimat so völlig verschiedenes Land erlegen sind.

Die ganze Expedition war in 7 Compagnien geteilt, deren Führung je einem der Stanley begleitenden Europäer übertragen war. Die Mehrzahl dieser Begleiter, ausgewählt aus einer großen Zahl freiwillig sich Anbietender, hatte schon in London Stanley sich angeschlossen. Da war Grant Stairs, Lieutenant vom königlichen Ingenieurcorps, Kapitän Nelson von Methuens Kavallerie-Regiment, der sich bereits in den Kriegen gegen die Zulukaffern besonders ausgezeichnet hatte, John Rose Troup, der bereits am Kongo gedient hatte und des Kisuaheli, der Landessprache der Sansibariten, mächtig war. James Jameson begleitete die Expedition als Naturforscher; er hatte durch längere Reisen in den Ländern der Maschona und Matabele sich vorgebildet und sicherte die Teilnahme an der Expedition sich dadurch, daß er 20000 Mark zu ihren Kosten beisteuerte. Auf ähnlicher Grundlage gewann der junge Mounteney Jephson seinen Platz, für den die Gräfin von Noailles die gleiche Summe bei dem leitenden Komitee einzahlte. Die Reihe schloß William Bonny, der, obgleich schon in reiferen Jahren, seine Stellung in einem Militärhospital aufgab, um als Assistenzarzt in die Expedition aufgenommen zu werden. Seiner Obhut wurde gleich ein Knabe vom Stamme der Basoko übergeben, der den Zug mitmachen sollte. Sir Francis de Winton, Stanleys Nachfolger als Generalgouverneur des Kongostaates, hatte den kleinen Baruti, der 1883 als Kind von einigen Karema geraubt worden war, befreit und zur Erziehung nach England gesandt: jetzt sollte der Knabe seine Heimat wiedersehen.

Ebenfalls schon in London hatte Edmund Barttelot, Major im 7. Füsilierregimente, durch persönliche Verhandlung mit Stanley sich seine Teilnahme an der Expedition gesichert; doch stieß er erst in Aden zu derselben. In Alexandrien stellte der junge Militärarzt Dr. Parke sich Stanley vor: er erreichte, was er wünschte, und wurde als Arzt der Expedition angestellt. In der Kapstadt wurde dann John Walker als Maschinist engagiert, am Kongo selbst der Gardelieutenant Ingham, welchen Stanley direkt von

London dorthin gesandt hatte, um Träger für die Expedition zu sammeln, den Fahrtgenossen eingereiht und endlich dort noch Herbert Ward, welcher Reisen in Neuseeland und Borneo gemacht und während der letzten Jahre in den Diensten des Kongostaates gestanden hatte, auf seine Bitte in die Expedition aufgenommen, um bei der Organisierung des Trägerdienstes neben Ingham nützlich zu sein.

Den meisten dieser jungen Leute, wie sie bei der Musterung, den Kopf durch einen weißen Sonnenhelm geschützt, so dastanden, sah man es an, daß sie noch Neulinge in Afrika waren. Denn krebsrot erst hatte die Glut der Landmärsche ihnen die Gesichter gebrannt und die Augen fast entzündet; aber jugendfroher Thatendurst beseelt sie alle. Sieben von ihnen sind zu Compagnieführern bestellt: Major Barttelot hat den schwierigsten Posten; er führt die 1. Compagnie, die Sudanesen, deren halsstarriges, mürrisches Wesen oft seine Geduld auf eine harte Probe stellt. Die 6 Compagnien der Sansibariten sind Stairs, Nelson, Jephson, Jameson, Troup und Parke zugeteilt. Dem Arzte sind auch die Somali zugewiesen, die sich in Klagen darüber erschöpfen, daß keine Kamele mitgenommen sind. Bonny endlich ist die Obhut über die Reit- und Packesel und sonstigen Tiere der Expedition anvertraut.

In einem langen, weißen Gewande, das ein kostbarer Seidenshwal zusammenhält, den weißen Turban auf dem Kopfe, steht ein Araber zur Seite, scheinbar gleichgültig, aber doch aufmerksam der Musterung folgend: eine stattliche Gestalt, ergrauend, aber noch ungebeugt von der Zahl der Jahre. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, fast negerartig, die Züge sind breit, aber intelligent; in den Augenwinkeln liegt ein eigentümliches nervöses Zucken. Ein zahlreiches Gefolge in sichtlicher Ehrerbietung umgiebt ihn. Es ist Scheich Hamed bin Mohammed, genannt Tippu-Tib.

Elf Jahre ist es her, daß Stanley ihn zuerst in der Handelsfaktorei Tubanda am Lualaba angetroffen und zum Geleiter durch das schreckliche Waldland Uregga gewonnen hatte. Damals war Tippu-Tib ein angesehener Elfenbein- und Sklavenhändler gewesen; jetzt herrschte er wie ein Fürst vom Westufer des Tanganjika bis über den oberen Kongo hinaus. Araber wie Negerhäuptlinge huldigten ihm; auf Sklavenjagden sandte er seine Expeditionen weit in das Gebiet des Kongostaates hinein. Der Kapitän Deane, Gouverneur der Stanley-Fälle-Station, der östlichsten des Kongostaates,

hatte es gewagt, eine Sklavin, die sich in die Station geflüchtet, gegen Raschid, den Neffen Tippu-Tibs, in Schutz zu nehmen; die Folge war, daß Tippu-Tib die Macht Deanes, trotz der Kruppschen Kanonen, mit denen dieser die Ansiedelungen Tippu-Tibs beschoß, vernichtete, die Kanonen eroberte, daß die ganze Station in Flammen aufging und der siegreiche Araber voll ingrimmigen Hasses mit seiner ganzen Macht in allem dem Kongostaate entgegentrat: die größte Gefahr für den jungen, doch erst werdenden Staat.

Tippu-Tib befand sich zufällig in Sansibar, als Stanley dort im Februar 1887 eintraf. Durch eine persönliche Unterredung wollte Stanley den Erzürnten besänftigen, womöglich gewinnen; vielleicht war es im Interesse der Entsatz-Expedition auch möglich, durch Tippu-Tib 600 Träger zu erhalten, um die Elfenbeinvorräte Emin Paschas sicher an die Küste zu schaffen. Er suchte ihn daher auf. Der Araber erzählte Stanley, wie man ihn behandelt, legte ihm drei ungeladene Kruppsche Granaten vor, die er vom Kongo mitgebracht hatte, um seinen Freunden zu zeigen, mit was für Geschossen Deane seine Ansiedelungen bombardiert hatte, und redete sich immer mehr selbst in Wut hinein. Stanley ließ ihn sein übervolles Herz ausschütten; endlich nach einer ganzen Weile fragte er ihn sanften Tones:

„Hamed bin Mohammed, sind Sie nun fertig? Ich weiß sehr gut, wie groß und mächtig Sie sind; aber Sie sind ungerecht, wenn Sie es allen Europäern als Vorwurf anrechnen, daß es einem jungen Offizier beliebt hat, Ihre Ansiedelungen mit Kruppschen Granaten zu bewerfen. Ich betrachte die Angelegenheit lediglich als die Folge eines Streites zwischen einem jungen Weißen und einem jungen Araber. Die Grauköpfe, welche den Streit ohne Kampf entschieden haben würden, waren abwesend: Sie waren fern auf dem Wege nach Sansibar und der Generalgouverneur des Kongostaates war 2400 km flußabwärts in Leopoldville. Aber die Jugend will bekanntlich immer ihre Kraft messen. Überhaupt macht gerade die Station an den Stanley-Fällen uns viel Schwierigkeiten. Es ist schwer, Leute zu finden, welche stets weise handeln und immer vollständig begreifen, wie ihre Befehle lauten. Sie können überzeugt sein, hätte Deane Krieg mit Ihnen führen sollen, man würde ihm nicht bloß 30 Mann mitgegeben haben. Nun merken Sie auf! König Leopold, der Herr des Kongostaates, schlägt Ihnen den Versuch vor, jene Station mit eigener Hand zu regieren; er wird Ihnen

jeden Monat dasselbe bezahlen, was ein europäischer Gouverneur erhalten würde. Jedoch giebt es gewisse kleine Bedingungen, welche Sie erfüllen müssen, ehe Sie Gouverneur der Station werden."

Tippu-Tib schlug die Augen auf, bewegte dieselben rasch und fragte: „Ich?"

„Ja, Sie, Hamed!" fuhr Stanley ruhig fort. „Sie lieben das Geld: ich biete Ihnen Geld. Sie grollen darüber, daß dort Weiße sind. Nun, wenn Sie Ihre Pflicht richtig erfüllen, dann braucht man dort keine Weißen mehr außer dem einen, welchen wir unter Ihrem Befehle dorthin schicken müssen, um zu sehen, daß nicht gegen die Bedingungen verstoßen wird."

„Nun, worin bestehen dieselben?"

„Sie müssen die Flagge des Kongostaates aufhissen. Sie müssen einem Residenten, der Ihre Berichte an den König schreiben wird, gestatten, bei Ihnen zu bleiben. Sie dürfen weder Sklavenhandel treiben, noch irgend jemand erlauben, unterhalb der Stanley-Fälle mit Sklaven zu handeln. Ebenso darf, wie Sie begreifen werden, keine Sklavenjagd stattfinden. Dagegen können Sie mit Elfenbein, Gummi, Vieh und allen anderen Dingen so viel handeln, wie es Ihnen beliebt. Geben Sie mir nicht sofort eine Antwort, sondern gehen Sie hin und beraten Sie sich mit Ihren Freunden und denken Sie darüber nach, was ich Ihnen biete. Mein Schiff segelt in drei Tagen. Bringen Sie mir morgen Ihre Antwort!"

Tippu-Tib nahm das Anerbieten an, und König Leopold bestätigte telegraphisch den neuen sonderbaren Gouverneur der Stanley-Fälle-Station. Zugleich versprach Tippu-Tib 600 Träger zu schicken, welche vom Kongo die Munitionslasten zu Emin Pascha tragen und nach den Umständen dessen Elfenbein zur Küste bringen sollten. Dadurch hatte Stanley einen friedlichen Marsch sich, soweit nur Tippu-Tibs Einfluß reichte, gesichert und zugleich die Gewähr gewonnen, daß kein Araber seine Leute zur Desertion verlocken würde, wozu sie sonst nur allzu geneigt sind, wenn die Expedition eines Weißen in die Nähe ihrer Ansiedelungen kommt.

Mit einem Gefolge von 96 Menschen war Tippu-Tib an Bord der Madura gegangen und nunmehr mit der Expedition nach Leopoldville gekommen, um sich den Kongo hinauf in die ihm übertragene Station zu begeben.

Die Musterung ergab, daß seit der Abfahrt von Sansibar der Expedition 57 Mann und 38 Gewehre verloren gegangen waren.

Einige von den Leuten waren gestorben, andere wegen Krankheit zurückgeblieben; den größten Verlust aber hatte ohne Zweifel die Desertion bewirkt. Stanley wünschte daher, sobald wie möglich die Fahrt nach dem Aruwimi anzutreten, von dem aus er den Überlandmarsch zum Albert-See unternehmen wollte. Denn an dem See erwartete er mit Bestimmtheit etwas von Emin Pascha zu vernehmen. Hatte doch überdies nicht nur in London das leitende Komitee, sondern in Kairo auch Dr. Junker, der unlängst von Emin zurückgekehrt war, ihn dringlichst zur Eile ermahnt. Um aber nun den Wasserweg weiterzuziehen, bedurfte die Expedition zweierlei: Lebensmittel für 60 Tage und Schiffe.

Allein Leopoldville war nur im stande, 60tägigen Proviant für 146 Mann zu beschaffen, aber nicht für deren 737. Und auf Lieferungen vonseiten der benachbarten Häuptlinge war nicht sehr zu rechnen. Bald erhielt Stanley die Erklärung.

Aus jenen Zeiten, wo Stanley in friedlicher Arbeit am Kongo thätig gewesen war und Leopoldville gegründet hatte, fanden sich auf die Kunde, daß er wieder da wäre, mancherlei Bekannte aus der Umgegend in der Station ein, ihn zu begrüßen. Unter diesen drängte sich Ngaljema von Kintamo hervor, ein dünkelhafter und unzuverlässiger Mensch, der sich durch Verschlagenheit und Glück zu einer sehr wichtigen Persönlichkeit emporgeschwungen hatte. Ngaljema war mit seinen beiden Brüdern noch vor wenig Jahren Sklave des Häuptlings Bamanku von Kinschassa gewesen. Der Tod ihres Herrn machte die Brüder frei und zugleich zu Erben des Kinderlosen. Sie legten sich jetzt auf den Elfenbeinhandel, doch fanden in den Streitigkeiten, in welche sie mit Ntschuvila, dem neuen Häuptlinge von Kinschassa, gerieten, bald zwei der Brüder ihren Tod und auch Ngaljema sah sich genötigt, nach Kintamo zu Ngako, dem Häuptlinge der Wambundu, zu flüchten. Die Wambundu gewährten ihm Schutz, und Ngaljema kehrte zu seinem Elfenbeinhandel zurück. Bald war er reich genug, um zwei Töchter benachbarter Häuptlinge zu heiraten; durch Bündnisse schloß er dann um Kinschassa einen Ring, durch den er seinen Feind Ntschuvila zwang, Frieden mit ihm zu halten. Auch den alten Häuptling Ngako stellte er bald völlig in Schatten, zog seine Verbündeten nach Kintamo, sodaß Kinschassa in kurzer Zeit überflügelt war. In seinen Verwandten und Sklaven hatte er 150 Gewehre zu seiner Verfügung, und wenn er seine Verbündeten aufbot, konnte er seine Streitmacht auf

1000 Gewehre bringen. Das machte ihn „dickköpfig". Er hielt es für eine Beleidigung, daß man in Leopoldville ihn nicht nach Wunsch honorierte, und suchte die Station seine Macht, ohne daß er selbst etwas riskiere, fühlen zu lassen. Jetzt konnte er gar kein Ende finden, bei Stanley sich darüber zu beklagen, daß die Weißen in der Station in letzter Zeit immer herrischer in ihrem Wesen geworden wären, sodaß er und die ihm befreundeten Häuptlinge in der Besorgnis, daß das Benehmen der Weißen nichts Gutes für sie bedeute, sich furchtsam von allen Stationen zurückhielten; infolge dessen seien die Märkte verlassen und die Lebensmittel knapp und sehr teuer geworden.

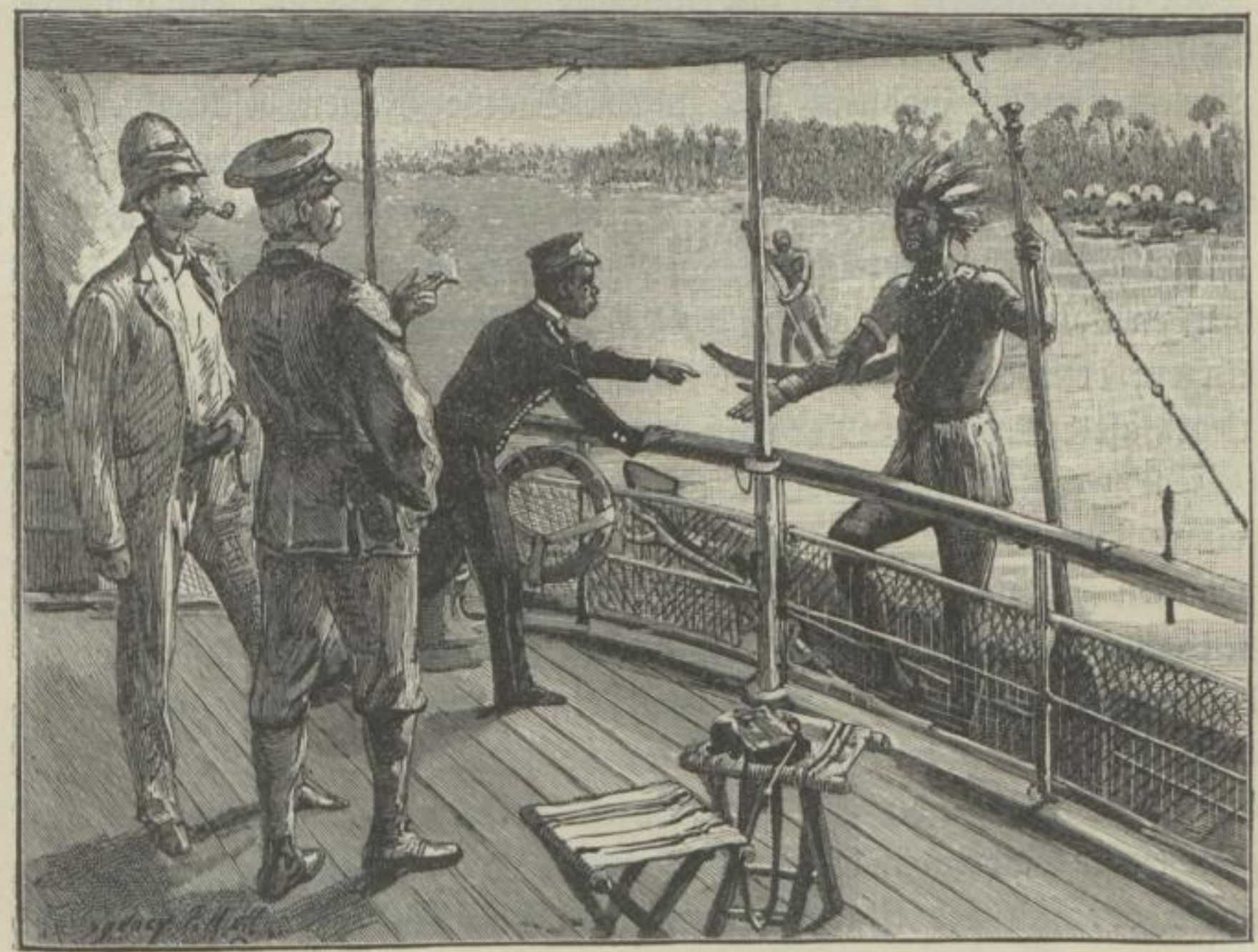
Da blieb denn freilich Stanley nichts anderes übrig, als den Aufbruch der Expedition von Leopoldville um so energischer zu betreiben. Schon am Tage nach der Musterung sandte er daher Barttelot und Parke mit ihren Compagnien (153 Mann) stromauf nach der Mündung des Wampoko-Flusses, von wo sie zu Lande nach Msuata, wenig unterhalb der Kassai-Mündung marschieren sollten.

Wenn nur für das Gros der Expedition genügend Schiffe vorhanden gewesen wären! Zwar die Baptisten-Mission war bereit, ihren kleinen Dampfer „Peace" Stanley zu überlassen; dagegen die Livingstone-Inland-Mission wollte sich nicht dazu verstehen, ihren Dampfer „Henry Reed" für die Zwecke der Expedition herzugeben. Erst das direkte nachdrückliche Eingreifen des Gouverneur Liebrechts machte sie willfährig. Dann stand noch in dem nahen Kinschassa der Dampfer „Florida" auf den Helgen, aber ohne Maschine und Welle, die in der Station noch nicht eingetroffen waren. Dies Schiff gehörte der Sanford-Company, welche sofort es, wie es war, Stanley zur Verfügung stellte. Es wurde daher das Lager der Expedition am 28. April nach Kinschassa am Stanley-Pool verlegt, da Stanley den Stapellauf des Schiffes möglichst beschleunigen und persönlich überwachen wollte. Schon am 30. April konnte dieser denn auch erfolgen, worauf die „Florida" von dem inzwischen von der Wampoko-Mündung zurückgekehrten Dampfer „Stanley" ins Schlepptau genommen wurde. Endlich waren noch 2 Leichter da, einem der Dampfer angehängt zu werden.

Für den Ungeduldigen viel zu langsam waren alle Vorbereitungen beendigt. Und doch stand schon am 1. Mai am Ufer von Kinschassa die ganze Expedition bereit, die Stromfahrt anzutreten; 500 Trägerlasten unter der Aufsicht von Troup mußten freilich

zurückgelassen werden. Zuerst stieß der „Henry Reed“ mit den beiden Leichtern im Schlepptau ab: er trug Tippu-Tib und dessen Gefolge, sowie 35 Mann von der Expedition. Ihm folgte der „Stanley“, die „Florida“ schleppend; 336 Leute waren auf beiden Schiffen untergebracht. Der Rest der Expedition, 135 Mann, befand sich auf dem „Peace“; auch Stanley, von der ganzen Station mit Hochrufen und guten Wünschen geleitet, bestieg das Schiff. Aber kaum hatte der Dampfer sich in Bewegung gesetzt, so brach plötzlich das Steuerruder: das Schiff legte sich auf die Seite und konnte nur mit Mühe nach Kinschassa zurückgebracht werden. Der Tag ging über der nötigen Reparatur hin: erst am nächsten Morgen vermochte der „Peace“ den übrigen Schiffen zu folgen, die Befehl hatten, in Kimpoko am oberen Ende des Stanley-Pools ihn zu erwarten.

Ein großer Schritt vorwärts war geschehen. Denn eine ebene Bahn bot jetzt, 1550 km weit, bis zur Aruwimi-Mündung der Expedition der Lauf des gewaltigen Kongo.



Baruti findet seinen Bruder.

Zweites Kapitel.

1700 Kilometer Stromfahrt.

Der Kongo und seine Ufer. — Flußinseln. — Regenzeit. — Der „Peace". — Der „Stanley" leck. — Bolobo. — Barttelot Führer der Nachhut. — Bangala: Tippu-Tibs Abschied. — Baruti und sein Bruder. — Auf dem Aruwimi. — Jambuja erobert. — Barttelots Rückkehr. — Blutsbrüderschaft. — Teilung der Expedition. — „Sind Sie jetzt befriedigt?"

Es ist ein ungeheurer Bogen, den der Kongolauf vom Stanley-Pool nordostwärts über den Äquator hinweg bis zu seiner nördlichsten Stelle unter $2^1/_2$° n. Br. und dann fast wieder bis zum Äquator zurück südöstlich bis zu den Stanley-Fällen beschreibt. In seiner ganzen Ausdehnung hatte nur Tippu-Tib mit seinem Gefolge diesen Weg zurückzulegen; aber freilich, der Weg der Expedition, wie ihn Stanley ihr vorzeichnete, aus dem Kongo etwa unter 24° ö. L. den Aruwimi hinauf bis zu dessen Schiffbarkeitsgrenze, war kaum kürzer; denn Jambuja, wo die ersten Katarakte den Aruwimi sperren, liegt fast unter dem Meridian der Stanley-Fälle des Kongo.

Durchschnittlich 1370 m breit, wälzt in diesem mittleren Teile seines Laufes der Kongo bei einer Tiefe von 30—40 m seine trübbraunen Fluten mit einer Geschwindigkeit von 3—$3^1/_2$ Knoten dahin. Nur einige Meter über die Wasserfläche heben sich die Ufer, sodaß der Strom rechts und links von einer grünen Mauer eingefaßt erscheint: so nah tritt der die Ufer bedeckende Wald an das Wasser heran. Massen von Schlingpflanzen bedecken die Bäume. Bald gleichen sie einer grünen, leicht über das Laubwerk geworfenen Decke, unter der sich die Baumformen deutlich abzeichnen; dann wieder bilden sie ein duftiges, grünes Gewebe oder eine dichte Wand, deren Oberfläche wie von Menschenhand glatt geschnitten erscheint. An anderen Stellen wieder knüpfen die horizontalen, sich ineinander

schlingenden Ranken ein riesenhaftes Gitterwerk, aus dessen Grunde das schöne und gleichmäßige Laub hervorbricht, bis ganze Mauern und Umzäunungen entstehen, deren Mittelpunkt irgend ein mächtiger Baum darstellt. Leben bringen in dies dichte grüne Gewebe die karmesinroten Blüten der hochkletternden Winden und die blaßgelben Blumen der kriechenden Kürbisse, deren orangerote Früchte wie kleine Lampen aus dem durchblümten Laube hervorglänzen.

Zahlreiche Inseln, mit Baumwuchs bestanden, oft zu dichtem Gewirre sich scharend, unterbrechen die im funkelnden Sonnenschein metallisch glänzende Flut des Stromes. Am Strande derselben erscheinen Sandbänke von blendend weißem Aussehen, auf welchen Scharen von Uferschwalben ihre Nester haben. Auch einzelne Gruppen von Bäumen sieht man mitten im Wasser der reißenden Strömung Trotz bieten: das steigende Wasser hat ihre niedrigen Standinseln überdeckt. Hin und wieder an toten Wasserläufen deckt gewaltiges Röhricht den Boden. Wo er höher ansteigt, schwingen Affen sich mit halsbrecherischen Bewegungen von Baum zu Baum; und von seinem hohen Sitze im Gipfel eines Baumes erhebt sich mit schrillem Geschrei ein weißhalsiger Fischadler und fliegt langsam über die Insel hin, und Taucher und Königsfischer ziehen dem herannahenden Dampfer voran, dessen stoßweises Gestöhn alles Tierleben alsbald aus seiner Nähe scheucht. Selbst die Flußpferde heben aus dem seichten Wasser argwöhnisch ihre viereckigen Köpfe und spitzen die Ohren, um augenblicks zu verschwinden. Nur die Krokodile schießen mit großer Geschwindigkeit in gerader Richtung wie ein Torpedo auf den Dampfer los, als wollten sie mit ihren keilförmigen Köpfen seinen Eisenrumpf durchbohren; plötzlich aber, ein paar Klafter von dem Schiffe sinken sie unter, um an der andern Seite gleich wieder aufzutauchen, sichtlich verstimmt, denn vermutlich hat ihnen die Schraube an die Schnauze geschlagen.

So geht gleichmäßig Tag für Tag auf der 1700 km langen Fahrt dahin; nur wo ein Fluß einmündet, wo am Flußufer ein Dorf steht oder gar eine Station erbaut ist, giebt es eine Abwechselung in dem gleichförmigen Bilde.

Noch war Regenzeit, die erst gegen die Mitte des Mai zu enden pflegt. Jeden Nachmittag türmten sich daher drohende Wetterwolken an dem Himmel auf: sie breiten sich aus, die Sonne verbergend; dann kracht der Donner los in der bedrückenden Stille, grell zucken die Blitze in der Dämmerung, die alles umhüllt, und

rauschend gießt mehrere Stunden hindurch in tropischer Fülle der Regen herab. Dann aber liegen schon die Schiffe, sicher vertaut, am Ufer; 100 Sansibariten müssen an Land, um abgestorbene Bäume zu fällen und das Holz in armlange Scheite zur nächsten Tagesfeuerung für die Dampfer zu spalten.

Mit dem Ende der Regenzeit konnten indes die Tagesfahrten länger bemessen werden; um schneller vorwärts zu kommen, wurden nun erst um 5 Uhr nachmittags die Dampfer festgelegt. Doch fehlte es nicht an unliebsamen Hemmnissen. Der „Peace" erwies sich als ein ganz unberechenbares Schiff. Eine Weile fuhr er gut vorwärts, dann aber sank die Kraft seiner Maschine allgemach so weit herab, daß ihn der Strom sanft flußabwärts führte. Zuzeiten mußte der „Henry Reed" ihn einfach ins Schlepptau nehmen. Auch der „Stanley" hatte Unglück; er fuhr bei Tschumbiri auf ein Felsenriff, und erhielt dadurch ein vierfaches Leck. Einige alte Ölkannen wurden zerschnitten, und nun die daraus entstandenen Platten, mit Segeltuch gefüttert und mit Mennige bestrichen, auf die leckgewordenen Stellen festgeschraubt: eine mühselige und zeitraubende Arbeit, da sie ganz und gar im Wasser geschehen mußte. Doch war nach drei Tagen wenigstens der Dampfer im stande, die Fahrt fortzusetzen.

Das größte Hemmnis indessen blieb, daß die Dampfer für den gleichzeitigen Transport der ganzen Expedition nicht ausreichten. Dadurch sah sich Stanley genötigt, wollte er nicht übermäßig viel Zeit verlieren, die Expedition zu teilen. Sein Gedanke war, mit der einen Hälfte der Expedition von Jambuja sobald wie möglich sich in Vormarsch zu setzen; aber auch die Nachhut, welche ihm dann folgen sollte, mußte, da er auf Tippu-Tib doch nicht mit voller Sicherheit glaubte rechnen zu können, so stark formiert werden, daß sie nötigenfalls im stande war, allein den Weg von Jambuja sich ostwärts zu bahnen.

Sobald daher die Schiffe die Kongostation Bolobo (2° s. Br.) erreicht hatten, wählte Stanley aus allen Compagnien 125 Mann aus, alle diejenigen, welche ihm am wenigsten frisch und kräftig zu sein schienen. Sie sollten unter der Obhut von Ward und Bonny, da es in Bolobo einen Überfluß von Getreide und Fischen gab, sich dort pflegen und kräftigen, bis er den „Stanley" senden würde, sie nach Jambuja nachzuholen. Dann aber sandte er den „Stanley", sein bestes Schiff, nach Kua-Münde (Kwa-Mouth) an der Mündung des Kassai zurück, um die Compagnien von Barttelot und Parke,

welche nach der Mündung des Wampoko ausgesandt und dann zu Lande weitermarschiert waren, der Expedition wieder zuzuführen.

Schon am 19. Mai spät abends holte der „Stanley" bei der Baptisten-Missionsstation Lukolela (1° s. Br.) die Flotille wieder ein. Es mußte daher nunmehr die Frage zur Entscheidung gebracht werden, wer den Oberbefehl über die Nachhut führen solle. Die Frage war schwierig; denn unter den jungen Begleitern Stanleys war auch nicht einer, der nicht danach verlangt hätte, bei der Hauptkolonne der Expedition sich seine Lorbeern zu erringen. Allein bei der großen Verantwortung, welche die Stellung mit sich brachte, glaubte Stanley, nur den Erfahrensten damit betrauen zu dürfen. Der älteste Offizier aber war Major Barttelot. Er hatte, wie man wissen wollte, während der ägyptischen Verwickelung schon ein Corps von 1000 Mann von Kosseir am Roten Meere nach Kennah am Nil geführt, auch in Abessinien und im sudanischen Feldzuge sich ausgezeichnet. Begreiflicherweise war sein dringender Wunsch, unter den vordersten der Expedition Verwendung zu finden. So stimmte ihn denn Stanleys Erklärung höchst niedergeschlagen.

„Sie, lieber Major", sagte Stanley, „wenn Sie die Nachhut heraufbringen, haben ebenso viel Recht auf Anerkennung, wie wir bei der Vorhut. Wenn Tippu-Tib mir treu ist, so werden Sie kaum sechs Wochen hinter uns zurück sein; vereinigt er sich nicht mit Ihnen, dann sind Sie Herr Ihrer Kolonne. Zu Ihrem Troste will ich Ihnen sagen: es liegt noch viel Arbeit vor uns; davon sollen Sie den wichtigsten Teil haben. Nun sagen Sie mir, wen Sie zum Nächstkommandierenden haben möchten."

„O, das möchte ich Ihnen überlassen."

„Nein, ich habe es lieber, wenn Sie sich selbst einen Freund zum Gefährten aussuchen, der Ihre Hoffnungen und Gedanken teilt. Wir alle haben, wie Sie wissen, Vorliebe für diesen oder jenen."

„Nun, dann wähle ich Jameson."

„Gut, Herr Jameson soll zu dem Posten ernannt werden: ich werde selbst mit ihm sprechen, und außerdem Ihnen Troup, Ward und Bonny zurücklassen."

Damit war die Teilung der Expedition vollzogen, wenn sie auch einstweilen noch bis auf die in Bolobo sich Pflegenden vereinigt blieb, um in gemeinsamer Fahrt Jambuja zu erreichen.

Am 24. Mai wurde der Äquator überschritten, und 6 Tage später langte die Flotille in der großen Station Bangala ($1^1/_2$° n. Br.)

an, wo man sich an den reichlich dargebotenen Lebensmitteln erquickte und dem sehr starken Biere, das auf der Station selbst aus Zuckerrohr gewonnen war, wacker zusprach.

In Bangala verabschiedete sich Tippu-Tib; von Barttelot und 40 Sudanesen geleitet, fuhr er auf dem „Henry Reed" mit seinem Gefolge direkt nach den Stanley-Fällen, von denen Barttelot sich ohne Aufenthalt mit dem Dampfer nach Jambuja zu begeben hatte.

Unterdessen durchfuhr, freilich in langsamerer Fahrt, die Expedition den großen Nordbogen des Kongo und langte am 12. Juni an der Mündung des Aruwimi an. Hier war die Heimat des jungen Baruti; in der Ferne am Ufer sah man die Dörfer der Basoko, die bisher stets als scheue Waldbewohner sich mißtrauisch von der Berührung mit den Weißen zurückgehalten hatten. Auch jetzt bestiegen sie bei der Annäherung der Dampfer wohl ihre Kanoes, getrauten sich aber nicht näher an die Schiffe heranzukommen. Mit sichtlicher Aufregung ließ der Knabe seine Blicke hinüberschweifen; obgleich er sechs Jahre fern gewesen, war doch die Gegend ihm noch vertraut. Er rief die Wilden an und ermutigte sie, sodaß sie etwas näher herankamen; er fragte sie nach seinem Bruder. Sofort riefen die Basoko den Namen über den Fluß hinüber, bis jenseits ein Mann antwortete, ein Kanoe bestieg und wirklich vorsichtig herangerudert kam. Baruti fragte ihn, wie es ihm während der langen Trennung ergangen; aber der Wilde blieb in mißtrauischem Zweifel. Baruti nannte ihm den Namen ihres Vaters und ihrer Mutter, worauf der Wilde um einige Ruderschläge sein Kanoe näher heranbrachte.

„Wenn du mein Bruder bist", rief er immer noch ungläubig zu dem Schiffe hinüber, „so nenne mir etwas, woran ich dich erkennen kann."

„Du hast eine Narbe am Arm", erwiderte Baruti, „dort am rechten: erinnerst du dich noch des Krokodils?"

Das gab den Ausschlag. Mit einem lauten Freudenschrei rief der junge Neger seinen Landsleuten zu, daß er seinen Bruder wiedergefunden, trieb kräftig sein Kanoe an das Schiff heran und schloß, aller Furcht vor den Fremden vergessend, den weinenden Baruti in seine Arme.

Abends ließ Stanley dem Knaben die Wahl, ob er zu seinem Stamme zurückkehren oder bei der Expedition bleiben wolle: er riet ihm aber zu bleiben, da die Nähe der Araber bei den Stanley-Fällen

fortwährend die Basoko mit Gefahr für Leib und Leben bedrohe. Baruti begriff das sehr wohl und lehnte es ab, in sein Heimatsdorf zurückzukehren. Allein noch waren nicht viele Tage vergangen, so war er verschwunden: aus Stanleys Zelt holte er nachts sich eine Winchesterbüchse und ein Paar Revolver und ruderte sich allein in einem gestohlenen Kanoe den Fluß hinab der Heimat zu.

Die Expedition war in den Aruwimi, der gerade von Osten her wasserreich dem Kongo zuströmt, eingelenkt: 154 km ging es den Fluß hinauf; dann legten sich am 15. Juni die Schiffe an dem rechten Ufer im Angesichte der Jambuja-Dörfer vor Anker. Von hier, war beschlossen, sollte die Expedition, während die Nachhut die Trägerlasten behütete, ostwärts ihren Landmarsch antreten.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, so glitt der „Peace" quer durch den Strom zu dem 15 m hohen linken Flußufer, auf dem die kegelförmigen Dorfhütten standen, hinüber, und die Verhandlung mit den auf dem steil abfallenden Ufer versammelten Eingebornen begann. Mit den üblichen Höflichkeiten wurde eine Stunde verbracht; dann bat Stanley von dem Schiffe aus durch seinen Dolmetscher um die Erlaubnis, gegen Zahlung eines in Stoffen, Draht, Perlen oder Eisen bestehenden Preises mit seinen Leuten einige Wochen in dem Dorfe wohnen zu dürfen. Eine Stunde lang berieten die Eingebornen über das Angebot; dann gaben sie Stanley ihre scharf ablehnende Antwort. Konnte Stanley sie annehmen? Langsam kam auch der „Stanley" über den Fluß, und auf ein gegebenes Zeichen ließen beide Schiffe gleichzeitig ihre Dampfpfeifen mit Volldampf ertönen, während sie zugleich an dem Ufer festlegten. Unter dem Höllenlärm kletterten die Sudanesen und Sansibariten wie Affen an dem steilen Ufergehänge empor, von dem voller Entsetzen die Dörfler jählings in den nahen Wald sich flüchteten. Keine Seele war weit und breit zu sehen, als die friedlichen Eroberer oben anlangten.

Die Eingebornen hatten ihr Dorf aufgegeben; compagnieweis setzte die Expedition sich in Jambuja fest. Sofort wurden Wachen an allen in den Wald führenden Pfaden aufgestellt und durch Schanzgraben und Palissadenzaun das Dorf verteidigungsfähig gemacht. Dann war die nächste Aufgabe, die zurückgelassenen Teile der Expedition nunmehr heranzuziehen. Nach Leopoldville dampfte der „Stanley" zurück, um Troup mit den dort zurückgebliebenen 500 Trägerlasten heraufzubringen; auf der Rückfahrt hatte er Befehl,

in Bolobo Ward und Bonny und deren neu gekräftigte Schar an Bord zu nehmen.

Aber wo blieb Barttelot? Am 19. Juni, hatte Stanley berechnet, mußte er von den Stanley-Fällen zurück sein: indes Tag um Tag verging, ohne daß er kam. Immer besorgter wurde Stanley; stundenlang stand er auf dem hohen Uferrande, mit dem Fernglase stromabwärts schauend: sollte etwa Tippu-Tib den Dampfer erobert, oder die Sudanesen sich gegen den Major empört haben? Hatten vielleicht Eingeborne nachts sein Lager überfallen? Oder war der Dampfer auf einen treibenden Baumstamm aufgefahren, gestrandet, gesunken? In quälender Sorge gab er Stairs den Befehl, am nächsten Morgen auf dem „Peace" mit dem Maximgeschütz nach den Stanley-Fällen zu fahren und bei dem geringsten Anzeichen von Verrat die Siedelung der Araber zusammenzuschießen und Barttelot zu retten oder zu rächen. Da — schon neigte sich die Sonne stark zum Untergange — ertönte das Geschrei: „Schiff in Sicht!" Eine Rauchwolke erhob sich über den Bäumen: Barttelot war da, unversehrt! Lediglich Zufälligkeiten hatten seine Rückkehr um 4 Tage verzögert.

Während der Tage des Wartens war aber die Befestigung des Dorfes wacker gefördert worden. Sie war um so nötiger, als die vertriebenen Eingebornen in ihrem feindseligen Verhalten beharrten. Wohl getraute der eine oder andere sich etwas näher zu kommen, um Bananen für hohen Preis der Expedition zum Kaufe anzubieten; einige wurden auch im Walde aufgegriffen, aber nur, um mit Perlen reich beschenkt sofort wieder freigelassen zu werden. Dennoch wurden zwei Leute, die sich gegen den Befehl auf die benachbarten Felder begeben hatten, um Lebensmittel zu holen, von den Eingebornen sofort mit Speeren niedergestochen. Erst am 26. Juni ließ einer der Häuptlinge von Jambuja durch die Aussicht auf reiche Geschenke sich bestimmen, Blutsbrüderschaft mit der Expedition zu schließen. Barttelot als der künftige Kommandant des in ein „Boma" verwandelten Dorfes unterzog sich der Ceremonie. Die Blutsbrüder brachten sich jeder eine kleine Wunde bei; auf das hervorrieselnde Blut wurde eine Prise schmutzigen Salzes gestreut, um von dem „Bruder" aufgeleckt zu werden. Der Häuptling führte seine Rolle durch, als ob es ihm Vergnügen mache; aber der Major schauderte vor Ekel zurück.

„Um den Frieden zu sichern!" rief Stanley ihm zu.

„Allerdings!“ erwiderte Barttelot und überwand sich: worauf der Häuptling ihm als „Brudergabe“ ein 14tägiges Kücken und einen mit Federn besetzten Strohhut überreichte.

Der nächste Tag wird den Leuten auf ihre Bitte als Rasttag bewilligt. Aber der Morgen des 28. Juni ist für den Abmarsch der Vorhut bestimmt. Stanley selbst wird diese führen; mit ihm gehen Stairs, Nelson, Jephson und Parke mit ihren Compagnien: zusammen 389 Mann (357 Gewehre). Als Besatzung in Jambuja bleiben Barttelot und Jameson mit ihren Compagnien zurück: 129 Mann (87 Gewehre). Mit ihnen werden sich Troup von Leopoldville und Ward mit Bonny aus Bolobo vereinigen, eine Verstärkung von 131 Mann (52 Gewehre), sodaß dann Barttelot als Nachhut unter seinem Befehle 260 Mann (139 Gewehre) haben wird.

Mit aller Bestimmtheit hat überdies Tippu-Tib beim Abschiede in Bolobo Stanley versprochen, daß er 600 Träger nach Jambuja senden werde; mit derselben Bestimmtheit hat er Barttelot bei den Stanley-Fällen dies Versprechen wiederholt: hält er sein Wort, so ist es für die Nachhut nicht schwer, der Vorhut die Trägerlasten nachzubringen, welche Munition und das für den Marsch jenseit des Albert-Sees nötige „Geld“ enthalten. Aber auch wenn Tippu-Tib nicht erscheint, so hat die Nachhut doch diese ihre Aufgabe zu erfüllen, wenn die Vorhut nicht sicherem Ruine preisgegeben werden soll. Es ist eine ungeheure Verantwortung, die damit auf Barttelot gelegt ist. Auf alles Einzelne eingehend, bringt daher Stanley eine Instruktion für ihn zu Papier. Dann finden wir die beiden Männer, in deren Hand jetzt das Wohl und Wehe der ganzen Expedition gelegt ist, in ernstem Gespräche bei einander sitzen: es ist Tippu-Tib, der ihre Sorge gefangen hält.

„Glauben Sie, Herr Stanley“, fragt der Major, „daß Tippu-Tib seinen Kontrakt halten und seine 600 Leute mitbringen wird?“

„Das müssen Sie so gut wissen wie ich selbst. Was hat er Ihnen gesagt, ehe Sie ihn verließen?“

„Er sagte, er würde in 9 Tagen hier sein, wie er Ihnen schon in Bangala erklärt habe. Inschallah!“ entgegnete der Major, den Araber nachahmend.

„Wenn Tippu-Tib in 9 Tagen hier ist, wird es das größte Wunder sein, das ich kenne.“

„Weshalb?“ fragte der Major, etwas erstaunt aufblickend.

„Weil 600 Träger eine große Zahl ausmachen. Er wird in 15 und selbst in 20 Tagen nicht hier sein. Bei diesem Manne müssen wir vernünftig sein. Er ist kein Europäer, der gelernt hat, dem Versprechen aufs strengste treu zu bleiben. Inschallah! sagte er? Also morgen — Inschallah bedeutet den Tag darauf oder — in 5 oder 10 Tagen. Was macht es für Sie aber aus, wenn er innerhalb 20 Tagen nicht kommt? Der «Stanley» wird nicht vor dem 10. oder vielleicht erst Mitte August hier sein, das sind etwa 7 Wochen — 42 Tage — von heute. Er hat also reichlich Zeit. Weshalb wollen Sie, während Sie auf den Dampfer warten, auf 600 Mann, die nichts thun in Ihrem Lager, aufpassen? Müßige Leute sinnen auf Unheil. Warten Sie geduldig auf ihn, bis der «Stanley» eintrifft, und wenn er dann noch nicht da ist, kommt er überhaupt nicht."

„Es wird aber, wenn er überhaupt nicht erscheint, für uns ein schweres Stück Arbeit sein, mit 200 Mann 5—600 Lasten Tag für Tag hin und her, vorwärts und rückwärts zu schleppen!"

„Unzweifelhaft ist das eine keineswegs leichte Aufgabe, mein lieber Major. Allein was würden Sie vorziehen: hier zu bleiben und auf unsere Rückkehr vom Albert-See zu warten, oder, in Anspruch genommen von der Arbeit, nach und nach weiter vorwärts zu dringen und jeden Tag etwas zu gewinnen?"

„O mein Gott! Ich glaube, monatelang hier zu bleiben wäre verteufelt viel schlimmer."

„Genau dasselbe, was ich glaube, und deshalb habe ich diese Berechnungen für Sie aufgestellt. Ich versichere Ihnen, lieber Major, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie den Weg zum Albert-See finden könnten, würde ich lieber diese Ihre Arbeit selbst thun und Sie zum Befehlshaber der Vorhut ernennen, als in Sorge um Sie sein."

„Aber sagen Sie mir, Herr Stanley, wie lange glauben Sie, daß es dauern wird, bis wir zusammentreffen?"

„Das weiß nur Gott. Niemand kann mir sagen, was vor uns liegt und wie weit ins Land hinein der Wald sich ausdehnt, ob es Straßen giebt, und welcher Art die Eingebornen sind, Kannibalen, unverbesserliche Wilde, Zwerge oder Gorillas. Ich habe nicht die geringste Idee davon. Aber die Berechnungen auf dem Stück Papier, welches Sie in der Hand halten und das Ihnen sagt, wie lange ich zu dem Marsche nach dem Albert-See gebrauche, sind auf

folgender Thatsache basiert. In den Jahren 1874 und 1875 marschierte ich 1150 km in 103 Tagen. Die Entfernung von hier nach dem Albert-See beträgt etwa 610 km, in gerader Linie; nun damals marschierte ich 610 km von Bagamoio nach Winjata in Iturn in 64, und 610 km vom Uhimba-See nach Udjidji in 54 Tagen. Dies waren allerdings alles offene Länder mit erträglich guten Straßen, während diese Gegend absolut unbekannt ist. Ist hier alles Wald? Dann wird es eine fürchterliche Arbeit werden. Wie weit reicht der Wald ins Land hinein? Zweihundert, dreihundert, vierhundert Kilometer? Darauf fehlt uns die Antwort. Nehmen wir an, daß wir die Reise nach dem Albert-See in drei Monaten machen können, daß ich 14 Tage Aufenthalt habe und in drei Monaten von da ab zurück sein werde. Ich denke, Sie werden mir, wenn Tippu-Tib nicht bei Ihnen ist, in der letzten Hälfte des Oktober oder im November entgegenkommen.

„Das ist jedoch alles Nebensache; jedenfalls muß alles durchgeführt werden. Wir werden vordringen, die Bäume zeichnen und unsere Route durch den Wald für Sie markieren. Wir werden alle Vorteile benutzen; jeder Pfad, der ostwärts führt, wird mir recht sein, und ich werde mich hindurchbohren und auf den Ebenen oder Weideländern herauskommen. Und wo wir zu gehen im stande sind, können Sie auch gehen; können Sie es nicht, dann werden Sie auf irgendeine Weise von uns hören. Sind Sie jetzt befriedigt?“

„Vollständig“, erwiderte Barttelot.

„Nun dann, mein lieber Major, seien Sie nicht thöricht! Ich weiß, Sie sind verstimmt darüber, daß Sie uns nicht mit der Vorhut begleiten sollen. Aber schon seit König Davids Zeiten erhalten diejenigen, welche beim Gepäck bleiben, dieselben Ehren wie die, welche in den Krieg ziehen. Da geben Sie mir die Hand drauf: für uns gilt das Wort «Gerade aus vorwärts!», für Sie das andere «Ausharren in Geduld!» Das große Werk aber, dem wir dienen, ist für uns beide dasselbe.“

Geographische
Zentralbibliothek
Leipzig

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Drittes Kapitel.

Der Marsch am Aruwimi.

Ausmarsch und Abschied. — „Welches ist der Weg?" — Die Marschordnung. — Arglist der Eingebornen. — Der Aruwimi. — Der Knabe Bakula. — Jephsons Mißgeschick. — Der Überfall der Wespen. — Die Babe. — Die Panga-Fälle. — Das Gefecht in Avisibba. — Der halbe Marsch. — Manjema im Lager. — Der entwischende Elefant. — Bei Ugarrowwa, dem Sklavenjäger. — Das Schauri über die Deserteure. — Gnade für Recht. — Nochmals Manjema. — Die Mündung des Ihuru. — Das Hungerlager. — Tischkarten. — Uledi, der Bootsmann.

Der Morgen des Abmarsches war gekommen: es war der 28. Juni 1887.

Mann hinter Mann im Gänsemarsche zog aus dem Thore von Jambuja Stanleys „Vorhut", die nunmehr den handelnden Teil der Expedition darstellte: voran der Kirangosi, der mit sichtlichem Selbstgefühl, das Haupt mit einer Art Achilleshelm bedeckt, die lange Kolonne anführte. Ihm folgten 50 ausgesuchte Leute als Vortrab, mit Haumesser und Äxten bewehrt, dann eine Compagnie hinter der andern, jede mit ihrer Fahne und ihrem Trompeter oder Trommler. Den Beschluß machte als Deckung des Ganzen ein Nachtrab von 30 Mann unter einem besonderen Offizier.

Stanley steht am Thore: seinen scharf prüfenden Blick muß jeder Soldat und Träger passieren. Endlich ist der letzte des Zuges vorüber: er wendet sich zu den ihn umstehenden Freunden, die in Jambuja zurückzubleiben bestimmt sind.

„Nun, mein lieber Major, jetzt geht es los. Alles oder nichts! Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, und wir werden in etlichen Monaten wieder beisammen sein."

„Ich schwöre es zu Gott", entgegnet Barttelot, „ich werde scharf hinter Ihnen her sein. Lassen Sie mich nur erst die Burschen von Bolobo haben, dann soll nichts mich aufhalten!"

„Nun gut. Gott segne Sie! Halten Sie den Mut hoch. Und, Jameson, alter Freund, denselben Wunsch auch für Sie!“

Ein letzter Händedruck; dann eilte Stanley die Spitze der einen Kilometer langen Kolonne zu erreichen.

„Kirangosi, welches ist der Weg?“ fragte er den erhobenen Hauptes voranschreitenden Führer.

„Dieser hier, Herr, der nach Sonnenaufgang führt“, war die Antwort.

„Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?“

„Das weiß nur Gott.“

„Kennst du kein Dorf oder Land in jener Richtung?“

„Nicht ein einziges: wie sollte ich auch?“

„Halte dich an jeden Pfad, der am Flusse entlang führt, bis wir eine Straße finden. Möge Gott stets mit uns sein: vorwärts in Gottes Namen!“

„Bismillah!“ riefen die andrängenden Pioniere, und die Trompeten bliesen das Signal „Vorwärts!“

Und vorwärts ging es hinein in den Wald, hinein in das große Gebiet, das auch auf den neuesten und besten Karten des Erdteils als ein großer weißer Fleck sich darstellte, in das große Gebiet, das bisher noch keines Gebildeten Fuß betreten hatte: in das dunkelste Afrika, in welchem jeder Schritt vorwärts eine Entdeckung bedeutete.

Streng war heut' wie alle Tage die Marschordnung bestimmt. War ein Pfad vorhanden, so wurde er benutzt. Freilich sind die Negerpfade, da die Eingebornen stets im Gänsemarsch marschieren, nur von Mannesbreite; doch waren danach die Abteilungen des mitgenommenen Stahlbootes „Advance“ in der Breite bemessen, sodaß sie selbst auf solchen Pfaden getragen werden konnten; aber diese Pfade umgehen jedes Hindernis und dehnen dadurch den Weg um ein Drittel der Länge aus. Dennoch folgte ihnen, um rascher vorwärts zu kommen, die Expedition; wo sie aber nicht der Richtung derselben entsprachen, begann die beschwerliche Arbeit des Vortrabes. Dann wurden junge Bäume umgehauen, von den Stämmen, um den Weg deutlich zu kennzeichnen, ein handbreiter Streifen Rinde abgeschält, die kriechenden Ranken des Rotang durchhauen, hemmende Zweige entfernt; und alles dies mußte in rüstigem Fortschreiten geschehen, da die Träger über jedes Hemmnis, das sie zum Stillstehen zwingt und dadurch ihnen die Schwere der Traglast empfindlicher macht,

unwillig werden und mit verletzenden Sarkasmen den Vortrab überschütten. Zugleich aber mußte der Vortrab auch aufmerksam genug sein, um heranschleichende Feinde rechtzeitig zu bemerken, und tapfer genug, um sie auf der Stelle zurückzutreiben. Und abends wiederum war es Sache des Vortrabs, aus Buschwerk und Zweigen eine Verschanzung, ein „Boma", herzustellen, in welchem die Träger mit Sicherheit für die Nacht ihre Laubhütten sich erbauen können. Nur die besten Leute sind daher für den Vortrab geeignet; den Befehl über diesen hat Stanley sich selber vorbehalten, indem er es liebt, hinter dem Kirangosi den dritten Platz einzunehmen. Auch die Nachhut besteht aus besonders tüchtigen Leuten, die außer ihren Waffen höchstens noch eine Schlafdecke, aber keine Traglast tragen. Sie hat von hinten drohende Feinde abzuwehren; außerdem darf sie keinen Mann aus der Hauptkolonne vorüber lassen, da jeder Nachzügler rettungslos verloren ist. Diese Hauptkolonne umfaßt alle Träger, alle Kranken und jeden Gesunden, der nicht zum Vor- oder Nachtrabe gehört. Täglich wechselt der Befehl über die Hauptkolonne wie über den Nachtrab; freilich Stairs litt seit Tagen schon so schwer an Gallenfieber, daß er in einer Hängematte getragen werden mußte; doch siegte nach zwei Wochen seine jugendkräftige Natur. Die Verständigung in der langen Kolonne wurde durch Trompetensignale bewirkt.

So ging es mühsam durch den Wald vorwärts, in welchem Schritt für Schritt der Pfad gehauen werden mußte. Um so größer war daher die Überraschung, als der zuletzt benutzte enge Negerpfad in eine 6 m breite, freie Straße auslief. Am oberen Ende derselben standen, etwa 280 m entfernt, schreiend und gestikulierend gegen 300 Eingeborne, den gespannten Bogen in der Hand. War das eine Falle? Vorsichtig wurde die Straße, ehe sie betreten wurde, untersucht; da fand sich denn, daß sie unter dem grünen Laubwerk, mit dem sie zufällig bestreut erschien, mit handlangen, zugespitzten Holzpflöcken und Palmstengeln besteckt war, welche den ungeschützten Füßen der Träger schwere Wunden würden beigebracht haben.

Schnell formierte Stanley zwei Linien von je 12 Mann quer über die gefährliche Straße: die vordere zog schnell die Pflöcke aus dem Boden, die zweite rückte, Gewehr im Anschlag, ihr nach, bereit, den ersten Pfeilschuß mit einer Gewehrsalve zu beantworten. Kundschafter wurden zugleich zu beiden Seiten durch den Wald gegen das

im Hintergrunde sichtbare Dorf vorgeschickt. Da flog schon nach wenig Minuten eine Wolke von Pfeilen auf; sie fielen alle zu kurz nieder; aber die 12 Erwiderungsschüsse fuhren mit schrecklicher Wirkung in den dichten Haufen der Dorfbewohner, die ohne Zweifel durch Leute aus Jambuja zu dem wahnsinnigen Unternehmen aufgehetzt waren, mit ihren, wenn auch vergifteten Pfeilen eine Kolonne von 357 Gewehren aufhalten zu wollen. Rasch wurden jetzt die weiteren Holzsplitter beseitigt, und unter lebhaftem Feuern gegen das in Brand geratene Dorf Jankonde vorgegangen. Jetzt flüchteten die Bewohner, sodaß dem Zuge kein Hindernis mehr entgegenstand. Allein so sehr war die lange Kolonne bei diesem Vorgehen auseinander gezogen, daß die Nachhut erst um 9 Uhr abends das aufgeschlagene Lager erreichte.

Die ganze Nacht hindurch umlärmten die Wilden das Lager und schossen in hohem Bogen Pfeile hinein; bald stießen sie Geschrei und Drohungen aus, bald ließen sie an verschiedenen Stellen gleichzeitig ihre Hörner ertönen, als sei ein allgemeiner Angriff im Werke. Aber Stanley ließ sich durch solche leere Taktik nicht beirren; es wurden nur allenthalben Schildwachen ausgestellt, welche, während die Träger ruhten, scharf auf alles Obacht geben mußten.

Mit dem Morgengrauen zogen sich denn auch die Feinde zurück; und bei Sonnenaufgang erklang der Weckruf des Trompeters der Sudanesen hell durch das Lager, aufgenommen durch die Trompeter der andern drei Compagnien. Für die Offiziere wurde Kaffee gekocht; dann sahen sie nach, daß auch ihre Mannschaften etwas zum Frühstück genossen; denn so hatte es Stanley in der Lagerordnung vorgeschrieben. Um 6 Uhr brachen dann die Pioniere des Vortrabes auf; nach einer Viertelstunde folgte die Haupttruppe, an welche ohne Verzug der Nachtrab sich anschloß. Wieder ging es in den Wald hinein.

Tagelang ging der Marsch so weiter, bald durch Waldesdickicht, bald durch ausgedehnte Felder, welche mit Maniok oder Kassave bebaut waren, bald auch an Dörfern vorüber, deren Zugänge fast stets durch zahlreiche Holzsplitter im Boden gesperrt waren. Die Richtung war eine südöstliche; doch wurde am 2. Juli mehr nordwärts abgelenkt und 2 Tage danach das Ufer des Aruwimi erreicht.

Mit freiem, ruhigem Laufe floß hier der Fluß, der oberhalb Jambujas zwei unpassierbare Wasserfälle bildet, dahin. Stanley ließ daher den „Advance“ zusammenstellen: in einer Stunde schwamm

das Stahlboot leicht auf dem Wasser. Aber nicht genug, daß die 44 Mann, welche sonst die Bootsteile getragen hatten, jetzt ihrer Last ledig waren, konnten auch noch 50 Traglasten darin verstaut und 10 Kranke aufgenommen werden. Das gewährte der Trägerkolonne eine solche Erleichterung, daß Stanley nun, soweit es nur möglich wäre, den Strom zum Führer zu nehmen beschloß, und zu dem Behufe die Mannschaft am Ufer entlang, wo überdies das Gelände ein wenig offener war, als im Innern, ihren Weg nehmen ließ. Damit war für Wochen dem Marsche die Richtung angewiesen.

450—730 m breit, wälzte der Aruwimi, weiter oberhalb Lui von den Bewohnern seines linken Ufers, Luhali von denen des rechten Ufers genannt, seine trüb-grauen Fluten dahin. Er ist die Lebensader des Landes; dicht reihten sich an seinen Ufern die Dörfer, deren Verkehrsstraße der Fluß ist. Und auf die Flußinseln flüchteten sich, sobald die Scharen der Expedition nahten, regelmäßig angstvoll die Dorfbewohner. Dabei gelang es denn Stanley, mehrere Kanoes zu erbeuten, die nun wie der „Advance" zur Erleichterung der Landkolonne Verwendung fanden.

Bei diesem regelmäßigen Flüchten hatte indessen unweit des Dorfes Bandangi ein Knabe Unglück. Das morsche Kanoe, in dem er sich retten wollte, stieß auf und zerbrach, und auf einem Trümmerstücke hockend, trieb er den Strom hinab gerade auf den „Advance" zu. Die Furcht vor dem Tode im Wasser war größer bei ihm als die vor den nahenden Fremdlingen: im Vorbeitreiben klammerte er an den Bord des Stahlbootes sich an und schwang sich gewandt hinein. Bakula war ein junger Bursche von etwa 15 Jahren; der Strom hatte das Rotholzpulver, mit dem er sich zur Verschönerung beschmiert gehabt hatte, meist heruntergewaschen; so sah man denn, daß seine Hautfarbe ockergelb, viel heller als die der meisten Wangwana im Boote war. Mit angeborner Schlauheit wußte er dem sich anzubequemen, was nach seiner Meinung seinen neuen Gefährten angenehm war. Wenige Stunden im Boote brachten schon den Entschluß bei ihm zur Reife, sich freiwillig der Expedition anzuschließen: als Pilot und Dolmetscher in einer Person. Er nannte die Namen der Dörfer am Ufer, er erzählte, daß einen Monat Reise stromaufwärts Zwerge, kleiner als er selbst, aber mit langen Bärten wohnten; er berichtete, daß er einmal bis hinauf nach Panga gereist wäre, wo der Fluß sich so tief herabstürze, wie nur der höchste Baumstamm hoch wäre.

Langsam, aber stetig ging es vorwärts: $9^1/_2$ km war das tägliche Durchschnittsmaß, welches die Landkolonne zurücklegte; danach mußte das Boot wie die Kanoes sich richten. Nur Jephson brachte es einmal (am 24. Juli), als er den Vortrab führte, zu dem erstaunlichen Marsche von 14 km. Freilich passierte es ihm dabei, während er, ohne auf sich selbst zu achten, die Pioniere antrieb, daß er plötzlich vor ihren Augen verschwand: er war unversehens in eine Elefantengrube gestürzt, welche die Eingebornen gegraben hatten. Und bald danach, wie er vorauseilte, den einzuschlagenden Weg zu markieren, stand er plötzlich, waffenlos wie er war, dem Speere eines Eingebornen gegenüber. Im Augenblicke stürzte er sich auf den Mann, der, über den wütenden Angriff entsetzt, auswich und sich Hals über Kopf den steilen Abhang eines Bachbettes hinab rettete. Jephson hinter ihm drein, glitt auf dem schlüpfrigen Boden aus und rollte den Abhang hinab, wo er nur noch, sich aufrichtend, gerade den letzten Blick des zum Tode erschrockenen Wilden, der am anderen Ufer verschwand, auffangen konnte.

Das Bett des breiten Stromes bestand aus feinkörnigem, hartem, ziegelfarbigem Sandstein von ungestörter Schichtung. Die Ufer stiegen an manchen Stellen 12 m über der Wasserfläche empor; klippig fielen die horizontal geschichteten Felsen ab und glichen mitunter zerbröckelnden Ruinen aus behauenen Steinen. Kleine Stromschnellen gab es häufig, doch waren sie unschwer für die Boote zu überwinden, wenn nicht gerade besondere Umstände den Übergang erschwerten. So galt es auch am 25. Juli vor dem Dorfe Bandeja die Boote über ein Riff hinwegzuziehen, das in quadratmetergroßen Felsen aus den Wogen hervorragte. Eifrige Hände streckten sich aus, um die vom Ufer herüberhängenden Zweige zu erfassen; aber entsetzt fuhren sie zurück, denn bei dem ersten Griffe tauchte eine ganze Armee von wütenden Wespen auf, welche, empört über den Angriff, rachsüchtig in Hände, Gesicht und jeden unbedeckten Körperteil hineinstachen. Loslassen war unmöglich, wenn das Boot nicht umschlagen sollte. Also nur fest zugefaßt! In wenigen Minuten war denn auch trotz Riffen, Wirbeln und Wespen das Boot 100 m hinaufgezogen. Atem schöpfend, machte jetzt die wackere Mannschaft Halt, indem sie an den Bäumen nun ohne Gefahr sich festhielt. In den Kanoes folgten jedoch nur die Sudanesen dem Vorgange des „Advance" und kamen, wenn auch schrecklich zerstochen, über die Schnelle hinauf; die Wangwana ruderten nach dem anderen Ufer

hinüber und überwanden dort mit ihren Kanoes ohne Fährnis die Stromschnelle. Scherzend rief Stanley ihrem Bootsmann zu:

„Das war aber keine tapfere That von dir, Uledi, daß du vor Wespen flohst!“

Uledi? Freilich war es derselbe Uledi, welcher vor 12 Jahren, als er mit Stanley über den Victoria-See setzte, ein Dutzendmal sein Leben daran gewagt hatte, seine ertrinkenden Genossen zu retten. Etwas kleinlaut antwortete er:

„O Herr, der nackte Mensch kann in einer solchen schlimmen Lage nichts machen. Die Wespen sind viel gefährlicher, als die wildesten Eingebornen.“

Hier indessen erwiesen sich die Eingebornen weniger wild als furchtsam. Ohne weiteres überließen sie der Expedition ihre Häuser und Felder. Daher war denn Pflanzennahrung stets reichlich im Lager vorhanden: auf den Äckern wuchs Maniok im Überfluß, an den Dorfzäunen gediehen Paradiesfeigen; in den Dörfern fanden sich kleine Gemüsebeete, etwas Mais, Kürbisse zum Nachtische, selbst genügend Tabak zum Rauchen. Empfindlich aber litten mit der Zeit alle unter dem Mangel an Fleisch. Die wenigen Haustiere, welche die Eingebornen besaßen, nahmen sie auf ihrer Flucht mit; und Jagdwild zeigte sich nirgends. Denn bei dem Kappen und Brechen, bei dem Zanken, Lachen und Necken, welches auf dem Marsche herrschte, zog sich alles Wild scheu in das Dickicht zurück. Nur wenige Schritte brauchte es ja zur Seite zu treten, so war es bei der Dichtigkeit der Vegetation im Walde, bei dem fahlen Dämmerlichte, das stets unter den Bäumen herrschte, nicht mehr zu sehen. Die einzige Jagd bot der Fluß: hie und da zeigte sich ein Taucher oder ein Fischadler, irgendwo in der Ferne kreischten ein paar Ibisse, dort pfiff eine Schar Papageien, in mannigfaltigen Tönen von Ziegenmelkern und Webervögeln unterstützt.

Um so größer war daher die Befriedigung, als bei dem Dorfe Mariri einige Eingeborne auf dem Flusse sich zeigten und 2 Hühner zum Kauf anboten. Bakula forderte sie auf, näher zu kommen, und das Geschäft wurde zu beiderseitiger Genugthuung abgeschlossen. Hierdurch ermutigt, brachte nun ein anderes Kanoe noch 3 Hühner herbei, die Stanley ebenfalls je für ein rotes baumwollenes Taschentuch kaufte: die ersten Tauschgeschäfte, zu denen auf dem Aruwimi, der hier Nowelle hieß, Gelegenheit war.

Babe nannten sich die Leute, ihr Land Mupe. Ein großer

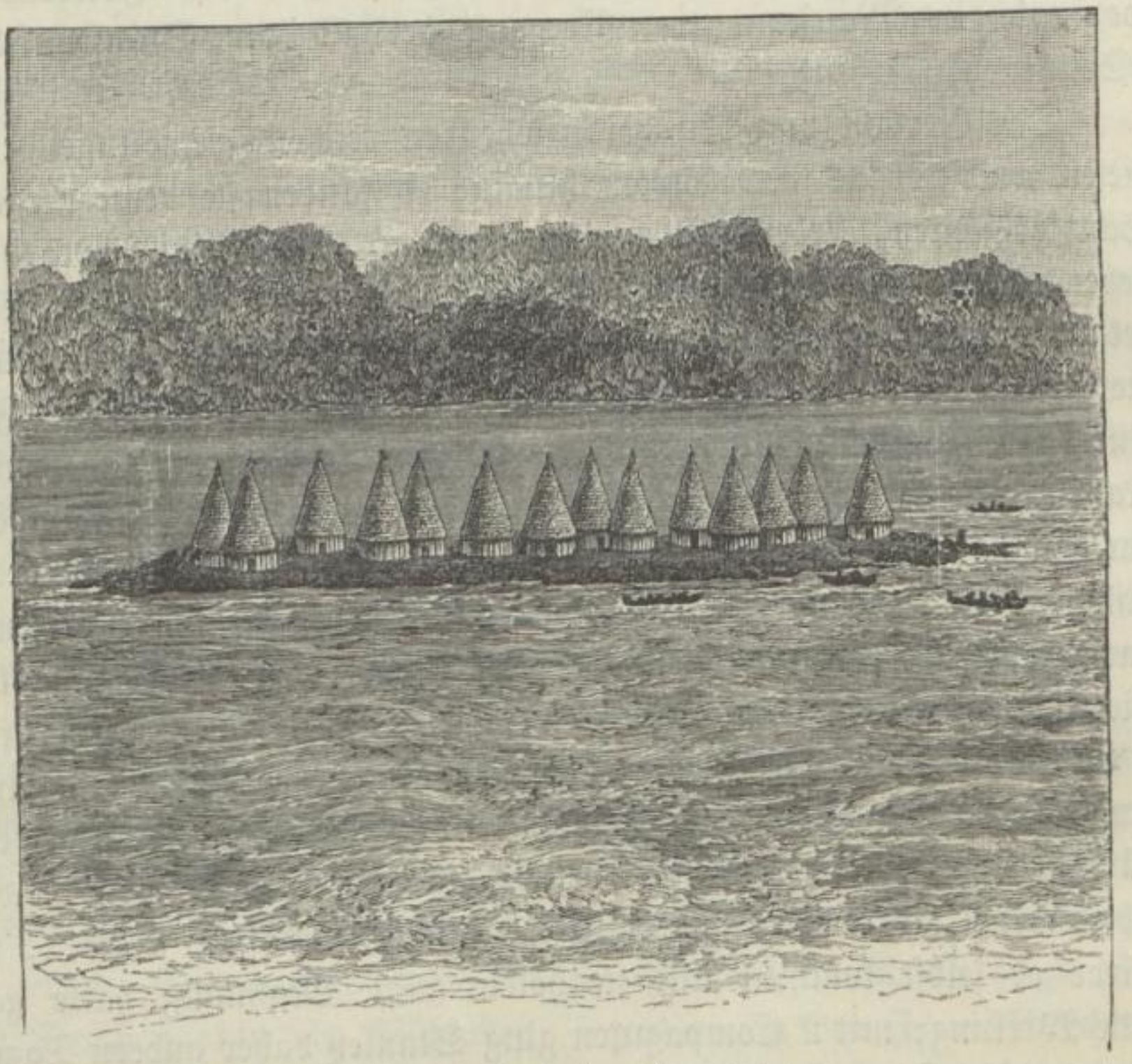
Unterschied zwischen ihnen und den Anwohnern des oberen Kongo war nicht wahrzunehmen; nur heller waren sie von Haut, wie Bakula ockerfarben. Als Kopfputz trugen einige von ihnen ein Korbgeflecht, mit roten Papageienfedern geschmückt, andere Kappen von dunklen Affenfellen, von denen im Nacken die Schwänze herabhingen. Ihr Arm- und Beinschmuck war aus poliertem Eisen, nicht aus Messing, angefertigt. Sehr geschickt in Form eines langgestielten Blattes waren ihre Ruder geschnitzt. Ihr Friedensruf war wie in Manjema und Uregga oberhalb der Stanley-Fälle „Senneneh!“

Das Gerücht von den heranziehenden reichen Fremdlingen eilte diesen weit voraus den Strom hinauf; so fanden sie denn nirgend Schwierigkeiten, Lebensmittel einzutauschen. In Mijui jedoch, wo Lebensmittel für den neuntägigen Marsch zu den Panga-Fällen eingekauft werden mußten, benutzten die unverdorbenen Naturkinder die Gelegenheit, um ganz unverschämt ihre Preise zu erhöhen. Für eine fußlange Messingstange, für welche man in Bangala am Kongo Nahrungsmittel für 5 Tage erhalten hätte, gaben sie 3 Maiskolben; ein Huhn kostete 4 solcher Messingstangen. Kauris und Glasperlen nahmen sie überhaupt nicht, hatten es vielmehr auf die Werkzeuge und Waffen der Sansibariten abgesehen. Und diese, überlegungslos wie immer, gaben für 2 Paradiesfeigen ihre Patrontaschen, für 2 Maiskolben ihr blechernes Eßgeschirr hin. Haumesser und Äxte gingen denselben Weg. Was sollte daraus werden? Stanley erklärte den Dörflern, wenn sie nicht zu vernünftigen Preisen die Lebensmittel, deren die Expedition bedürfte, ablassen würden, so würde er selbst kommen und sie holen. Die Mahnung hatte gar keine Wirkung; mit 2 Compagnien ging Stanley daher andern Tages über den Fluß, besetzte Mijui und sandte Fouragierer aus: nach einigen Stunden hatte er Proviant für 10 Tage im Lager.

Am 4. August erreichte die Expedition denn auch die Panga-Fälle, von denen Bakula schon viel erzählt hatte.

Die Fälle sind volle 9 m hoch, obwohl sie auf den ersten Blick wegen des großen Abhanges oberhalb des eigentlichen Katarakts die doppelte Höhe zu haben scheinen; von ihrem Fuße bis zum obern Ende dehnen sie sich über mehr als $1^1/_2$ km aus. Das Wasser stürzt in vier nebeneinander gelegenen Fällen herab, deren breitester ungefähr 180 m mißt, und fließt zwischen kleinen Inseln aus Gneis vorbei, welche den Eingebornen von Panga Schutz gewähren. Werden

letztere nicht gestört, dann leben sie auf einer großen Insel, welche den Namen Nepanga führt, etwa 1½ km lang, 275 m breit ist und 550 m unterhalb der Fälle liegt. Die Insel besitzt drei Dörfer mit etwa 250 kegelförmigen Hütten. Weiter ins Land hinein liegen auf beiden Seiten mehrere Niederlassungen. Die Hauptnahrung der Eingebornen besteht aus Paradiesfeigen, obwohl auch Maniokfelder vorhanden sind. Mitten im Flusse lag eine Insel, auf der sich eine



Die Fort-Insel bei den Panga-Fällen.

Art Festung und ein niedrig, mit dem Wasserspiegel gleichliegendes Dorf zu befinden schien. Stanley fuhr hinüber und fand, daß die Insel ursprünglich eine bei hohem Wasserstande nur wenige Centimeter aus dem Flusse ragende flache Felsmasse gewesen war, deren Unebenheiten durch Erde ausgefüllt waren, welche man vom linken Ufer geholt hatte. Sie war etwa 60 m lang und 27 m breit und bildete den Zufluchtsort von Fischern, die dort 60 kegelförmige Hütten gebaut und mit Planken umgeben hatten, welche aus Baumästen und gestrandeten Kanoes hergestellt waren. Zur Zeit war der

Wasserstand des Flusses nur 15 cm niedriger als die tiefste Stelle der Insel.

Für die Expedition, wenigstens für deren Boote, bildeten die Panga-Fälle das erste unüberwindliche Hindernis auf dem Strome. Es wurde daher um die Fälle herum ein Pfad durch den Uferwald ausgehauen und mit Zweigen bestreut. Dann zog unter rauschender Musik mit lautem Gesange die 3. und 4. Compagnie die Kanoes um die Fälle herum, und die 1. Compagnie trug das Stahlboot, ohne es zu zerlegen, herum in das freie Wasser oberhalb der Fälle.

Indes nach kurzer Zeit erwies sich der Fluß von neuem durch Stromschnellen gehemmt; nur langsam gelangte daher die Fluß-kolonne vorwärts und erreichte erst am 13. August das nicht gar weit oberhalb der Panga-Fälle gelegene Avisibba, eine Ansiedelung, welche aus fünf Dörfern bestand, von denen zwei an der oberen Seite des hier von Süden in den Aruwimi einmündenden Ruku-Baches lagen. Eine offene Straße führte zwischen den breiten Reihen niedriger, sämtlich von hohen Palissaden umgebener Hütten hin; die rundherum stehenden Paradiesfeigenbäume waren mit Früchten beladen, und im Hintergrunde der Dörfer erhob sich hoch-stämmiger Urwald. Als nun das Boot in den Bach hineinfuhr, um bei den Dörfern zu landen, erschien unversehens am Ufer eine Schar von Eingebornen und schoß ohne weiteres ihre Pfeile auf die Bootinsassen ab. Diese, durch den Angriff völlig überrascht, duckten sich auf den Boden des Bootes und ruderten dieses mit den Händen aus dem Bereiche der Pfeile zurück. Dann aber ergriffen sie ihre Büchsen und knallten lustig darauf los.

Auf den Knall der Schüsse sandte Stanley sofort Stairs mit 50 Bewaffneten zu Hülfe. Indes sowie Stairs auf dem Kampf-platze erschien, erhielt er einen Pfeilschuß in die Brust, der ihn kampfunfähig machte. Nun war aber auch schon Stanley selbst da. Er sah die Pfeile fliegen und hörte, wie sie mit einem klatschenden Tone auf die Blätter der Bäume aufschlugen. Um ihn herum hatten sich zahlreiche Leute der Expedition verkrochen und feuerten, ohne viel zu zielen, auf ein verdächtiges Gebüsch an der andern Seite des Baches. Es war kein Zweifel, daß Feinde in demselben steckten, obgleich von ihnen nichts zu sehen war. Da sah er einen dunklen Schatten auf dem Boden von dem Gebüsche zu einem andern hin kriechen: er zielte hinein und ein Weheruf antwortete. Alsbald hörte nun auch das Schwirren der Pfeile auf. Stanley zog daher,

nachdem er Wachen an dem Bache entlang aufgestellt hatte, jetzt seine Leute zurück. Indessen am nächsten Morgen hielt er es für notwendig, nochmals mit zwei Compagnien gegen den Feind vorzugehen, während eine dritte demselben durch den Wald in die Flanke gesandt wurde. Allein die Gegner hielten sich im dichten Gebüsch, wo ihnen wenig beizukommen war. Nachdem daher einige Salven abgegeben waren, trat von selbst Ruhe ein.

Diese streitbaren Avisibba trugen langes Kopfhaar, das durch eine Art eisernen Diadems zusammengehalten wurde. Um den Hals trugen sie eine Reihe kleiner eiserner Kügelchen, zwischen denen einige Affenzähne eingefügt waren. Ihre Zähne waren spitz gefeilt. Als Stammeszeichen schien eine Doppelreihe ganz kleiner Narben um die Brust und den Unterleib zu gelten. Ihre Waffen waren keineswegs verächtlich. Der Bogen aus zähem, braunem Holze, etwa 90 cm lang und mit einer Sehne aus sorgfältig geglättetem Rotangrohre bespannt, trieb den Pfeil mit voller Kraft weit über 200 m; auf nahe Entfernung schoß er eine leere Zinnbüchse durch und durch. Die sehr dünnen Pfeile aus dunklem Holze waren 60 cm lang, ihre Spitze, durch langsames Trocknen über dem Hüttenfeuer gehärtet, war scharf wie eine Nadel; 1 cm oberhalb derselben befanden sich spiralförmige, 5 cm lange Einkerbungen, welche zur Aufnahme von Gift bestimmt waren. Dies Pfeilgift wurde aus einer Arum-Art, nachdem die Pflanze zerquetscht und gekocht war, hergestellt; sein Geruch war scharf, an Asa foetida erinnernd.

Einen solchen Pfeil hatte Stairs in die Brust bekommen, 3 cm unter dem Herzen. Die vergiftete Spitze war etwa 4 cm tief eingedrungen. Parke wusch die Wunde sofort sehr sorgfältig aus. Glücklich überwand auch Stairs die Gefahr, doch dauerte es einen Monat, bevor er als geheilt betrachtet werden konnte. Auch 4 Wangwana waren verwundet worden teils an den Armen und Handgelenken, einer auch im Rücken: sie erlagen alle nach einigen Tagen, in Starrkrampf verfallend, dem Gifte.

Mit dem Überschreiten der Panga-Fälle war die Expedition in ein anderes Vegetationsgebiet eingetreten. Unterhalb dieser Fälle lebten die Eingebornen hauptsächlich von Maniokknollen, aus denen sie Brote, Kuchen und Brei herstellten. Oberhalb der Fälle indessen wurden die Maniokfelder allmählich durch Haine von Paradiesfeigenbäumen verdrängt, deren Frucht für die Expedition ein viel besseres Nahrungsmittel war als der Maniok. Stromaufwärts

nahmen diese Fruchthaine mehr und mehr an Größe zu; außerdem gab es Felder mit Mais, Yams und Colocasia, sodaß die Sorge um Lebensmittel für die Expedition mit dem Vorrücken etwas erleichtert wurde. Auch die Lastträger wurden dadurch erleichtert, daß die Flußkolonne jetzt über 16 Kanoes verfügte. Dadurch war die Zahl der Träger doppelt so groß geworden wie die Zahl der noch zu tragenden Trägerlasten; ein jeder Träger ging nunmehr stets nur einen Tag um den andern belastet. Aber die Mühsale, welche die Landkolonne Tag für Tag zu bestehen hatte, erschöpften doch immer mehr die Kräfte. Dazu kam, daß in stets nur kurzen Unterbrechungen die tropischen Gewitter über die Bedauernswerten losbrachen, die unter den furchtbaren, eiskalten Regengüssen bis in das Mark zusammenschauerten. Auch die Kühle der Nächte und der allmorgendlich den Wald erfüllende kalte Nebel ließ immer bedenklicher die Zahl der Kranken in den Booten anwachsen. Als daher am 30. August die Expedition die Hälfte ihres Weges zum Albert-See zurückgelegt hatte, konnte sich Stanley nicht darüber täuschen, daß er die zweiten 302 km (Luftlinie) nicht in der gleichen Zahl von 64 Tagen wie die ersten mit der Expedition zurückzulegen im stande sein würde.

Zur Ermutigung teilte Stanley den Leuten mit, daß sie nunmehr die Hälfte des Weges hinter sich hätten: aber mürrisch und ungläubig, erschöpft wie sie waren; nahmen sie es auf. „Wie kann der Herr das wissen", meinten sie. „Zeigt der Kompaß ihm den Weg? Sagt er ihm, welches der richtige Pfad ist? Weshalb sagt er uns denn das nicht, damit wir sehen und glauben können? Kennen die Eingebornen ihr Land nicht besser? Wer von ihnen hat je Gras gesehen? Sagen sie nicht sämtlich, daß die ganze Welt mit Bäumen und dichtem Gebüsch bedeckt ist? — Bah, der Herr spricht zu uns, als ob wir Kinder wären und selbst keinen Verstand hätten."

Der Morgen des schlimmen 31. August dämmerte wie an anderen Tagen: er brach durch dunkle Nebelwolken und endlich gegen 9 Uhr erschien die Sonne, blaß, verschwommen, eine Kugel mit glanzlosem Lichte. Inzwischen waren die Pioniere aber bereits eifrig mit ihrer immer wiederkehrenden Aufgabe beschäftigt, durch das Dickicht und den Wald eine breite Straße herzustellen, auf welcher das Boot unzerlegt von 60 Mann getragen werden könnte, während die Mannschaft der Flotille direkt mit den ungestümen Gewässern

kämpfte und die übrigen Fahrzeuge im stark geneigten Bette des in raschem Laufe dahinfließenden Stromes hinaufschob.

Nachdem die Straße in etwa einer Stunde vollendet war, legte man am obern Ende derselben ein provisorisches Lager an, bei welchem nach und nach auch die Kanoes anlangten. Schon war das Boot etwa die Hälfte der Strecke transportiert, als Stanleys europäischer Diener mit wilden Sprüngen herbeieilte: „Herr, o Herr, Emin Pascha ist angekommen!“

„Emin Pascha?“

„Ja, Herr. Ich habe ihn in einem Kanoe selbst gesehen. Seine rote Flagge, gerade wie die unsere (die ägyptische), ist am Heck aufgezogen. Es ist ganz gewiß wahr, Herr.“

Selbstverständlich stürzte alles fort; das Boot wurde fallen gelassen, als ob es ein Stück glühendes Eisen gewesen wäre. Es war thatsächlich ein Wettlauf, Herr und Diener wollten der erste sein. Auch im Lager herrschte allgemeine Aufregung. Was war die Ursache? Neun Manjema, deren Heimat östlich vom Lualaba, dem Oberlaufe des Kongostromes ist, waren angekommen. Sie erzählten, daß ihrer 50 etwa 10 km flußaufwärts ein Lager hätten, um zu erforschen, ob auf dem Ituri, wie hier der Aruwimi hieß, ein Weg nach den Stanley-Fällen des Kongo zu finden wäre. Nur zu diesem Zwecke hätte Uledi Baljus, ihr Herr, sie ausgesandt, der mit mehreren hundert Bewaffneten 8 Tagereisen stromaufwärts seine Niederlassung habe. Stanley gab über die Stromfahrt ihnen genaue Auskunft, worauf sie sich entfernten, um für den nächsten Tag in ihrem Lager einen festlichen Empfang der Expedition vorzubereiten.

Als indessen am nächsten Tage die Expedition bei dem Manjema-Lager anlangte, ward ihnen ein schrecklicher Empfang. Vor dem Thore lag ein Kind, buchstäblich in Stücke zerhackt, und innerhalb der Palissaden die Leiche einer Frau, die mit Speeren niedergestochen war; die Manjema selbst aber waren verschwunden. Sie waren ostwärts zu ihrem Herrn zurückgekehrt, um ihm Stanleys Auskunft zu überbringen; die Wangwana der Expedition jedoch glaubten, daß sie westwärts ihrem Auftrage entsprechend ihre Wanderung fortgesetzt hätten.

Infolgedessen gesellte sich zu den Leiden und Gefahren, unter denen die Expedition litt, jetzt noch eine neue. Nachdem schon in der vergangenen Nacht ein Träger mit seiner Last, einem halben

Centner Zwieback, verschwunden war, desertierten, noch bevor der Tag zu Ende ging, deren 5, von deren Trägerlasten 4 Munition, 1 Salz enthielt. Die Hoffnung, unter dem Schutze der Manjema nach Jambuja zurückkehren zu können, hatte sie verlockt. Zwei Tage später folgten ihnen 5 andere, welche Munition, Proviant und Kleidungsstücke in ihren Traglasten mit sich nahmen, und am nächsten Tage noch einmal 4. Es war klar, wenn dem nicht Einhalt geschah, so ging die Expedition einem schnellen Ende entgegen. Eine Verfolgung der Entflohenen war meist erfolglos; denn was der afrikanische Wald einmal in sich aufgenommen hat, giebt er nicht wieder zurück. Selbst ein Esel, der sich in den Wald verlaufen hatte, konnte nicht wieder aufgefunden werden. Nur einen Mann von allen und 3 Gewehre brachten die verfolgenden Patrouillen zurück. Stanley ließ daher all denjenigen Trägern, für welche die Zugführer keine Garantie übernehmen wollten, die Hauptfeder von den Gewehren abschrauben, wodurch die Leute völlig wehrlos wurden. Dennoch wiederholten sich, wenn auch nur vereinzelt, die Desertionen. Es wurden daher die Trägerlasten jetzt in Gruppen zu je acht zusammengebunden, und jede Gruppe einem besonderen Führer, der die Verantwortung trug, überwiesen.

Dazu kam, daß mit jedem Tage weiteren Vorrückens die Lebensmittel knapper wurden. Am 11. September erreichte die Expedition das große Dorf Navabi; aber kein Bewohner war zu sehen, alle Hütten bis auf 2 waren niedergebrannt, die Ölpalmen des Dorfes waren großenteils umgehauen, die Bananenpflanzungen dem Erdboden gleichgemacht. Auf der kleinen Fläche, welche das aufgeschlagene Lager der Expedition einnahm, wurden nicht weniger als 5 Schädel von kleinen Kindern gefunden. Es waren die Bakusu- und Basongora-Sklaven des arabischen Sklavenjägers gewesen, welche unter Anführung seiner Manjema die friedlichen Dörfer vernichteten und rings um seine Niederlassung trostlose Einöde schufen. Darunter hatte jetzt die Expedition schwer zu leiden. Fleisch zumal hatte seit langem niemand gesehen. Daher drängten die jungen Offiziere Stanley, als sie am jenseitigen Ufer einen Elefanten behaglich baden sahen, sein Jagdglück zu versuchen. Langsam ruderte der „Advance“ hinüber, ohne daß das Tier von dem Boote Notiz nahm. Auf eine Entfernung von wenig Metern jagte ihm daher Stanley eine Kugel in den Leib; auch die Offiziere trafen gut: aber die 6 Kugeln, die der Elefant erhielt, hatten keine andere Wirkung, als daß er jetzt

flüchtig an dem Ufer hinaufstürmte und seine Verfolger, den Rüssel zurückkrümmend, mit einer trüben Wasserflut überschüttete. Für solch Wild war das Kaliber der Büchsen zu klein.

Mühselig hatte die Expedition den Bafaido-Katarakt, wo der Fluß über die vorspringende Kante einer Felsplatte 3 m tief herabstürzte, umgangen, als vor dem zerstörten Dorfe Navabi ein noch viel schwierigerer sich zeigte. Eingehüllt in nebelartigen Dunst, erschien ein schroffes Gehänge voll wilder Stromschnellen, deren Wogen ungestüm vorwärts jagten, um dann rollend, tosend, in Gischt auf-

Angriff auf einen Elefanten vom Ituri aus.

wirbelnd, 9 m tief weiß schäumend und wolkig zerstäubt herabzustürzen. Mit Aufbietung der letzten Kräfte wurde auch dieser Katarakt umgangen.

Schon waren aus den acht Tagemärschen bis zu der arabischen Niederlassung, in der man Hülfe zu finden hoffte, deren sechszehn geworden: da erschienen den Hungernden und Ermatteten, durch einige Gewehrschüsse angekündigt, drei mit roten Flaggen geschmückte Kanoes. Männer in weißen Gewändern bildeten die Bemannung. Sie waren gekommen, die Expedition im Namen des Uledi Baljus, ihres Häuptlings, zu begrüßen, der, sobald die Expedition ihr Abendlager aufgeschlagen haben würde, ihr seinen Besuch abstatten wollte. Nach Austausch der üblichen Komplimente fuhren sie dann unter

dem Abschießen ihrer Gewehre, einen fröhlichen Gesang anstimmend, wieder stromaufwärts zurück.

Uledi Baljus, das ist der Konsul-Uledi, hatte 1860—63 die Entdecker der Nilquellen Speke und Grant auf ihrer Entdeckungsreise als Zeltdiener begleitet, war aber in Unjoro zurückgeblieben oder desertiert. Später hatte er sich am Lualaba als Sklavenjäger niedergelassen, war mit seinen Karawanen weit herumgekommen und brandschatzte jetzt von seiner Ansiedelung Avadori aus das Land am Ituri. Die Sansibariten nannten ihn „Lualaba", oder nach ihrer Aussprache des Namens Ugarrowwa, die Eingebornen am Ituri aber sprachen den Namen Nuarawwa aus.

Am Nachmittage traf denn auch Stanley mit seiner Schar vor der Station des mächtigen Mannes ein und schlug sein Lager dicht unterhalb derselben auf. Alsbald kündigte das Wirbeln der Trommeln, das Knallen zahlreicher Gewehre und eine ganze Flotille von Kanoes das Herannahen des Häuptlings an, der von etwa 50 kräftigen Burschen, Sängern und Weibern begleitet war.

Als Geschenk bot er Stanley zwei fette Ziegen und etwa 20 kg Reis, sowie einige Bananen und Hühner an.

Auf Stanleys Frage, ob Aussicht vorhanden sei, daß die Mannschaften der Expedition in der Nachbarschaft der Station Lebensmittel finden würden, gab er zu, daß seine Leute in ihrer rücksichtslosen Weise alles vernichtet hätten, und daß es unmöglich sei, ihnen Einhalt zu thun, weil dieselben auf die „Heiden" wegen der blutigen Rachethaten wütend wären, welche diese gegen viele ihrer Landsleute bei deren Suchen nach „Elfenbein" begangen hätten.

Auf die weitere Frage, in welchem Lande die Expedition sich befände, erwiderte er, das Land hieße Bunda, dessen Bewohner Babunda; die Bevölkerung auf dem nördlichen Ufer in der Nachbarschaft seiner Station werde Bapai oder Bavaija genannt. Er erzählte auch, daß er mit seiner Karawane in der Stärke von 600 Mann den Lualaba bei Kibonge (oberhalb des Leopold-Flusses) verlassen und in neun Monaten 686 km in nordöstlicher Richtung durch einen endlosen Wald zurückgelegt habe, ohne auch nur so viel Gras zu sehen, wie die Fläche der Hand bedecken würde; er habe nur einen Fluß, den Lindi, gekreuzt, bis er an den Ituri gekommen sei.

Vier Tagemärsche weiter aufwärts habe er noch eine zweite, mit 100 Gewehrträgern besetzte Station in der Nähe des Lenda-Flusses, der auf dem südlichen Ufer in den Aruwimi münde. Seine Leute

hätten Reis, von dem er etwas mitgebracht habe, und Zwiebeln gesäet; in der Umgegend der Niederlassungen sei aber Wüste, da es nicht weise sei, solchen „blutgierigen Heiden" zu gestatten, in ihrer Nähe zu leben, weil sein und seiner Landsleute Leben sonst nicht sicher sei. Er habe durch diese schon etwa 200 von seinen Bakusu- und Basongora-Sklaven, sowie viele tüchtige Manjema-Führer verloren.

Am nächsten Tage erwiderte Stanley Ugarrowwas Besuch; er wurde sehr gastfrei in der arabischen Niederlassung aufgenommen. Die Station war eine große Ansiedelung, die rundherum vorsichtig mit hohen Palissaden umgeben war, an denen man kurze Planken querüber festgebunden hatte, um einen Schirm gegen etwaige feindliche Pfeile herzustellen. In der Mitte, mit der Front dem Flusse zugekehrt, lag das Haus des Häuptlings, ein bequemes, geräumiges, hohes Gebäude, dessen Wände mit Löchern als Schießscharten versehen waren; es hatte mit seinen hohen, drohenden, aus Lehm hergestellten Mauern Ähnlichkeit mit einem Fort. Beim Passieren eines Durchgangs zwischen Ugarrowwas Privatgemächern und den öffentlichen Räumen erblickte Stanley einen großen Hof von etwa 18 m Länge und Breite, umgeben von Gebäuden und gefüllt mit Dienern. Das Ganze hatte etwas von einem Edelsitz an sich mit dem Überfluß an Begleitern, den verschiedenen Dienern, den großen Räumen und dem überall herrschenden Reichtum. Der Ort war sicherlich bei einem Angriff unbezwingbar, und es würde, wenn er nur überhaupt tapfer verteidigt wurde, eines ganzen Bataillons bedurft haben, um diesen Vorposten der Sklavenjäger zu erobern.

Wie Ugarrowwa mitteilte, scheint der Ituri viele Tagemärsche weit von Osten herzukommen; der Ihuru ströme eine erhebliche Strecke weiter aufwärts von Norden her in den Ituri, und außer dem Lenda gebe es noch einen weitern Nebenfluß, den Ibina, der von Süden komme.

Irgendwo weiter aufwärts, 10 oder 20 Tagemärsche entfernt, habe sich noch ein anderer Araber niedergelassen, der Kilonga-Longa genannt werde, dessen richtiger Name aber ebenfalls Uledi sei.

In der Ansiedelung sah Stanley zum erstenmal einen Vertreter des Stammes der Zwerge, die nördlich vom Ituri, vom Ngaiju ostwärts, stark verbreitet sein sollten. Es war ein Mädchen von etwa 17 Jahren, 84 cm groß, der es nicht an einer gewissen Anmut mangelte. Die Hautfarbe war die der Quadronen oder wie

gelbgewordenes Elfenbein. Trotz ihrer dürftigen Bekleidung war die kleine Dame doch sehr von sich eingenommen; man sah ihr an, daß die Besichtigung ihr Vergnügen machte. Sie stammte von den Quellen des Ngaiju her.

Nachdem Ugarrowwa Stanley alle seine Schätze gezeigt hatte, darunter auch den großen Vorrat von Elfenbein, den es ihm gelungen war zu sammeln, begleitete er ihn zum Boote, wo er ihn noch mit mehreren großen Schüsseln voll gekochten Reises und einer ungeheuern Schale mit in Curry gekochten Hühnern beschenkte, einem Gericht, das im Lager mit vielem Danke aufgenommen wurde.

Der Landungsplatz zeigte jetzt eine lebendige Scene. Die Verkäufer von Bananen, Kartoffeln, Zuckerrohr, Reis, Maniokmehl und Geflügel riefen laut die Kunden an und rasch wurden Tauschgeschäfte mit Stoffen und Perlen gemacht. Ein solches Leben gefällt den Sansibariten am besten, und sie gaben ihrer glücklichen Stimmung in Gesängen Ausdruck, die man seit langem nicht mehr von ihnen gehört hatte.

Am 19. September brach Stanley zum Weitermarsche auf, von Ugarrowwa und dessen Gefolge mehrere Stunden weit geleitet. Alle Kranken der Expedition, 56 an der Zahl, ließ er in der arabischen Station zurück, da der Häuptling es übernommen hatte, sie für 21 Mark pro Kopf und Monat zu beköstigen und zu verpflegen. 62 Mann betrug der Verlust, welchen die Expedition durch Desertion und Tod erlitten hatte. So zog sie denn nur noch 271 Köpfe stark von Avadori weiter. Auf den Rat Ugarrowwas folgte Stanley auch weiterhin dem Aruwimi, weil durch das Boot und die Kanoes den Mannschaften viele Traglasten abgenommen würden und die Notwendigkeit fortfiele, marschunfähige Kranke zu tragen oder gar zurückzulassen. Es konnten denn auch 180 Traglasten der Flußkolonne überwiesen werden, sodaß für die Landkolonne nur 47 übrig blieben, welche von je einer der 4 Compagnien in regelmäßigem Wechsel getragen werden sollten. Seinen Rat hatte der Araber auch noch durch den Hinweis darauf unterstützt, daß der Ituri, soweit er erfahren habe, stromaufwärts viele Tagemärsche weit besser schiffbar wäre, als es stromabwärts der Fall sei. Zur Ermutigung erzählte er auch, daß er bei einem Zuge nach Osten nach einem Marsche von einem Monate zu einem hohen Hügel gelangt wäre, von dem aus er ostwärts weit ausgedehntes Grasland gesehen habe.

So ging denn die Kolonne, ausgeruht und neu gestärkt, vorwärts; hart ruderten die Bootsinsassen gegen die starke Strömung des Ituri an, mühevoll bahnte sich die Landkolonne am Ufer entlang ihren Weg. Da kam, als am Abend eben das Lager für die Nacht aufgeschlagen war, ein Kanoe den Fluß herauf: Ugarrowwa übersandte Stanley drei Deserteure in Fesseln, die mit ihren Gewehren sich von dem Marsche in seine Ansiedelung zurückgeschlichen hatten. Mit einem schönen Revolver, den er dem Araber übersandte, begleitete Stanley seinen Dank. Was aber sollte er mit den pflichtvergessenen Ausreißern machen? Die strengste Strafe war ja notwendig, wenn nicht durch das Einreißen der Desertion die ganze Expedition allgemach wehrlos werden und untergehen sollte.

Stanley ließ daher am nächsten Morgen die gesamte Mannschaft zu einem „Schauri", einer öffentlichen Verhandlung, antreten.

„Wir haben uns alle", begann er, „auf das äußerste bemüht, unsere Pflicht zu thun, und haben dafür viel ertragen. Diese drei Ausreißer aber sind mit ihren Gewehren davongelaufen: sie haben bewiesen, daß sie Sklaven sind und keine Spur von Gefühl besitzen."

„Sie haben kein Herz!" sagte der Kirangosi.

„Wenn nun die Eingebornen hier den Versuch machten, unsere Gewehre, welche unsere Seelen sind, zu stehlen, sind wir dann berechtigt, sie niederzuschießen?"

„Wir schießen die Heiden nieder!" war die rasche Antwort.

„Wenn nun aber Leute, welche für ihre Arbeit bezahlt, beschützt und freundlich behandelt werden, versuchen, uns in der Nacht den Hals abzuschneiden, sind wir dann ebenfalls berechtigt, sie niederzuschießen?"

„Allah ist groß! Wir haben das Recht."

„Nun denn", fuhr Stanley fort, „was thun diese Ausreißer anders, wenn sie unsere Waffen nehmen und mit unsern Verteidigungsmitteln davonlaufen? Ihr würdet Eingeborne niederschießen, welche euch im Wege sind und euch hindern, vorzudringen oder den Rückweg anzutreten: was thun diese Leute aber? Könnt ihr denn vorwärts oder rückwärts marschieren, wenn ihr keine Waffen oder Munition mehr habt?"

„Nein!" stimmten alle zu.

„Nun gut denn, ihr habt sie zum Tode verurteilt. Einer soll heute, der andere morgen, der dritte am übernächsten Tage sterben, und von heute ab wird jeder Dieb und Deserteur, der seinen Posten

verläßt und das Leben seiner Kameraden gefährdet, mit dem Tode bestraft werden."

Die Verurteilten wurden dann gefragt, wer sie seien. Der eine erwiderte, er sei der Sklave des Fardjalla ben Ali, eines Anführers von der ersten Compagnie; der zweite war der Sklave eines Banianen in Sansibar, und der dritte der Sklave eines in Unjanjembe arbeitenden Handwerkers.

Hierauf wurde gelost; wer den kürzesten von drei Papierstreifen zog, sollte zuerst sterben. Das Los fiel auf den Sklaven Fardjallas, der jetzt ebenfalls anwesend war. Dann wurde ein Tau über einen starken Baumast geworfen, und auf Befehl ergriffen 40 Mann das eine Ende des Taues, während die Schlinge dem Gefangenen um den Hals gelegt wurde.

„Hast du noch etwas zu sagen, ehe ich den Befehl zu deinem Tode gebe?"

Er antwortete durch ein Kopfschütteln. Dann erscholl das Signal: der Mann wurde in die Höhe gezogen, und ehe noch sein letztes Zucken aufgehört hatte, war die Expedition bereits aus dem Lager marschiert.

Als am nächsten Morgen die Kolonnen sich zum Aufbruche rüsteten, ließ Stanley den wackeren Raschid ben Omar, den Kirangosi, zu sich rufen.

„Nun, Raschid", hob er in gleichmütigem Tone an, „wir werden jetzt den zweiten Mann hinzurichten haben. Es wird Zeit, die Vorbereitungen dazu zu treffen: was meinst du?"

„Nun, was können wir anders thun, als diejenigen zu töten, die uns zu töten versuchen? Wenn wir den Leuten eine am Boden mit zugespitzten Pfählen und vergifteten Holzsplittern gespickte Grube zeigen und ihnen sagen, sie sollen sich davor hüten, dann kann man uns gewiß nicht die Schuld geben, wenn die Leute gegen unsere Warnungen taub sind und hineinspringen. Mögen sie sich selbst die Schuld beimessen."

„Aber es ist trotzdem sehr hart. Raschid ben Omar, dieser Wald macht das Herz des Menschen zu Blei und der Hunger bringt den Kopf um seinen Verstand; man denkt an nichts, als an die leeren Eingeweide und den knurrenden Magen. Wie sollen wir uns da wundern, daß der Diener seinem Herrn davonläuft, wenn dieser ihn nicht zu ernähren vermag?"

„Das ist Wahrheit, so klar wie der Sonnenschein. Aber wenn

wir sterben müssen, dann laßt uns alle zusammen sterben. Es giebt viele gute Männer hier, die ihr Blut für Euch hergeben, wenn Ihr es verlangt. Da sind andere — Sklaven von Sklaven —, welche nichts wissen und sich um nichts bekümmern; sie würden mit dem, was wir selbst zur Sicherheit unsers Lebens brauchen, die Flucht ergreifen: laß sie umkommen und vermodern! Sie wissen sämtlich, daß Ihr, ein Christ, alles dies nur unternehmt, um die Söhne des Islam zu retten, die fern von hier in der Nähe eines großen Sees in Schwierigkeiten sind; sie bekennen sich zum Islam und dennoch wollten sie den Christen im Busch verlassen. Laßt sie sterben!"

„Aber angenommen, Raschid, wir könnten dieses Fortlaufen und das uns sonst drohende Verderben auf irgend eine andere Weise verhindern, die nicht ganz so strenge ist als sie aufzuhängen, bis sie tot sind; was meinst du dazu?"

„Ich möchte sagen, daß dazu alle Mittel gut sind; das beste aber ist das, welches sie am Leben läßt, damit sie bereuen."

„Gut denn, wenn ich Kaffee getrunken habe, soll das Signal zum Antreten gegeben werden. Bereite inzwischen ein langes Tau aus Rotang vor und wirf es über jenen starken Ast. Halte den Gefangenen bereit, laß ihn von den Posten bewachen, und wenn du das Trompetensignal hörst, dann flüstere den übrigen Anführern folgende Worte ins Ohr: «Kommt und bittet um Pardon für ihn; der Herr will ihn begnadigen». Ich werde dich anblicken und fragen, ob du etwas zu sagen hast. Das wird dir das Zeichen sein. Wie gefällt dir das?"

„Möge geschehen, wie Ihr sagt. Die Leute werden Euch Antwort geben."

Nach einer halben Stunde ertönte das Signal, und die Compagnien bildeten ein Carré um den Gefangenen. An dem Aste hing das lange Rohrtau mit der todbringenden Schlinge an dem einen Ende. Ein Mann trat vor und legte dem Verurteilten die Schlinge um den Hals; eine Compagnie stand bereit, um den Verurteilten in die Höhe zu ziehen.

„Nun, Mann, hast du noch etwas zu sagen, ehe du deinem gestern gestorbenen Bruder folgst?" fragte Stanley ruhig.

Der Mann blieb stumm und schien die Worte kaum zu verstehen. „Habt ihr etwas zu sagen, ehe ich das Kommando gebe?" wandte Stanley sich dann an den Kirangosi.

Raschid gab den übrigen Anführern ein Zeichen, worauf dieselben sämtlich hervorstürzten, sich Stanley zu Füßen warfen, um Verzeihung flehten, mit strengen Worten die Diebe und Mörder schalten und dabei aufs heiligste versicherten, daß sie sich in ihrem Verhalten in Zukunft bessern würden, wenn Stanley diesmal noch Gnade walten ließe.

Es lohnte sich der Mühe, die Züge der Sansibariten während dieser Scene zu beobachten, wie ihre Augen sich erweiterten, die Lippen sich zusammenpreßten, die Wangen blaß wurden, als mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens die gleiche Bewegung alle erfaßte.

„Genug, Kinder! Nehmt den Mann! Sein Leben gehört euch. Aber hütet euch! Für den, der uns ein Gewehr stiehlt, giebt es in Zukunft nur ein Gesetz: den Tod durch den Strang!“

Ein allgemeiner Gefühlsausbruch trat ein; manchen liefen große Thränen die Wangen hinab, die Augen zeigten die leidenschaftlichste Erregung; die Leute warfen Mützen und Turbane in die Luft, hielten die Gewehre hoch, hoben den rechten Arm in die Höhe und riefen: „Niemand wird die «weiße Mütze» verlassen, bis sie beerdigt ist! Tod dem, der Bula-Matari verläßt! Zeige uns den Weg nach dem Njansa! Führe uns, wir werden jetzt folgen.“

Bula-Matari, den „Felsenbrecher“, hatten Stanley die Häuptlinge von Vivi genannt, als er 1879 dort zum Straßenbau die Felsblöcke mit Schmiedehämmern zerkleinern ließ. Die sansibarischen Arbeiter hatten den Namen dann durch ganz Afrika getragen.

Auch der Gefangene weinte. Als die Schlinge von seinem Halse genommen war, warf er sich Stanley zu Füßen und schwur, für die „weiße Mütze“ sterben zu wollen. Stanley reichte ihm die Hand: „Es ist Gottes Werk: Ihm danke dafür!“

Die Trompeten erklangen zum Aufbruch. „Bismillah! Bismillah!“ riefen die Wangwana und nahmen frohen Mutes, wie wenn es zu einem Feste ginge, ihre schweren Lasten auf. Niemals vielleicht gab es im Kongowalde so viel frohe Herzen, wie an diesem Morgen.

Nach einer Stunde schon erreichte man den Lenda, der, 90 m breit, von Süden her dem Ituri zuströmt. Nachdem er überschritten war, erteilte Stanley allen Leuten die Erlaubnis, nach Lebensmitteln auszuschauen. Mit Eintritt der Dunkelheit kehrten sie zurück, ohne auch nur das Geringste gefunden zu haben. Denn

soweit die Züge der Araber reichten, war alles Land eine einzige menschenleere Einöde. Nur hin und wieder gelang es, auf dem nördlichen Flußufer eine versteckte Bananenpflanzung aufzufinden, deren Früchte der äußersten Not wehrten. Aber die unzureichende Ernährung erschöpfte sichtlich die Kräfte; kein Wunder, daß daher die Zahl der Kranken rasch zunahm.

Langsam war die Expedition so bis in die Nähe der Stelle vorgerückt, wo der Ituri den aus Nordosten ihm zuströmenden Ihuru aufnimmt, als bei einer Rast im Walde alles erschrocken auffuhr: deutlich hatte man den Knall von drei Gewehrschüssen vernommen. Sofort indes folgte die Erklärung: 15 Manjema, stattliche Leute, marschierten ins Lager. Sie gehörten zu der Mannschaft des Arabers Uledi, genannt Kilonga-Longa, welcher, ein Konkurrent von Ugarrowwa, bei Ipoto am Norduser des Ituri, 5 Tagemärsche aufwärts, seine Ansiedelung hatte. Ohne Zweifel kamen sie, um zu rekognoscieren; denn natürlich war das Gerücht von dem Nahen der Expedition Stanleys dieser weit vorausgeeilt.

Die Manjema gaben Stanley den Rat, sich hier zu verproviantieren, da das Land bis Ipoto völlig unbewohnt wäre. Dann waren sie verschwunden — und 3 Deserteure waren mit ihnen gegangen. Freilich war es leichter, den Rat des Fouragierens zu geben, als dies erfolgreich zu machen. Immerhin gelang es, auf dem nördlichen Flußufer einen solchen Vorrat von Bananen ausfindig zu machen, daß jedem Manne von der Expedition 30 Stück zugeteilt werden konnten. Indessen die wenigsten der Sansibariten wußten damit Haus zu halten.

Am Morgen des 4. Oktober wurde die Mündung des Ihuru erreicht. Ein lavaähnlicher Felsblock gewährte Stanley eine Übersicht über das Gelände. Die Hügel am Ufer erhoben sich viel höher als bisher; manche stiegen bis zu 185 m über den Wasserspiegel empor. Bis auf 24 m engten sie das Flußbett zwischen sich ein. In einer Reihe hoher Katarakte kam von Osten her der Ituri herabgestürzt, während wenig oberhalb des Felsens der Ihuru von Nordosten her aus einer Schlucht rasenden Laufes hervorschoß. Mit brüllendem Getöse jagte der vereinigte Strom zwischen den hohen Ufern und düstern Waldmauern abwärts dahin.

Hier war — das war kein Zweifel — das Ende der Bootfahrt. Was sollte dann aber aus den 52 Kranken werden, welche, zu Skeletten abgemagert, unfähig waren zu marschieren? Was aus

den Traglasten, deren Zahl ohne die Hülfe der Kanoes die der brauchbaren Träger weit überstieg? Auch Kapitän Nelson war den Anstrengungen des Marsches nicht weiter gewachsen. Es blieb kein anderer Ausweg, als unter Nelsons Befehle die Schar der Kranken hier zurückzulassen, um von Kilonga-Longas Ansiedelung Hülfe, Rettung für sie zu holen. Dorthin wurde Raschid ben Omar, der Oberanführer, mit 5 Mann vorausgeschickt, um, so schleunig wie möglich, Lebensmittel für die Zurückbleibenden zu besorgen.

Es war ein trauriger Abschied hier in der Waldeinsamkeit. 81 Trägerlasten und alle Kanoes wurden zurückgelassen; 52 Mann blieben bei Nelson zurück, auf das angewiesen, was ihnen der ungastliche Wald an Schwämmen und wilden Beeren zur Ernährung bot. Mit schwerem Herzen sahen sie den letzten Mann von der davonziehenden Kolonne Stanleys im Walde verschwinden.

Man hätte keinen düsterern Ort für das Lager auswählen können, als diese sandige Terrasse am Flusse es war. Rundherum von Felsen umschlossen, war sie von dunkeln, vom Flußrande aufsteigenden Waldungen eingeengt und von dem unaufhörlichen Tosen umgeben, welches der wirbelnde Strom und die sich gegenseitig an Getöse überbietenden Wasserfälle verursachten. Trostlos war die Lage der Verlassenen, welche verurteilt waren, jeden Augenblick das schreckliche Getöse der erzürnten, in unversöhnlicher Wut dahinstürmenden Gewässer und den eintönigen Donner der herabstürzenden Wassermassen zu hören, die springenden, rollenden und im ewigen Kampfe sich überschlagenden Wellen zu beobachten, wie sie von der Kraft der dahinschießenden Strömung in weiße Schaumfetzen zerpeitscht wurden, und auf die dunkeln Wälder hinabzublicken, welche flußaufwärts und rundherum in ihrem eintönigen Grün dastehen. Man denke sich dann die Nacht mit ihrer greifbaren Dunkelheit, den tiefschwarzen Schatten der bewaldeten Hügel, dem Getöse der Katarakte, dem Elend, welches die Einsamkeit und die nie ganz schlummernde Sorge vor dem Verlassenwerden hervorruft: und man hat eine Vorstellung von der Stimmung, in welcher Nelsons Hungerlager zurückblieb.

Freilich auch die von dannen Ziehenden hatten keine andere Aussicht, als durch energisches Vorwärtsstreben Hülfe zu finden. Wenn ihnen aber vor dem Ziele die Kräfte versagten?! Auch sie waren ja ebenfalls nur auf das angewiesen, was der Wald ihnen bot: die roten Beeren des Phrynium, die länglichen, säuerlichen

Früchte des Amomum, Fenessi oder wilde Brotfrucht, die faden Waldbohnen, Schwämme und Pilze. Bald verschmähten sie auch Raupen und Schnecken, Käfer und weiße Ameisen nicht.

Die Offiziere fragten Stanley abends im Lager, ob er auch bei seinen früheren Reisen in Afrika ähnliche Leiden durchgemacht habe.

„Nein, nicht ganz so schlimm wie hier", antwortete er. „Freilich haben wir viel Hunger gelitten, und 1877 waren wir am unteren Kongo dem Verschmachten nahe; aber die Hoffnung auf das nahe Ziel hielt uns aufrecht."

Ein Schwirren in der Luft lenkte die Aufmerksamkeit ab; Klein-Randy, Stanleys Dachshund, schaute mit sichtlicher Spannung in die Höhe: ein feistes Perlhuhn fiel herab, dem in demselben Momente Randy auch schon den Garaus machte.

„Da seht ihr, Leute", sagte Stanley, „die Götter sind uns wahrhaftig gnädig: die Zeit der Wunder ist noch nicht vorüber!"

Das Huhn wurde gebraten und zum Abendessen gewissenhaft geteilt; auch Randy, der glückliche Jäger, ging nicht leer aus.

Am folgenden Tage entdeckte man auf einer kleinen Insel im Flusse ein Dörfchen. Sofort fuhren die Kundschafter des Vortrabes hinüber. In hastiger Flucht verließen die Bewohner ihre armseligen Hütten, in denen an Proviant nichts weiter als etwas Mais und ein wenig Bohnen zu finden war. Kaum waren die ungestümen Fouragierer wieder zurückgekehrt, so erhielt Stanley auch von Jephson, der bei dem „Advance" zurückgeblieben war, einen Zettel: „Wenn ihr bei dem Dorfe Lebensmittel erhalten habt, so schickt uns um Gottes willen etwas." Indes nicht mehr als eine Hand voll Mais vermochte Stanley den Hungernden zu senden. Das mußte für $1^1/_2$ Tage ausreichen; denn erst am nächsten Abende brachten die Fouragierer eine kleine Tracht Bananen mit.

Die Offiziere würzten sich das karge Mahl durch das Entwerfen von appetitreizenden Tischkarten. Den meisten Beifall fand diejenige, welche, wenn sie auch weniger kunstgerecht war, doch am meisten der Empfindung aller entsprach:

Eier und Schinken — reichlich!
Roastbeef und Kartoffeln — unbeschränkt!
Ein recht großer Plumpudding!

Den Mannschaften freilich war der Humor längst ausgegangen: zusehends siechten sie unter den Qualen des täglichen Hungers hin;

die Zahl derer, welche noch ihre Lasten schleppen konnten, wurde immer kleiner. In der Hoffnung daher, daß das rechte Flußufer in ergiebigerem Maße Nahrungsmittel böte, beschloß Stanley, mit der Expedition dorthin überzusetzen. Das sollte der letzte Dienst sein, den das Stahlboot ihm leiste; denn auf dem Marsche durch den Wald des nördlichen Ituri-Ufers es mitzunehmen, fehlten der Expedition die Kräfte.

So wurden denn am Morgen des 13. Oktober die Bäume um das Lager der letzten Nacht gezeichnet und mit Holzkohle Pfeile darauf gemalt, damit die unter Raschids Führung vorausgesandten Leute, welche immer noch nicht zurückgekehrt waren, bei ihrem Eintreffen im Lager die weiter einzuschlagende Richtung erkennen könnten. Dann überschritt die ganze Kolonne den Ituri.

Am nördlichen Ufer ließ Stanley die ganze Mannschaft antreten: „Ihr seht, Leute, welches unsere Lage ist. Von 389 Mann, welche aus Jambuja ausmarschierten, sind wir nur noch 200; und von diesen sind auch nur noch 150 im stande etwas zu tragen. Wir können also unser Boot nicht weiter mitnehmen; denn unser Weg führt durch den Wald, von dem Flusse ab. Ich sage daher: laßt uns das Boot hier am Ufer versenken und rasch vorwärts dringen, um für uns und die bei Kapitän Nelson Zurückgebliebenen, die nicht wissen, was aus uns geworden ist, Lebensmittel zu erwerben, damit wir nicht jämmerlich in der Wildnis umkommen. Ihr seid die Träger des Bootes, nicht wir. Sagt ihr, was mit demselben geschehen soll."

Der eine schlug dies, der andere jenes vor; allein niemand wußte brauchbaren Rat. Da trat Uledi, der entschlossene Bootsmann, vor:

„Herr, mein Rat ist dieser. Ihr zieht mit der Karawane weiter und sucht die Manjema, und ich und meine Leute bleiben bei diesen Stromschnellen und schieben, rudern oder ziehen das Boot so rasch weiter, wie wir können. Wenn ich zwei Tage aufwärts gegangen bin, werde ich Euch Leute nachsenden, damit Ihr wißt, wo wir sind. Verlieren können wir Euch nicht; denn einer solchen Bahn, wie die Karawane macht, könnte selbst ein Blinder folgen."

Der Rat war gut und wurde angenommen: mit wenigen Getreuen blieb der brave Uledi in dem Boote zurück. Der Karawane aber sollte der Ituri nicht länger Führer sein: nordwärts vordringend, war sie binnen kurzem bis auf den letzten Mann in dem Walde verschwunden.

Viertes Kapitel.

Inmitten des Urwaldes.

Der innerafrikanische Urwald. — Die Lichtungen. — Des Esels Ende. — Empfang in Ipoto. — Kilonga-Longa. — Die Manjema. — Djuma, der Dieb. — Uledis Vermittelung. — Jephson im Hungerlager. — „Bruder" Ismaili. — Die Verhaue der Balesse. — Saat Tato. — Rast in Ibwiri. — Chamis, der Manjema. — Die Häuser der Balesse. — „Schauet nach Sonnenaufgang." — In Indesura. — Am oberen Ituri. — Hinaus in das Grasland.

Ein ungeheures Gebiet im Inneren Afrikas bedeckt der Urwald. Von Kabambarre in Süd-Manjema bis zum Népoko (2° n. Br.) erstreckt er sich in einer Breite von mehreren hundert Kilometern. Seiner Natur nach ist er Galeriewald; aber in dem langsam ostwärts ansteigenden Gelände fließen die Wasserläufe so reichlich und dicht, daß für eine Unterbrechung der die Flüsse breit einfassenden Galerien kein Raum bleibt. Dadurch bildet sich diese gewaltige Fläche zusammenhängenden Urwaldes, besetzt mit Bäumen von 6—60 m Höhe, manche wenige Centimeter, andere über einen Meter stark, deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern. Von einem Baum zum andern laufen Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons, eines lateinischen W und eines schlecht geschriebenen lateinischen M haben oder sich in großen dichten Kreisen, wie endlose Anakondas um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen, laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis beinahe auf den Erdboden herabfallen, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Schmarotzer repräsentieren, und schlanke Ranken herabhängen mit offenem Faserwerk an den Enden wie

Troddeln. Arbeite alles gehörig durcheinander, so wirr wie möglich und von einem Zweig zum andern, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden horizontal stehenden Ast kohlähnliche Baumflechten von der größten Art, Pflanzen mit breiten speerförmigen Blättern, welche die Elefantenohr-Pflanze darstellen, sowie an andern Stellen Orchideen und Gruppen vegetabilischer Wunderwerke, und einen reichen Schmuck zarter Farne. Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig und Schlinggewächs mit dickem Moos wie mit einem grünen Pelz: und du hast das Bild des Waldes, wo er geschlossen ist, du brauchst nur noch den Boden mit dichtem Phryniumgesträuch, Amomum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Waldriesen bis zu den Wurzeln hinab zersplittert, und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießen eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, treten sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet.

Eine Mischung solcher Scenen stellt der Wald dar. Dort steht eine Gruppe von Bäumen, grau und feierlich wie die Säulen einer Kathedrale im Zwielicht, und in der Mitte erhebt sich ein dürrer, nackter, weißgebleichter Patriarch, um den eine neue Gemeinde sich gebildet hat, in welcher jeder junge Baum emporklimmt, um der Erbe des Gebietes von Licht und Sonnenschein zu werden, welches einst der Herr eingenommen hat.

Um das Bild des Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen bedeckt sein; alle paar Meter liegt ein gestürzter Riese, eine dünstende Mischung von verwesenden Fibern, abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisenkolonien, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langer Epheuranken und viele Meter hoher Rotangpalmen; jeden Kilometer kommt ein schlammiger Fluß, stagnierender Bach oder flacher Tümpel, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotos- oder Lilienblättern und einem fettigen grünen Schaum, der aus Millionen von Pflanzenteilchen besteht. Bevölkert ist dies ungeheuere Waldgebiet mit unzähligen Fragmenten von Völkerstämmen, die untereinander im Kriege sind, 15—80 km voneinander getrennt

inmitten der zu Boden gestürzten Bäume, zwischen denen sie Paradiesfeigen, Bananen, Maniok, Bohnen, Tabak, Colocasien, Kürbisse, Melonen gepflanzt haben, leben und, um ihre Dörfer unzugänglich zu machen, jedes Verteidigungsmittel angewandt haben, welches die Natur und das Leben im Walde ihnen an die Hand giebt. Sie haben Holzsplitter eingegraben und schlau unter scheinbar zufällig dort liegenden Blättern verborgen, nicht nur auf ihren Pfaden, sondern auch an der Seite von Baumstämmen, sodaß der Eindringling, wenn er mit dem nackten Fuße darauf tritt, sich diesen durchbohrt oder entweder an dem auf die Holzstücke geschmierten Gift stirbt oder monatelang lahm bleibt. Sie haben die Äste aufgetürmt und aus den großen Bäumen Verhaue hergestellt, hinter denen sie mit vergifteten Pfeilen und mit im Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen hölzernen Speeren im Hinterhalte liegen.

Der Urwald, seit den frühesten Zeiten sich selbst überlassen, um von Zeitalter zu Zeitalter zu wachsen und zu sterben, ist leicht von demjenigen Teil zu unterscheiden, der früher oder später einmal dem Menschen Schutz gewährt hat. Die Bäume sind höher und gerader und haben einen kolossaleren Umfang; es finden sich öfter Durchgänge, wo das Hindernis unabänderlich nur in Arum, Phrynium und Amomum besteht. Der Grund ist fester, und wenn die Pflanzen und kleinen Büsche weggehauen werden, so hat man einen luftigen und kühlen Waldtempel.

Anders der Wald, welcher während weniger Generationen jede Spur früherer Bewirtschaftung des Bodens verwischt hat. Etliche Bäume, namentlich von den weichern Holzarten, sind zur selben Höhe wie die alten Patriarchen emporgewachsen; allein sowie der Mensch die Lichtung verläßt, beeilen sich ganze Scharen von namenlosen Bäumen, Sträuchern und Pflanzen in zudringlicher Weise, seine Abwesenheit zu benutzen, und viele Jahre lang findet ein steter Wettkampf um Licht und Luft statt. Dadurch gewinnt das Unterholz mehr Sonnenschein und wird so üppig, daß man nur mit unendlicher Arbeit sich hindurchbahnen kann.

Der eigentliche Buschwald dagegen, das Wachstum weniger Jahre, läßt keinerlei Eindringen in seinen Schatten zu. Man muß sich einen Tunnel durch die erstickende Masse der jungen Vegetation hauen, so eng und dicht verwachsen und verwickelt ist sie.

Besonders die Lichtungen, welche erst vor Jahresfrist verlassen

worden sind, zeigen wahre Wunder vegetabilischen Lebens, unvergleichliche Fruchtbarkeit und überraschende Mannigfaltigkeit der Arten. Die verkohlten Stützen der Hütten werden zu Trägern der Schlingpflanzen, deren lebhaft grüne Blätter bald die Häßlichkeit der Verödung verhüllen, und jede senkrechte Stange und jeder Stumpf nehmen das Aussehen einer kleinen Laube oder einer säulenartigen Ruine an. Wenn die Stümpfe zu zweien zusammen stehen, haben die Pflanzen den Raum zwischen beiden ausgefüllt, sich vereinigt und sind aneinander entlang gewachsen, sodaß auf diese Weise ein schattiger Bogen entstanden ist. Mitunter bilden sie hohe Doppeltürme, mit einem gewölbten Bogengang dazwischen, ähnlich der Ruine eines großen alten Schlosses, vollständig mit bunten, purpurfarbigen und weißen Blumen bedeckt. Die silberglänzenden Baumstämme der alten Riesen des Urwaldes, die von der Axt gefällt waren, um zu verfallen, und deren große dürre, weit sich ausbreitende Äste und Zweige sind von den Schlinggewächsen hundertfach umhüllt, bis sie aussehen wie Wolken von lebhaftem Grün, welche bei plötzlichen Windstößen unzählige kleine Ranken ausstrecken, oder wie ein ungeheuerer Vorhang hin- und herschwanken.

In solchen jüngst erst verlassenen Lichtungen des Urwaldes findet man auch Gruppen von prachtvollen Blumen, über welche sich vielleicht Bäume mit Massen von dicken glänzenden Blättern und einer reichen Menge blutroter Blüten erheben, deren Blätter in ganzen Wolken auf das undurchdringliche Dickicht der hülsentragenden Ranken der Schlinggewächse und Büsche gefallen sind und einen starken Kontrast gegen deren hellpurpurrote, gelbe oder weiße Blüten bilden. Das Amomum hat schneeweiße, blaßrot eingefaßte Blütenkelche; die wilde Rebe hat die Farbe des hellen Purpurs, andere Schlinggewächse besitzen tiefbraunes Blattwerk, der Pfefferstrauch mit seinen roten Schoten und der wilde Mangobaum erregen durch die Myriaden von perlenartigen kleinen Blüten Aufmerksamkeit, und die Akazie mit ihren schneeweißen Knospen, die Mimose mit ihren süßduftenden gelben Blüten verbreiten einen überwältigenden Geruch. Die verschiedenen Schattierungen des Grüns entstehen durch die Farne, die sperrigen Halme des Schwertgrases, die Sprossen der Ölpalme und die breiten Blätter des Phrynium. Ein junger Feigenbaum mit silberglänzendem Stamm und breitem Geäst vermischt seine Blätter mit den zarten Blättchen der Sinnpflanze und der Rotangpalme, und am Boden wuchern Nesseln

und Pflanzen mit nesselartigen Blättern und Stengeln. Vielleicht ist die Grundlage der ganzen verworrenen und unentwirrbaren Pflanzenmasse und des undurchdringlichen Berges von Grün ein alter Baumstamm, vor langer Zeit gestürzt, rasch verfallend, grau von Schimmel, dicht mit schwammartigen Parasiten bedeckt, und in jeder Ritze und Spalte und jedem Riß alle Arten unersättlicher Insekten beherbergend, von der winzig kleinen Ameise bis zum schwarzen Tausendfuß und Riesenkäfer.

Überhaupt ist gerade die Zahl der Insekten im Urwalde Legion. Wer könnte sie zählen, die großen und kleinen Bienen, die Wespen, die Herden von Motten zur Nachtzeit, die Haus-, Tsetse-, Viehfliegen, Mücken und Schmetterlinge bei Tage, die riesenhaften Käfer, welche durch die Dunkelheit dahersegeln und mit heiserm Brummen sich auf ihre Beute stürzen, dann die Schwärme von Ameisen, die Heimchen, welche wie Dämonen umherspringen, und die Cicaden, deren schrilles Zirpen unerträglich ist.

Die schlimmsten Quälgeister von allen Arten aber sind die kleinen Bienen von der Größe einer Mücke. Ihre beliebtesten Angriffspunkte sind die Augen, doch sind auch Ohren und Nasenlöcher empfindliche Schlupfwinkel, die sie unabänderlich aufsuchen.

Die Käfer wiederum sind von verschiedener Größe, von den über 6 cm langen Ungetümen bis hinab zu einem kleinen Insekt, welches durch ein Nadelöhr hätte schlüpfen können. Dieses letztere Tierchen scheint besonders auf das Peinigen des Menschen eingerichtet zu sein. Es bohrt sich in die Haut ein, ist mit dem bloßen Auge nicht zu entdecken und erregt erst Aufmerksamkeit, wenn man mit der Hand darüber streicht, worauf ein Schmerz wie von einem Nadelstich entsteht.

Schrecklich sind auch die roten Ameisen, welche die Karawanen auf dem Marsche angreifen und die Leute zu einem schnellern Laufe veranlassen, als wenn sie von ebenso vielen Wilden verfolgt würden, und die den Trompetenbaum bewohnenden schwarzen Ameisen, die sich während des Vorbeimarsches auf den Wanderer herabfallen lassen und ihm einen Vorgeschmack der Hölle geben. Selbstverständlich sind auch Moskitos in zahllosen Scharen auf allen größeren Lichtungen vorhanden.

Aber wie der Tag, so hat auch die Dunkelheit noch ihre besonderen Schrecknisse und Ängste. In der Stille der Nacht tönt das Rauschen der Äste während eines Sturmes wie das Getöse der

Brandung und das Rollen der Wogen am Strande. Wenn es regnet, vermag keine Stimme im Walde sich Gehör zu verschaffen, es ist wie ein Katarakt mit tosenden Wassermassen. Fast jede Nacht fällt plötzlich ein abgestorbener Baum krachend, berstend und rauschend nieder und schlägt mit einem die Erde erschütternden Getöse auf dem Boden auf.

Die Nachtwinde schütteln die Zweige und schleudern sie unter dem Chor der knarrenden Stämme, schaukelnden Taue und rauschenden Blätter gegeneinander. Dazu kommt das nie fehlende Zirpen des Heimchens, der noch schrillere, aber nicht weniger eintönig pfeifende Ruf der Cicade und der beständige Chor der Frösche, der jammernde Schrei des Maki nach seinem Gefährten, ein scharfes raspelndes Geräusch, das die Nacht widerwärtig durchtönt. Dazu amüsiert sich ein einsamer Schimpanse damit, auf einen Baum zu schlagen, daß es klingt, als wenn Knaben mit einem Stock an einem Gitter entlang rasseln. Auch hört man um Mitternacht Trupps von Elefanten trompeten, welche nur der grelle Schein der Wachtfeuer abhält, in das Lager der Karawane einzudringen.

So geht Tag für Tag der Zug immer in nördlicher Richtung durch den unermeßlichen Urwald weiter: ein trauriger Anblick, so viele Männer blindlings durch den pfadlosen Wald sich hindurcharbeiten zu sehen nach dem Gebote des einen Weißen, dessen Ziel niemand kennt, und von dem die meisten glauben, daß er es selbst nicht weiß! Lebensmittel giebt es nirgends. Ein günstiger Zufall führt die vorwärts drängenden Pioniere in ein düsteres Thal hinab, auf dessen Grunde einige Eingeborne rasten. Entsetzt über den Anblick der Fremden flüchten sie in das Dickicht, und einige Bastsäcke mit Mais und Bohnen werden der Karawane zur willkommenen Beute; aber doch viel zu wenig, um den nagenden Hunger der völlig Erschöpften zu stillen. Schon mehr als einer ist am Wege todesmatt liegen geblieben, um nicht mehr aufzustehen. „Wißt ihr", hört man bei der Mittagsrast die Wangwana sprechen, „daß Saadi tot ist, daß Mscharascha verloren ist: wir andern werden morgen umkommen."

Auch Stanleys Reitesel, von den Mühsalen überwältigt, konnte nicht mehr weiter. Seinem Elend ein Ende zu machen, erschoß ihn sein Herr. Als ob es das beste Wildpret gewesen wäre, wurde das Fleisch des treuen Tieres sorgfältig verteilt. Um das Fell entstand eine Prügelei unter den Sansibariten. Sie zerschlugen auch die

Knochen und machten durch stundenlanges Kochen aus den Hufen eine Suppe. Nichts von dem Esel blieb unverzehrt, als allein die Haare. Dann schwankte die lange Kolonne wieder weiter, wandelnde Skelette, deren Haut aschgrau geworden war, mit dem Stempel des Elends in den Augen, in allen Bewegungen. Nur 50 überhaupt waren noch im stande, ihre Lasten zu tragen.

Da erhob sich ein Geschrei bei dem Vortrabe der Pioniere: rasch drang bis zu dem letzten Manne der Kolonne, alle belebend, die freudige Kunde, daß die Spitze auf einen stark betretenen Pfad, der doch zu Menschen führen müsse, gestoßen wäre.

„Welchen Weg, Herr?“ war die frohe Frage.

„Nach rechts natürlich!“ antwortete Stanley; denn er war überzeugt, daß der Weg nach Ipoto, der Niederlassung Kilonga-Longas, führen würde.

Auf dem Pfade der Manjema war das Marschieren leicht, wenn auch fort und fort trägefließende Wasserzüge, welche schlammige Moräste in der Tiefe bildeten, zu überschreiten waren. Aber die Hoffnung, daß nun das Ende aller Not nahe wäre, beflügelte die matten Füße. Doch der Tag ging zu Ende, ohne daß der Urwald sich lichtete; auch der nächste noch verrann. Fast zagend wurde am Abend das Lager bezogen. Ein Unwetter erhob sich in der Nacht; ein wütender Sturm schien den Urwald entwurzeln zu wollen, und eisig kalt goß in Fluten der Regen herab.

Dennoch nahm, von Frost geschüttelt, die lange Kolonne am 18. Oktober früher als sonst ihren Marsch wieder auf; es war der Hunger, der sie vorwärts trieb. Dicht lag der Nebel zwischen den Bäumen und verschloß jeden Fernblick. Der Weg führte auf eine Lichtung hinaus, aber der Nebel ließ nichts erkennen. Da hörten sie eine sonore Stimme in einer fremden Sprache rufen, Gesang ertönte in der Ferne: sie waren wieder unter Menschen! Rasch hintereinander schoß Stanley die beiden Läufe seiner Doppelbüchse ab: aus schwergeladenen Gewehren klang die Antwort herauf; sie hörten an dem Klange, daß sie bei den Manjema, daß sie in Ipoto waren. Mit einem lange anhaltenden Hurra machte die Karawane ihrer Freude Luft.

Durch Felder mit Mais, Reis, süßen Kartoffeln und Bohnen führte der Weg an dem Abhange der Lichtung hinab; der Nebel hob sich, und die Ankömmlinge sahen auf dem gegenüberliegenden Abhange Männer und Weiber in Scharen ihnen entgegenkommen.

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

„Salaam“ wurde von allen Seiten ihnen entgegengerufen, die Manjema schüttelten ihnen die Hände, führten sie zu dem Dorfe hinauf und luden sie ein, unter den tiefen Veranden der Häuser Platz zu nehmen. Tausend Fragen wurden ihnen vorgelegt, und bald erschienen Sklaven, höchst willkommen, und setzten große Schüsseln mit Reis, Pilaf und geschmortem Ziegenfleisch vor den ermatteten Gästen Ipotos nieder.

Ipoto war der Schlupfwinkel einer bluttriefenden Räuberschar, wenn auch der Willkommen, den Stanley mit den Seinen fand, es

Die Station Kilonga-Longas.

nicht erkennen ließ. Aber in Wahrheit waren diese Manjema ruchlose Mordgesellen, die ihresgleichen selbst in Afrika suchten. Ihr Gebieter Uledi, genannt Kilonga-Longa, war der Diener des greisen Abed bin Selim gewesen, des reichen Sklaven- und Elfenbeinhändlers, der wie ein Fürst in Njangwe am oberen Kongo herrschte, bis der kühnere Tippu-Tib ihn überflügelte. Mit den Manjema, die er in seinen Sold genommen, hatte Kilonga-Longa sich nordwärts weiter stromab bis über den Lowwa hinaus gewandt, um lohnendes Gebiet für seine Raubzüge zu finden, dann aber nach Nordosten in den Urwald hinein seinen Marsch genommen. In

Kinnena am Lindi, der unterhalb der Stanley-Fälle in den Kongo mündet, hatte die Schar für einen Monat Rast gemacht, um für ihren hier zurückbleibenden Häuptling ein festes Stationshaus aufzuführen. 200 Bewaffnete stark, von 200 Sklaven als Trägern begleitet, war die Schar dann weiter in nordöstlicher Richtung vorgeschickt worden, um in der Gegend des Ituri sich festzusetzen, und durch Raub und Zerstörung ihren Gebieter und sich selbst reich zu machen. Denn von dem erbeuteten Elfenbein erhält der Unternehmer, der die Bande bewaffnet und ausrüstet, selbst aber gemächlich zu Hause bleibt, die großen Zähne über 15 kg, die Manjema-Führer erhalten die mittleren von 9—15 kg, und die kleinen mit allem Abfall fallen den Söldlingen und Sklaven zu.

Allein auf dem weiten Zuge war die Zahl der Bewaffneten durch die Kämpfe und Mühsalen bis auf 90 verringert worden, sodaß sie, als sie am Lenda-Flusse von der Niederlassung Ugarrowwas in Avadori hörten, es für ratsam hielten, sich aus dem Umkreise von dessen Streifzügen zu entfernen, und, sich ostwärts wendend, den Ituri südlich von Ipoto erreichten.

Auf jede Weise suchten die Eingebornen den Übergang der Raubschar über den Fluß zu hindern; allein die Manjema fällten einen großen Baum, höhlten ihn mit Axt und Feuer aus und fuhren über den Fluß hinüber. Ein gräßliches Morden und Rauben begann nun bis an den Ihuru nach Norden, bis an den Lenda nach Süden hin. Jedes Dorf wurde niedergebrannt, die Männer niedergeschossen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt, alle Bananenhaine wurden umgehauen, jedes Kanoe in Stücke zerschlagen, jede Insel nach Elfenbein durchsucht. Elefanten und Schimpanse vernichteten die Pflanzungen, das Werk der Zerstörung vollendend. So war das ganze Gelände am oberen Ituri durch die Räuberscharen Ugarrowwas und Kilonga-Longas in kurzer Frist in eine menschenleere Einöde verwandelt worden, wo nur noch wild überwucherte Lichtungen die Stelle der Dörfer und Weiler im Urwalde anzeigten. Und in der gleichen Weise ist durch ein paar Dutzend nach Elfenbein und Sklaven gieriger Araber das ganze Gebiet des oberen Kongo verwüstet worden. Man kann sagen, daß für jedes Kilogramm Elfenbein ein Mann getötet, für jedes Paar Zähne ein friedliches Dorf vernichtet ist. Die geraubten Weiber und Mädchen werden als Sklaven verkauft, die Knaben aber zu Janitscharen für die arabischen Plünderer herangezogen, sodaß es

diesen niemals an brauchbarer Mannschaft für immer weiter ausgreifende Raubzüge fehlt.

An der Spitze der Niederlassung standen die drei Manjema-Führer Ismaili, Chamisi und Sangarameni, welche nach einem Marsche von $7\frac{1}{2}$ Monat vom Kongo bis zum Ituri quer durch den Urwald vor 5 Monaten in Ipoto angelangt waren. Auf den Feldern des eroberten Dorfes hatten sie Mais angebaut, dazu noch etwas Reis, Bohnen und Zuckerrohr, und besaßen außerdem etwa 100, natürlich gestohlene Ziegen. So fehlte es ihnen nicht an Lebensmitteln, die ausgehungerten Wangwana Stanleys zu pflegen und zu kräftigen. Nachdem sie dies auch zwei Tage hindurch in freundlicher Weise gethan hatten, verrieten sie und ihre Genossen bald in gar nicht mißzudeutender Art, daß ihr Bestreben dahin ging, die Expedition waffenlos zu machen und dadurch in ihre Hand zu bekommen. Dem Verlangen Stanleys dagegen, vor allem Lebensmittel nach dem Hungerlager Kapitän Nelsons zu senden, wichen sie unter stets neuen Vorwänden aus.

Der arglistige Krieg begann damit, daß die Manjema vom 3. Tage an nur 2 Maiskolben als Tagesbeköstigung für den Mann der Expedition bewilligten. Das war völlig ungenügend, und der nie ganz gestillte Hunger brachte die Sansibariten alsbald dahin, daß sie all' ihre Habe, Kleider, Turbane, Messer, für Mais hingaben. Dann aber, als sie selbst nichts mehr besaßen, gaben sie auch ihre Patronen, Haumesser, endlich selbst ihre Gewehre. Sie wären ihnen gestohlen, galt als nahe liegende Ausrede.

Indes hing nicht an der Wehrhaftigkeit der Expedition die alleinige Hoffnung ihres Gelingens? Mit entschiedenster Strenge mußte Stanley daher diesem Treiben entgegentreten. Er ließ die gesamte Mannschaft zur Musterung antreten und verurteilte kurzweg jeden, der nicht mehr im Besitze seiner Waffen war, zu 25 Peitschenhieben. Das gab ein großes Geschrei: allein er mußte unerbittlich bleiben. Da trat, als einer der Verurteilten schon gebunden wurde, um seine Strafe zu erleiden, ein anderer Sansibarit aus der Reihe vor. „Dieser Mann ist unschuldig, Herr!" sagte er. „Ich habe sein Gewehr in meiner Hütte; ich habe es gestern Abend dem Koch Djuma, dem Sohne des Forkali, abgenommen, als er es zu einem Manjema bringen wollte, um es zu verkaufen. Vielleicht hat Djuma es diesem Manne gestohlen."

Alles sah sich nach Djuma um: er war plötzlich verschwunden.

Man suchte ihn und fand ihn denn auch in einem Maisfelde verborgen. Vor Stanley geführt, gestand er, daß er zwei Gewehre gestohlen und zu dem Angeber gebracht habe, um sie für Mais oder eine Ziege zu verkaufen; er habe es aber nur auf Anstiften des Angebers gethan. Jetzt trat aber noch ein anderer Mann aus der Kolonne vor und brachte den Beweis, daß Djuma auch sein Gewehr gestohlen, so überzeugend, daß der Missethäter nicht umhin konnte, seine Schuld zu bekennen. Ein abschreckendes Beispiel mußte hingestellt werden: Djuma wurde zum Tode verurteilt und hing vor aller Augen zehn Minuten später tot an einem Baumast.

Nun aber ließ Stanley den Anführer Ismaili zu sich rufen. Dieser erschien denn auch mit einem ganzen Gefolge von Manjema. Mit ernsten, bestimmten Worten verlangte Stanley die Rückgabe der 11 Gewehre und 3000 Patronen, welche von den Sansibariten der Expedition verkauft worden waren. Die Manjema erhoben darob ein großes Geschrei, stellten sich, als wenn sie wütend würden, und trieben die Mannschaft Stanleys aus dem Dorfe hinaus ins freie Feld. Ein Kampf schien unvermeidlich: er würde das Ende der Expedition bezeichnet haben. Indes nachdem sie eine Stunde herumgetobt, da Stanley unter Hinweis auf die Leiche am Baume fest bei seiner Forderung blieb, besannen sich die Manjema eines besseren und brachten 5 Gewehre zurück, indem sie zugleich deren Verkäufer Stanley namhaft machten. Sollte er die Sache zum äußersten treiben? Schon wollte er das Anerbieten zurückweisen, auf seiner Forderung der 11 Gewehre beharren: als, wie vom Himmel gefallen, Uledi, der treue Bootsmann des Stahlbootes, vor ihm stand mit der Meldung, daß nicht bloß das Boot wohlbehalten am Landungsplatze von Ipoto läge, sondern auch die schon so lange vermißten 6 Anführer zurückgekehrt wären; 6 km von der Station hätte er sie halbverhungert auf seinem Marsche hierher angetroffen.

Nichts löst die Spannung der Gemüter sicherer, als unverhoffte Freude. Sofort war Stanley zur Versöhnung gestimmt und überließ es Uledi, die Streitfrage zum Ausgleich zu bringen.

„Laßt Vergangenes vergangen sein, Herr!“ sagte Uledi, der allzeit Getreue. „Seht die dunklen Tage sind jetzt zu Ende und glückliche Zeiten stehen uns bevor. Nach der längsten Nacht, lieber Herr, bricht ja bestimmt der Tag an: weshalb soll also bei uns nicht Sonnenschein nach der Dunkelheit kommen? Denkt daran,

wie viele lange Nächte und dunkle Tage wir in alten Zeiten durchgemacht haben, als wir miteinander durch Afrika vordrangen, und laßt jetzt Frieden in Eurem Herzen sein!“

Dann wandte er sich in seiner frischen und unbefangenen Weise an die Manjema-Häuptlinge und brachte sie dahin, daß sie sich bei Stanley wegen ihres Benehmens entschuldigten und zum Zeichen ihrer guten Gesinnung eine Mahlzeit Mais für die ganze Expedition zum besten gaben: ein freundlicher Abschluß nach der Unruhe und Aufregung des Tages!

Anderen Tages traf denn auch Raschid mit den übrigen Anführern ein; bleiche, matte Schattenbilder waren aus den kräftigen Männern geworden; denn 17 Tage waren sie im Urwalde umhergeirrt, bis Uledi sie antraf und auf den rechten Weg nach Ipoto wies. Jetzt freilich würden sie bei reichlicheren Lebensmitteln sich bald wieder erholt haben. Aber die gute Stimmung der Manjema hielt nicht lange an; allzu bald nur kam es wieder zu Zerwürfnissen. Einen Sansibariten, der, vom Hunger gepeinigt, auf ihren Feldern Mais gestohlen hatte, stachen sie ohne weiteres mit dem Speere nieder; einen anderen, der nur den Versuch zu stehlen gemacht hatte, verurteilten sie zu 200 Hieben. Doch Stanley durfte die Geduld nicht verlieren. Nach tagelangen Verhandlungen erreichte er denn endlich auch, daß ein Vertrag unterzeichnet wurde, in welchem die Manjema-Führer versprachen: 400 Kolben Mais und 30 Träger zu liefern, um die im Hungerlager Zurückgelassenen nach Ipoto zu bringen, Nelson und alle Kranken bis zur Rückkehr Stanleys vom Albert-See zu verpflegen und endlich der Expedition einen Führer nach Ibwiri auf deren Weitermarsche mitzugeben. Als Bezahlung dafür sollten sie, sobald die Nachhut des Major Barttelot einträfe, anderthalb Ballen Zeug erhalten. Denn die Stoffe, welche er selbst bei sich führte, durfte Stanley unmöglich um einen so großen Betrag vermindern. Für allerhand Dinge aus seinem eigenen Besitze kaufte Stanley zu dem ausbedungenen noch einen weiteren Vorrat von Mais hinzu, sodaß am nächsten Mittage Jephson mit 1000 Kolben Mais, 40 Sansibariten und 30 Manjema-Sklaven aufbrechen konnte, um die bei Kapitän Nelson Zurückgelassenen aus ihrem Elend zu erlösen.

Es hätte nicht Mounteney Jephson sein müssen, wenn nicht die Aufgabe mit der größtmöglichen Energie gelöst worden wäre. Mit fieberhafter Ungeduld trieb er die rüstig ausschreitenden Träger

vorwärts. Noch am ersten Abend erreichte er den Ituri, überschritt ihn und schlug am Südufer das Lager auf. Dann ging es in Geschwindmärschen den Fluß abwärts; denn hier und dort trafen sie auf Leichen im Gebüsche, welche zur Eile mahnten. Am 4. Tage (29. Oktober) hatte Jephson beschlossen, das Hungerlager zu erreichen. Bald war er, nur von einem einzigen Manne begleitet, seinen Trägern weit voraus: wieder traf er auf mehrere Tote. Da trat er endlich hinaus auf den Platz der Trauer am Flußufer; leise schritt er um Kapitän Nelsons Zelt herum: da saß der bedauernswerte Freund, in sich zusammengesunken, auf einem Feldstuhl. Schweigend schüttelten sie sich die Hand, dann wandte Nelson sich seufzend ab und murmelte etwas von seiner sehr großen Schwäche.

Jephson fand den Kapitän sehr verändert: er sah matt und hager aus und hatte tiefe Falten um Augen und Mund. Seine beiden Jungen brachten ihm Früchte und Schwämme; das war alles, was er zu leben gehabt hatte. Von den 56 Männern, die mit ihm hatten zurückgelassen werden müssen, waren nur noch 5 da; die andern waren alle umgekommen oder desertiert. Jetzt wurde sofort ein Huhn mit Maisbrei gekocht: die erste nahrhafte Speise seit vielen Tagen. Sie wirkte so belebend auf Nelson ein, daß er sich jetzt kräftig genug glaubte, um langsam marschieren zu können.

Wirklich ertrug er den Rückmarsch. In Ipoto aber mußte er, ganz erschöpft, ein vollständiges Wrack, wie Parke ihn nannte, mit 39 Kranken, für welche die Manjema-Führer sich verpflichtet hatten die nötigen Lebensmittel zu liefern, zurückbleiben. Zur Pflege aller blieb auch Parke als Arzt zurück.

Stanley indessen hatte, sobald nur die Hülfskolonne nach dem Hungerlager abgesandt war, mit allen Marschfähigen von seinen Leuten den Marsch wieder aufgenommen. Kurz vor dem Abmarsche hatte noch Ismaili, der eine der Manjema-Anführer, Stanley Blutsbrüderschaft angetragen. In der Hoffnung, den Zurückbleibenden dadurch zu nützen, entschloß sich Stanley zu der Ceremonie und ließ es auch an prächtigen Geschenken an seinen „Bruder" nicht fehlen.

Der Weg führte in fast nordöstlicher Richtung durch das Land der Balesse. Der Pfad war wohlbetreten: er führte von Dorf zu Dorf. Aber die Dörfer sind nicht mehr; höchstens daß flüchtige Dorfbewohner sich hier oder dort wieder angesiedelt haben. Die Lichtungen, wo die Dörfer mit ihren Pflanzungen gelegen hatten,

Jephsons Ankunft im Hungerlager. S. 64.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Durch eine Lichtung. S. 65.

sind Einöden geworden; wirr übereinander liegen vermodernd die Baumstämme, zwischen denen hindurch eine üppige Vegetation von allerlei Pflanzenwerk aufgeschossen ist. Über sie hinweg führt der Weg, der einzige, den es giebt. Tritt man aus dem Schatten des Waldes heraus, so führt der Pfad anfänglich vielleicht 30 m dem Stamme eines großen Baumes entlang, wendet sich dann im rechten Winkel einen Meter längs eines starken Astes, und führt darauf einige Schritte über den Erdboden, bis man vor einem gefällten dicken Baume von 1 m Durchmesser steht, über den man hinwegklettern muß, um sich im nächsten Augenblicke dem ausgedehnten Geäst eines weitern Baumriesen gegenüber zu finden, durch welches man kriechen, gleiten und sich winden muß, um festen Fuß auf einem Zweige zu bekommen. Aus dem Geäst gelangt man auf den Stamm, worauf man eine halbe Wendung nach rechts macht, den an Stärke zunehmenden Baum entlang geht, bis man einen auf und über den ersten hinweggefallenen Stamm zu erklettern hat, dem man nach einer halben Wendung nach links aufwärts folgt, bis man die Höhe von 6 m über dem Erdboden erreicht hat. Unter mißlichem Balancieren setzt man den Fuß auf einen Zweig und steigt dann vorsichtig von der steilen Höhe herab, bis man etwa 2 m vom Erdboden ist, von wo man wieder auf einen andern allmählich dünner werdenden Ast springt, um ihn wiederum bis zur Höhe von 6 m zu verfolgen. Darauf geht es wieder über einen Baumriesen, dann nach dem Erdboden hinab und auf diese Weise stundenlang weiter in der heißen, brennenden Sonne und der dumpfen, dunstgefüllten Atmosphäre der Lichtung, bis der Schweiß in Strömen aus den Poren fließt. Dahinschreiten muß die mit schweren Lasten beladene Karawane über dieses Wrack eines Waldes, über die mit Stämmen bedeckte Lichtung und die Flüsse, Moräste, Rinnsale und Gräben, die oft 6—7 m unter einem zu passierenden dünnen, nur 15 cm starken, gleichsam eine Brücke bildenden glatten Baum liegen. Einige Leute stürzen, andere taumeln, einige befinden sich in der Höhe von 6 m, andere kriechen auf dem Erdboden unter den Bäumen hindurch; viele dringen durch ein Gewirr von Ästen, andere stehen auf einem einzigen geraden, dünnen Stamm, etliche sind wie Schildwachen auf einem Zweig postiert und wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen.

Und war dann abends, von solchen Mühseligkeiten ermattet, zumal die Kärglichkeit der Lebensmittel rasch zu marschieren zwang, die Karawane in ihrem Nachtlager angekommen, so türmten sich

regelmäßig am Himmel drohende Wolken auf. Mit fürchterlichem Rollen hallte der Donner durch den Wald, die Blitze zuckten hierhin und dorthin und schlugen bald eine Baumkrone ab, bald zerspalteten sie einen Waldpatriarchen vom Wipfel bis zur Wurzel; rauschend goß dazu der Regen herab. Frierend und niedergeschlagen trat dann am Morgen die lange Kolonne ihren Marsch an. Die Spannkraft erlahmte. Jeden Übermut der Manjema, die Ismaili als Führer mitgesandt hatte, ließen die Sansibariten sich schweigend gefallen. Selbst der Jäger Saat Tato, der den scherzhaften Beinamen „Drei Uhr" führte, nahm von Chamis, dem obersten der Manjema-Führer, ohne Vergeltung eine Ohrfeige hin. Er hatte in Madagaskar und in der Armee des Sultans von Sansibar als Sergeant gedient und war ein guter Soldat, ein nie fehlender Schütze; aber er hatte die Gewohnheit, sich jeden Nachmittag um 3 Uhr zu betrinken. Hoch aufgerichtet sah er den frechen Manjema eine Weile streng an; dann aber sagte er: „Es ist gut; aber ich möchte, daß du diesen Schlag, wenn ich einmal satt sein werde, wiederholtest. Schlag mich noch einmal: nur zu! Ich kann es vertragen."

Endlich war am 5. November nach einem Marsche voller Mühsale und Entbehrungen in dem ausgeraubten Lande die Wasserscheide zwischen dem Ituri und Ihuru und gegen Abend West-Indekaru, die Grenze des den Manjema unterthänigen Gebietes, erreicht. Das Land nahm einen mehr bergigen Charakter an; allenthalben erhoben sich bewaldete Kegel und Bergrücken, und die zahlreichen Flüsse und Bäche flossen alle nordwärts. Bisher hatte Chamis im Namen seines Herrn Ismaili die entscheidende Stimme gehabt; jetzt erklärte ihm Stanley, daß er fortan seine Vorschläge über das, was zu thun wäre, entbehren könne und nicht erlauben würde, daß auch nur ein Getreidekorn aus dem vor ihnen liegenden Lande weggeschleppt würde. Auch würde er in Zukunft seine Sansibariten nicht hindern, für die unverschämte Behandlung, die sie vonseiten der Manjema erführen, Wiedervergeltung zu üben. Das genügte, um dem Übermute des Chamis ein Ende zu machen: in unterwürfigster Weise erklärte er mit allem sich einverstanden.

In geringer Entfernung von West-Indekaru lag ein kleines Dorf am Abhange eines ansehnlichen Berges. Hierher, 1249 m über dem Meere, verlegte Stanley das Hauptquartier der Expedition; denn der Berg gewährte zum erstenmal einen Ausblick über die Umgebung. Ununterbrochen, nach allen Seiten breitete sich das

Laubmeer unter ihm aus, so dicht, daß man glauben mochte, man müsse über die Gipfel dahinschreiten können. Hier und dort mischte sich in das sammetartige Grün ein Fleck braunen Laubes oder eine rot blühende Baumgruppe, bis in der Ferne alles in einen blaßblauen Schimmer überging.

Nun wurde auch mit der steigenden Höhe der Weg besser und der Wald lichter; 3 km, auch wohl etwas darüber, stündlich zurücklegend, kam die Expedition vorwärts und erreichte am 10. November Ibwiri, bis wohin Chamis den Befehl hatte mit seinen Manjema die Expedition zu geleiten. Ibwiri lag mit vier anderen Dörfern in einer Lichtung, die 5 km im Durchmesser hatte. Bis hierher waren die Raubscharen noch nicht gedrungen; so gab es denn Lebensmittel in Hülle und Fülle. Fast jede Bananenstaude trug einen ungeheuren Fruchtbüschel, in dem 50—140 der nahrhaften und wohlschmeckenden Früchte hingen.

Mit Borjo, dem hervorragendsten Häuptlinge dieses Balesse-distrikts, wurde Freundschaft geschlossen: ein Geschenk einiger Messingstangen erwiderte er mit einer Ziege und 5 Hühnern. Leicht wurde eine Verständigung dahin getroffen, daß die westliche Hälfte der Lichtung der Expedition zum Fouragieren überlassen werde, die östliche aber den Dörflern unverkürzt verbleiben solle. Hier wollte Stanley Uledi mit der Bootsmannschaft und die ihm nachziehende Schar Jephsons erwarten, damit unterdessen die Sansibariten sich ausruhten und zu neuem Mühsale neue Kräfte sammelten. Sicher bedurften sie der Ruhe und Pflege; ihre Hautfarbe, die sonst geölter Bronze gleicht, war zu einer Mischung von schmutzigem Schwarz und grauer Holzasche geworden; und die meisten waren zu Gerippen abgemagert, die besser in ein Beinhaus als in eine rüstig fortschreitende Trägerkarawane paßten. Auch Borjo, der Häuptling, hielt sich meist mit seiner Familie in dem Lager der Expedition auf und wurde nicht müde, den Leuten seinen freundlichen Gruß: „Bodo, Bodo, ulenda, ulenda!“ zu bieten; und Stanley, so oft er das Lager inspizierte, fand fast jeden Mann damit beschäftigt, Mais zu stampfen oder getrocknete Bananen zu Mehl zu zerreiben oder mit seinen blendend weißen Zähnen gebratene Hühner zu zerlegen. Zwei Mann brachten es fertig, eine Ziege bis auf den Kopf in einer Mahlzeit zu verzehren; ein anderer hatte 19 Hühner zusammenfouragiert, von denen er 2 sofort verzehrte und meinte, daß auch die andern 17, die er zugleich sämtlich geschlachtet hatte, ihm keine

Beschwerden verursachen sollten. Leider hatte er sie gestohlen, sodaß sie ihm doch übel bekamen. Jetzt konnte auch Saat Tato „einmal satt" werden.

Am nächsten Morgen erbot sich Chamis, die weiteren Wege nach Osten und das „Grasland" zu erkunden, wenn Stanley ihm 30 Gewehrträger und Borjo einige Führer mitgeben wollte. Stanley versprach sich Vorteil davon und rief daher Freiwillige auf. Zu seiner Überraschung meldeten sich nicht weniger als 28 Wangwana, welche die Fahrt nach neuen Abenteuern dem Ausruhen in dem gesegneten Ibwiri vorzogen. Indessen Chamis war es nicht Ernst damit, der Expedition zu nützen; schon nach 4 Tagen kehrte er mit einer großen Ziegenherde zurück, die er irgendwo „gefunden" hatte. Freilich hatten die Hirten sich zur Wehr gesetzt und ihm 3 von seinen Manjema-Burschen getötet; wütend darüber, ließ er bei seiner Rückkehr in das Lager den Häuptling Borjo durch seine Leute gefangen nehmen und gab Befehl, ihn zur Vergeltung zu erdrosseln. Mit Gewalt mußte Stanley den Häuptling aus den Händen des Chamis befreien und vor der Wut der Manjema in Sicherheit bringen. Doch am nächsten Tage schon war Chamis verschwunden; ohne Abschied zu nehmen, hatte er mit den ihm noch gebliebenen Manjema den Rückweg angetreten. Indessen Stanley sandte ihm nach Indekaru ein ansehnliches Abschiedsgeschenk nach: er mußte sich dazu entschließen, sollten nicht die in Ipoto zurückgelassenen Kranken den Unmut des Anmaßlichen auszubaden haben; viel lieber freilich hätte er mit der ganzen Manjema-Bande ernstlich abgerechnet.

Eine vierzehntägige Rast in Ibwiri gab allen Teilnehmern der Expedition ein ganz verändertes Ansehen und führte Lebensfrische und Lebenslust zurück. Die Wangwana sahen jetzt wieder, wie es sein sollte, wie gefirnißte Bronze aus; abends beim Mondschein ließen sie ihre Lieder ertönen, veranstalteten auch wohl einmal in wiederkehrendem Kraftgefühl einen Ringkampf und sprachen hoffnungsvoll über das nun nicht mehr weit entfernte Grasland, dessen Rinderherden nach den Schilderungen Borjos so zahlreich wären, daß, wenn sie zur Tränke an den oberen Ituri herabkämen, der Fluß davon anschwelle. Auch Jephson war, nachdem er die Rettung Nelsons glänzend durchgeführt hatte, in Ibwiri eingetroffen und einige Tage nach ihm war auch Uledi angelangt, der zugleich meldete, daß 15 Genesende von Ipoto sich aufgemacht hätten, um der Expedition

sich wieder anzuschließen; sie trafen denn auch bald nach der Bootsmannschaft bei Stanley ein.

So wurde denn, wie es alle wünschten, am sonnigen Morgen des 24. November der Weitermarsch angetreten. Alle waren gutes Mutes, von Hoffnungsfreudigkeit gehoben; und als die Trompete des sudanischen Trompeters das Aufbruchssignal ertönen ließ, erscholl von allen Seiten der Ruf „Fertig, ja fertig, Herr!“ zur Antwort, und von den 175 Mann, welche in Ibwiri neue Kräfte gewonnen hatten, blieb nicht ein Nachzügler zurück.

Nach einem Marsche von drei Viertelstunden wurde das Dorf Borjos erreicht. Es bildete, wie alle Balesse-Dörfer, eine regelmäßige, 10 m breite und 365 m lange Straße, welche auf beiden Seiten von einem niedrigen Plankengebäude eingefaßt war. Denn da alle Hütten unter einem einzigen fortlaufenden Dache stehen, so machen sie den Eindruck eines einzigen Hauses; an der Straßenseite hatte dies eine Höhe von etwa $2^3/_4$ m, an der Hinterseite von etwa $1^1/_2$ m; die Tiefe schwankte zwischen 2 und 3 m. Das Ganze war aus Pfosten und Planken errichtet, welche die Balesse mit ihren zierlichen Krummäxten aus den durch Keile gespaltenen Stämmen von Rubiaceen herzustellen wissen. Das überragende Dach bildete Traufen, welche vorn 75, hinten 60 cm breit waren. Rings um das Dorf breiteten sich die Gärten, Pflanzungen und Felder der Bewohner aus, welche bis an den Urwald hin ein Verhau regellos übereinander getürmter Baumstämme umgab. Denn die Balesse, wie sie nur einmal von der Bananenstaude Früchte schneiden, nehmen auch nur einmal von dem Boden Ernte. Ist eine Fläche abgeerntet, so roden sie ein weiteres Stück des Urwaldes ab, lassen aber die Stämme liegen, wie sie fallen, sodaß die Lichtungen immer größer und die Randverhaue, auch wenn nicht wüste Zerstörung hinzukommt, immer breiter werden. Bei den Bananen und Paradiesfeigen hauen sie einfach das Unterholz fort, pflanzen die jungen Knollen in ein flaches Loch und bedecken sie mit so viel Erde, daß sie aufrecht stehen; dann werden die benachbarten Bäume gefällt und bleiben liegen, wo sie gestürzt sind. Nach sechs Monaten ist die Musa-Knolle im Schatten unter Wurzeln und Baumtrümmern schon stattlich herangewachsen und zu einem $2^1/_2$ m hohen Baum geworden, der bereits nach einem Jahre Früchte trägt. Sie fällen die Bäume ziemlich hoch über den Wurzelpfeilern; die Stämme werden zersägt und entweder zu Planken für die innere und äußere Bekleidung der Hüttenwände verarbeitet

oder zu Trögen für die Bereitung des Bananenweins ausgehöhlt. Die Zweige werden rund um die ausgerodete Stelle aufgehäuft und bleiben liegen, bis sie vermodern; man verbrennt sie nicht, weil dadurch der Erdboden geschädigt werden und, da die Oberfläche reich an Humus ist, bis zur darunterliegenden Thonschicht ausbrennen würde.

Sechs Tage ging es so auf den Pfaden der Eingebornen von Dorf zu Dorf; hin und wieder wurden auch im Walde verlassene Lager des Zwergvolkes angetroffen, von dem man wohl viel hörte, aber nie einen Vertreter wirklich zu Gesichte bekam — außer der niedlichen Zwergin in Ugarrowwas Station. Der Weg stieg allmählich zu einer Anhöhe empor, als plötzlich der Kirangosi umkehrte und auf Stanley zugeeilt kam: „Schauet, o Herr, nach Sonnenaufgang!“ rief er in sichtlicher Aufregung. Ein anmutiges Bild bot sich im Osten: eine wechselnde Scenerie von Weideland und Wald, mit Gras bedeckte Wiesen, Ebenen und Hügel, besetzt mit Hainen, Baumgruppen und schmalen Baumzeilen, fortlaufend zu fernen Bergketten, an deren jenseitigem Fuße der Albert-See liegen mußte. Eifrig drängten sich die Leute den Abhang hinauf: „Ist es wahr?“ riefen sie. „Ist es keine Lüge? Ist es möglich, daß wir dem Ende dieses Waldkerkers nahe sind?“

Zu einer 1400 m hohen Bergspitze stieg der bewaldete Höhenrücken, auf dem die Expedition sich befand, empor: Stanley nannte sie Pisgah, da er von hier aus, ein anderer Moses, zuerst das Land seines Sehnens geschaut hatte.

Es war das Land der Bakwuru, in welchem die Expedition sich jetzt befand. Die Bauart der Balesse fand sich auch bei ihnen; aber die Bevölkerung war sehr mißtrauisch und flüchtete sich stets beim Nahen der Karawane, die dann wohl für die Nacht in den verlassenen Häusern sich einquartierte. Am Fuße des Pisgah wurde ein saumselige Frau gefangen und zu Stanley gebracht. Auf die Frage nach dem großen Wasser wies sie nach Südosten. Dort, sagte sie, sei das große Wasser, das mit donnerndem Geräusche unaufhörlich gegen das Ufer rolle, den Sand aufwühle und vor sich hertreibe. Aber dort zog sich von Süden nach Südosten eine mehr als 2000 m hohe Bergkette hin: sollte Stanley trotzdem der Weisung der Gefangenen folgen? Er zog es vor, die bisherige östliche Richtung festzuhalten. Hier aber verloren sich die Dorfpfade bald in wirr durcheinander führende Elefanten- und Büffelspuren, aus denen der Vortrab in einen gewundenen, regellosen Weg geriet,

der nach dreistündigem Marsche unversehens in eine Dorflichtung auslief. Ein Jubelgeschrei erhob sich: denn die Dorfhütten waren kegelförmig gebaut und mit Gras gedeckt! Das war nicht mehr die Bauart der Walddörfer, und die Dächer vollends bewiesen, daß das Grasland in der Nähe sein mußte. Ein aufgeregter Bursche stürzte sich auf das Dach der nächsten Hütte und küßte es mit sichtlicher Inbrunst.

Frohen Herzens wurde jetzt weiter gezogen. Ein Marsch von anderthalb Stunden führte in südsüdöstlicher Richtung nach Indesura, wo die kegelförmigen Hütten mit der Grasbedachung sich wiederholten. Einer der Wangwana stieg auf das Dach eines Hauses und spähte eifrig nach Osten aus. „Ich sehe das Grasland!“ rief er hinab. „Wir sind ganz nahe daran!“

Ein Spaßmacher rief ihm zu: „Siehst du nicht auch den See und den Dampfer und den Pascha, den wir suchen?“

Andere aber stiegen in höchster Erregung ebenfalls auf die Dächer, ja ein verwegener junger Bursche erklomm einen hohen Baum; dann riefen sie alle miteinander: „Wahrhaftig, es ist Gottes Wahrheit. Das offene Land liegt dicht vor uns, und wir wußten es nicht.“ „Wahrhaftig“, rief ein anderer wieder, „es ist nur einen Pfeilschuß weit entfernt.“ „Ach, wenn wir erst dort sind“, antwortete der Chor von unten, „vorbei Finsternis! Vorbei Blindheit!“

Ein günstiger Zufall fügte es, daß ein altes Weib, die Pfeife im Munde, aus dem Waldverstecke der Dorfbewohner sich zu nahe an die Wasserstelle des Dorfes heranwagte. Ein Sansibarit hielt sie fest und schleppte sie ins Lager. Sie schimpfte weidlich, wobei die knopfgroße Holzscheibe, die sie in der Oberlippe trug, sie nicht im mindesten hinderte. Als man ihr aber Tabak in ihre Pfeife stopfte, wurde sie umgänglicher.

„Wie heißt das Dorf hier?“ ließ Stanley sie fragen.

„Indesura; die Bewohner heißen Wanjasura und der Fluß da ist der Ituri.“

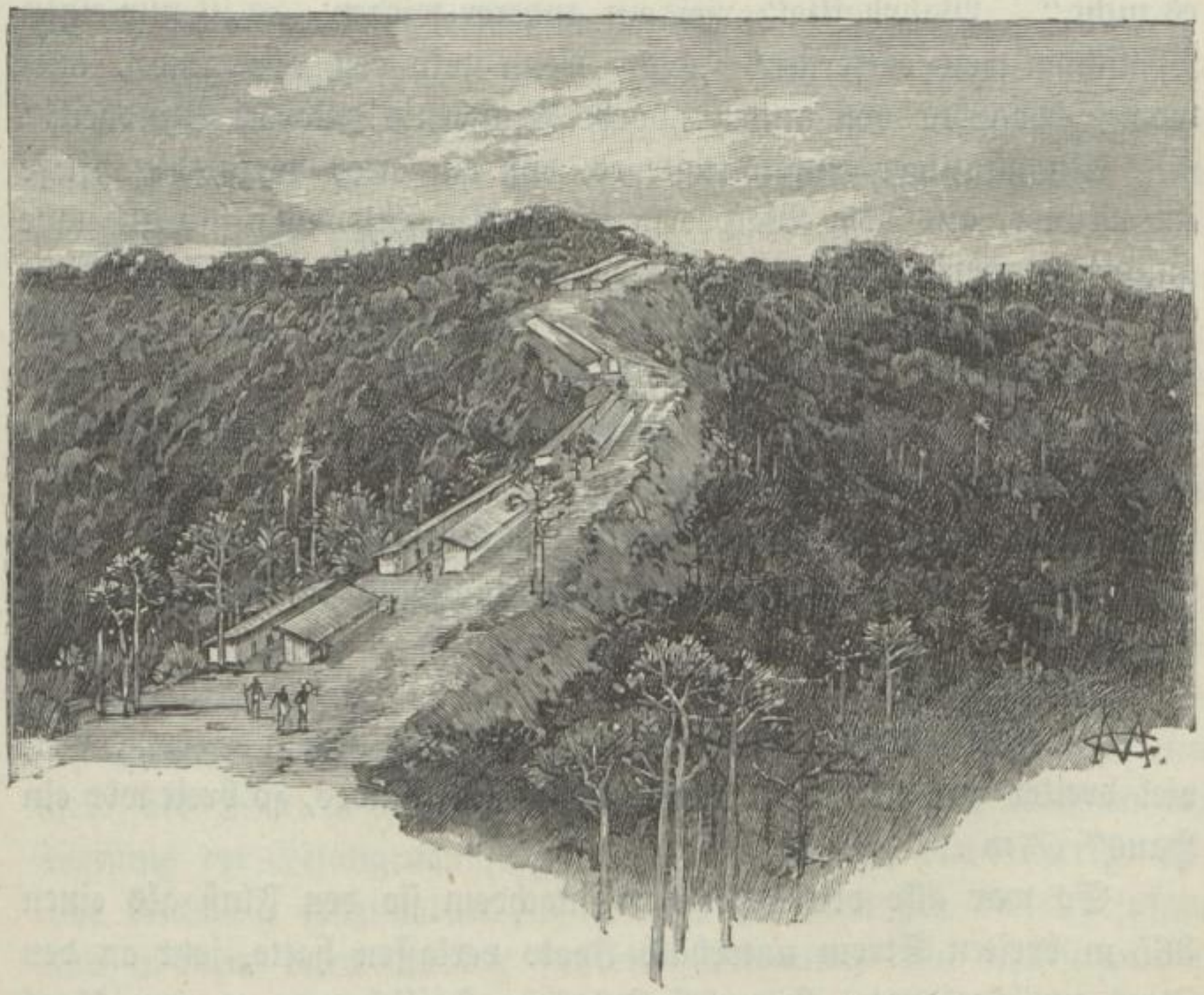
„Der Ituri?“

„Ja, der Ituri! Aber viele Tage östlich ist ein Strom, viel, viel breiter als der Ituri; auf dem fahren Kanoes, so breit wie ein Haus“ (3 m).

So war also die Expedition, nachdem sie den Fluß als einen 365 m breiten Strom unterhalb Ipoto verlassen hatte, jetzt an den Ituri zurückgelangt. Hier bei Indesura freilich war er nur 45 m

breit; aber er hatte hier eine Meereshöhe von 930 m, also bis Jambuja ein Gefälle von 564 m. An einer Furt wurde das meter-tiefe Wasser ohne Fährnis durchschritten. Dann verschwand die lange Kolonne wieder in dem Urwalde, welcher das linke Flußufer bedeckte. Aber ein jeder wußte, daß er nicht breit sein könne: hat man doch jenseit des Flusses das so lange ersehnte Grasland schon gesehen. Er erwies sich denn auch nur als ein Galeriewald von einem halben Kilometer Breite. Wohlgemut folgten sie der breiten Elefantenfährte, auf der Jephson den Vortrab führte, um nach weniger als einer Viertelstunde auf eine weite Ebene hinauszutreten.

Grün wie englischer Rasen erschien der junge Graswuchs; flim-mernder Sonnenschein lag darauf. Mit tiefen Zügen, helle Freude im Herzen, sogen die Männer, aus dem dumpfigen Walde hervor-tretend, die reine Luft der freien Ebene ein, wie berauscht sprangen sie in dem Sonnenschein umher, jauchzten und sangen, umarmten sich und wälzten sich in dem weichen Grase, bis dann, von froher Bewegung getrieben, die ganze Karawane im Laufschritt vorwärts stürmte, hinein in das so lange ersehnte Grasland.



Bakwuru-Dörfer auf einem Ausläufer des Pisgah-Berges.

Hinaus in das Grasland!

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Fünftes Kapitel.

Durch das Grasland zum Albert-Njansa — und wieder zurück.

Das Grasland. — „Ja, der Njansa liegt dort!“ — Über den Ituri. — „Rindvieh, was machst du?“ — Das Lager auf Nsera Kum. — Die Schlacht in Undussuma. — Bei den Bavira. — Der Kampf am Bergpaß. — Der Albert-See. — „Warasura! Warasura!“ — Der Fischer von Kasenja. — Die Notwendigkeit des Rückzuges. — Der Aufstieg im Passe. — Bestrafung der Eingebornen. — Rückmarsch über den Ituri.

Unabsehbar weit dehnte sich in leichten grünen Wellen das Weideland aus, hier und dort von schmalen Linien schattenreicher Bäume durchschnitten, welche die Vertiefungen ausfüllten. Dutzende von kleinen Hügeln, besäet mit dunklen Gebüschgruppen, aus denen da und dort ein einzelner stattlicher Baum hervorragte, beherrschten die weitgedehnten Grasflächen und die sanft absteigenden Gehänge bis zu dem in lichtem Blau verschwimmenden Gebirgszuge im fernen Osten. Auf einer grasbewachsenen Anhöhe stand ein Rudel Elenantilopen; erschreckt von dem nahenden Lärm, sprangen sie aufwärts, blieben wieder stehen, witterten nochmals und verschwanden. Einige in der Tiefe grasende Büffel hoben die Köpfe, als die Karawane auf sie zustürmte; dann warfen sie die wuchtigen Leiber herum und trabten gemächlich von dannen.

Auf dem Gipfel eines Hügels machte die Karawane atemlos Halt; mit tiefer Befriedigung überschaute ein jeder das freundlich heraufgrüßende Gelände; in gemäßigterem Schritte ging es dann ostwärts auf das ferne Gebirge zu, hinter dem ja der Albert-Njansa liegen mußte. Erst als die Sonne dieses glücklichen 4. Dezembers sich neigte, wurde das Lager aufgeschlagen.

Aus den zahlreichen Dörfern in der Tiefe, an welchen der Weitermarsch vorüberführte, flüchteten beim Herannahen der Kara-

wane die aufgeschreckten Einwohner, indem sie fliehend auf die Eindringlinge ihre Pfeile abschossen. Im Gebiete von Mbiri indessen gelang es den vor dem Vortrabe flink vorausschwärmenden Kundschaftern, ein junges Weib mit ihrem Bruder, einem zwölfjährigen Knaben, abzufangen. Die Verständigung jedoch mit den Gefangenen war schwierig, nur Geberden und einige wenige Worte standen dafür zu Gebote.

„Wo sind wir hier?"

„In Mbiri; weiterhin kommen die Babusesse, dann die Abunguma."

„Habt ihr vom Luta-Nsige gehört?"

Beide schüttelten den Kopf.

„Von Unjoro?"

„Unjoro? Ja! Unjoro liegt weit weg", antwortete die Frau, nach Osten zeigend.

„Von einem großen Wasser unweit Unjoro?"

„Meint ihr den Ituri?" fragte die Frau und entwarf eifrig auf der Erde eine Skizze des Flusses, indem sie ihn steil das Gebirge hinauf fließen und dann sich ostwärts in einen See hinabstürzen ließ.

„Nein, nicht den Ituri: viel, viel größer — den Njansa!"

„Njansa? Njansa!" rief der Knabe. „Ja, der Njansa liegt dort und dehnt sich dorthin sehr weit aus." Dabei ging er mit der Hand von Osten nach Nordosten herum.

„Und wie vielmal Schlaf ist von den Babusesse bis zum Njansa?"

„Drei!" war die Antwort, und zu größerer Deutlichkeit hob er drei Finger in die Höhe.

„So zeigt uns den Weg zu den Babusesse!"

Der Pfad dorthin war glatt und hart, ein Zeichen des starken Verkehres, der zwischen Mbiri und den Babusesse herrschte. Über grasbewachsene Hügel, durch breite Thalungen führte er in der Richtung Südost zu Ost.

Die Dörfer der Babusesse lagen in ausgedehnten Bananenhainen, um welche sich die Felder mit Hirse, Sesam und süßen Kartoffeln hinzogen. Allenthalben sah man, daß das Land dicht bevölkert und fleißig angebaut war. Aber auch hier flüchteten die Bewohner stets vor der nahenden Karawane, richteten aber aus dem Versteck ihre wohlgezielten Pfeile auf einzelne Leute, welche, um in den Dörfern zu plündern, aus der Karawane trotz allen

Verbotes sich wegstahlen. Auch nachts schlichen sie sich an das Lager heran und schossen mit hochgezielten Pfeilen hinein, sodaß öfter einmal eine Salve aufs blinde gegeben werden mußte, um sie zu vertreiben.

Der Weg führte, wie die beiden Gefangenen gesagt hatten, zum Ituri. Am 7. Dezember stand die Expedition vor einem ansehnlichen Strome, der, 115 m breit und 2 m tief, mit einer Geschwindigkeit von 2 Knoten dahinfloß. Nun wurde es klar, daß der Ituri, welchen die Expedition am 4. Dezember überschritten hatte, nur ein Nebenfluß des großen Stromes sein konnte, an dessen Ufer sie jetzt stand.

Ein plumpes Kanoe, das man am Ufer fand, erleichterte den Übergang über den Strom. Am südlichen Ufer standen die Abunguma, deren Gebiet am Flusse begann, auf dem Gipfel eines nahen Hügels und drohten mit ihren Speeren, ohne jedoch herunterzukommen. Und auch am nächsten Tage, wo der Weg durch anmutige Thäler mit zahlreichen kleinen Dörfern und gut bestellten Ackerfeldern führte, hatten die Einwohner sich stets auf die sicheren Höhen zurückgezogen, während die Karawane, unbekümmert um das über ihrem Haupte drohende Unwetter, in dem Thale eines dritten (östlichen) Ituri dahinzog, der auch nur ein (linker) Nebenfluß des Ituri sein konnte.

Zur Linken des Weges befand sich eine Reihe zerklüfteter Felsen, welche in gewaltigen, freistehenden Massen aufstiegen. Hinter diesen Felsrücken hatten die Abunguma ihr Vieh versteckt; die Hürden am Wege waren also alle leer. Aber auch so erweckten sie bei den Wangwana große Befriedigung. „Bei Gott!“ riefen sie erfreut aus, „der Herr hat Recht; denn alles, was er gesagt hat, trifft ein. Seht, Bula-Matari sagt: erst kommt das Grasland, dann das Vieh mit tapfern Männern, welche es verteidigen, dann die Hügel, dann der Njansa und endlich der weiße Mann. Das Grasland haben wir schon gesehen, hier ist der Viehhof, dort sind die Hügel und die tapfern Männer! Wenn es Gott gefällt, werden wir auch den Njansa und den weißen Mann schauen.“ Ein lautes Freudengeschrei aber vollends erhob sich, als eine schöne schwarze Kuh, die sich in ihrem Verstecke losgerissen hatte, mit ihrem Kalbe gemächlich herangeschritten kam. „Rindvieh, ach Rindvieh!“ riefen die Sansibariten ihr zu. „Rindvieh, was machst du? Wir haben dich nicht gesehen, seit wir jung waren!“

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

Immer deutlicher hob sich im Weitermarschieren am östlichen Horizonte das Masamboni-Gebirge ab; die Kette lief an ihrem Nordende in eine schlanke Spitze aus, welche dem Marsche die Richtung gab. Wie eine einzige große Pflanzung erschien die Ebene, durch welche die Expedition rüstigen Schrittes einherzog; zahlreich waren die Dörfer, zu denen die kegelförmigen Grashütten sich scharten. Aber immer zahlreicher wurden auch die Menschenmengen, welche von jeder Berghöhe der vorüberziehenden Karawane drohende Scheltworte zuriefen. Ja, als der Fuß der Masamboni-Kette am 8. Dezember erreicht war, zählten die Krieger auf den Vorhöhen zu Hunderten, welche, ihre blanken Waffen schwingend, in einer fremden Sprache die Vorübermarschierenden wild anschrieen. Schreiend und drohend zogen sie über die Höhen neben der Kolonne her, jeden Augenblick bereit, in wütendem Angriffe sich herabzustürzen. Stanley mußte daher nach einem Platze ausschauen, wo er im stande wäre, dem Angriffe der wild Aufgeregten zu begegnen.

Aus dem Thale, welches vor dem Fuße der Bergkette sich hinzog, erhob sich wie eine Insel der steile Nsera Kum etwa 30 m mit plattem Gipfel über die Umgebung; 180 m mochte der Hügel von der Gebirgskette, etwa 450 m von dem Flüßchen des Thales entfernt sein. Auf ihm gedachte Stanley sich festzusetzen. Sobald er jedoch auf den Hügel zuhielt, errieten die Eingebornen seine Absicht und stürzten mit Geschrei von den Bergen herab, von dem Flusse herauf, um ihm den Weg zu verlegen. Aber der Vortrab gab nach beiden Seiten Feuer: die Träger erklommen den Hügel und warfen ihre Lasten ab. Sofort ließ nun Stanley um die Krone des Hügels aus Dornengestrüpp ein Boma herstellen und durch eine bewaffnete Abteilung von 30 Mann Wasser aus dem Flusse heraufholen.

Fortwährend vermehrte unterdessen sich die Zahl der Feinde auf den Berghöhen; bald mochten es 800 sein, deren trotziges Geschrei die Lüfte erfüllte. Eine Anzahl von ihnen, die kühnsten, versuchte sogar gegen die Feste Nsera Kum sich heranzuschleichen. Stanley schickte diesen einige Plänkler entgegen, welche, als die Feinde sich bis auf 90 m genähert hatten, Feuer gaben, jedoch niemanden trafen. Dadurch verwegen gemacht, drangen jetzt die Feinde, den Finger an der Bogensehne, auf die 4 Plänkler ein, sodaß diesen der Mut entfiel und sie sich rückwärts zur Flucht wandten. Ein Triumphgeheul über diesen Erfolg erfüllte die Lüfte, und sichtlich

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

mehrte sich die Zahl der verwegenen Vorkämpfer, welche von allen Seiten an den Hügel sich heranzuschleichen suchten. Indessen durch die wohlgezielten Schüsse seiner Scharfschützen hielt Stanley sie im Respekt, bis die Dunkelheit hereinbrach und schnell die Gegner trennte. Als Zeichen seines Erfolges brachte der Sergeant „Drei Uhr" eine erbeutete Kuh mit zur Feste herauf, die sofort geschlachtet und verzehrt wurde. Aber was würde der nächste Tag bringen?

Zur großen Freude der Belagerten blieben am nächsten Morgen die benachbarten Berghöhen leer; stundenlang ließ sich kein Feind blicken. Sollte das auf friedliche Gesinnung deuten? Aber auf diesem 1290 m über dem Meere liegenden Hochlande sind die Frühstunden nebelig und kühl, sodaß der Neger erst, wenn die Sonne kräftiger scheint, seine Hütte verläßt. Um 9 Uhr indes, als die Morgenkühle geschwunden war, erklangen mit grellem Ton die Kriegshörner und von jeder Hügelspitze tönten die Trommeln. Bald war der Nsera Kum ringsum in weitem Kreise von Feinden umgeben. Einige der verwegensten kamen näher heran und riefen den Belagerten wilde Schimpfworte zu. Ihrer Sprache kundig antwortete Fetteh, ein Träger der Expedition, der aus Unjoro stammte, den sich immer mehr Erhitzenden, und das Wortgefecht war schnell im besten Gange, bis Stanley es, erfreut einen Dolmetsch zu haben, in friedliche Bahnen leitete.

„Wir ziehen ruhig durch das Land", rief Fetteh ihnen jetzt zu, „und ihr greift uns an. Nur zur Verteidigung kämpfen wir. Wäre es nicht besser, erst miteinander zu sprechen und erst dann zu kämpfen, wenn wir nicht übereinkommen können?"

„Das ist wahr, das sind weise Worte", erwiderten sie. „Sagt uns, wer ihr seid. Woher kommt ihr und wohin wollt ihr?"

„Wir kommen von Sansibar, vom Meere, und unser Häuptling ist ein weißer Mann. Wir wollen nach dem Njansa von Unjoro."

„Wenn ihr einen weißen Mann bei euch habt, so zeigt ihn uns, und wir werden euch glauben."

Sofort trat Leutnant Stairs aus dem Boma; und Fetteh fuhr fort:

„Nun sagt uns aber auch, wer ihr seid. Was ist dies für ein Land? Wie heißt euer Häuptling? Und wie weit ist es bis zum Njansa?"

„Das Land heißt Undussuma, der Häuptling ist Masamboni. Wir sind Wasamboni. Den Njansa erreicht man in zwei Tagen.

Ihr werdet fünf Tage brauchen. Er liegt nach Osten. Es giebt nur einen Weg dahin, den ihr nicht verfehlen könnt."

Der Anfang zum Austausch freundlicher Beziehungen war gemacht. Von den beiden Häuptlingen, die es in Undussuma gab, war der eine auch wirklich dem Frieden nicht abgeneigt und bereit, Freundschaftsgeschenke auszutauschen. Stanley war gern damit einverstanden; und es verflossen nun mehrere Stunden, ohne daß feindliches Schreien oder Schüsse gehört wurden, ausgenommen am Flusse, dessen Uferbewohner auf nichts als Kriegsvorschläge hören wollten.

Nachmittags kam eine Botschaft von Masamboni, welcher Muster und Qualität der das Geld vertretenden Stoffe zu sehen wünschte. Stanley sandte ihm 2 m scharlachroten Uniformstoff und ein Dutzend Messingstangen, worauf er das Versprechen erhielt, daß der Häuptling am folgenden Tage selbst kommen und Blutsbrüderschaft mit Stanley schließen wolle.

Am nächsten Tage indes erschienen die Eingebornen in langen Reihen auf den Ausläufern des Berges und hielten auf dem flachen Gipfel eines Hügels, der in der Luftlinie etwa 900 m von dem Lager entfernt war, eine Volksversammlung ab. Deutlich drang die klare Stimme eines Redners bis zu den Belagerten herüber. Er sprach ungefähr zehn Minuten lang; und kaum hatte er geendet, so erhob sich im Thale als Antwort auf die Rede ein schreckliches gellendes Geschrei und lauter wilder Lärm, der von den Bergen erwidert wurde und in wilden Ausbrüchen von den Abhängen widerhallte.

„Wir wollen eure Freundschaft nicht", schrien sie zu den Belagerten herüber. „Wir werden bald über euch kommen und euch mit den Stöcken unserer Hirten aus dem Lager treiben."

Da blieb denn Stanley keine andere Wahl, als den Eingebornen eine exemplarische Lehre zu erteilen; nicht ein Moment war zu verlieren. Unverzüglich erhielt Leutnant Stairs die Weisung, mit 50 Scharfschützen gegen die Menge, welche jenseit des Flüßchens heulte und drohte, vorzugehen; mit 25 Mann sollte währenddessen Jephson die Abhänge zur Linken erstürmen, während 20 ausgesuchte Leute unter Führung von Uledi einen Ausfall zur Rechten unternehmen sollten. Raschid erhielt Befehl, mit 10 Mann den Gipfel des Nsera Kum zu besetzen, um das Lager vor einer Überrumpelung von dieser Seite zu schützen. Jephson und Uledi konnten, da die Gipfel der vorliegenden Hügel den Einblick verwehrten, unbeobachtet

Stairs' Kampf am Flusse bei Usera Kum. S. 79.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

von den Gebirgsbewohnern ihre Positionen einnehmen und sich den Feinden ungesehen bis auf 180 m nähern, da die Compagnie des Leutnant Stairs, die sich weiter vorwärts im Thal befand, die ganze Aufmerksamkeit der Eingebornen in Anspruch nahm.

Schon nach wenigen Minuten war Stairs' Compagnie in heißem Gefecht. Die Eingebornen empfingen ihre Gegner einige Minuten mit kaltblütiger Entschlossenheit, und ihre Pfeile fielen gleich einem Regenschauer herab; allein der Leutnant bemerkte sofort, daß ihr Mut nur aus dem Bewußtsein entsprang, daß ein ansehnlicher Fluß zwischen ihnen und seiner Compagnie lag. Er ließ daher seine Leute den Fluß überschreiten, und indem sie nun das jenseitige Ufer erstiegen, gaben sie ein so verheerendes Feuer ab, daß in wenigen Sekunden das Nest der wilden Burschen, die so laut nach Krieg geschrieen hatten, zerstört war. Das Dorf wurde im Sturm genommen und die Bananenpflanzungen von ihnen gesäubert; die Eingebornen stürzten über den Fluß ins offene Land hinaus und flohen nach Norden, während Stairs seine Leute sammelte, das Dorf in Brand steckte und zum Angriff auf die andern Niederlassungen vorging, wo das Knattern der von der Compagnie abgegebenen Salven erkennen ließ, daß sie hartnäckigeren Widerstand gefunden.

Mittlerweile hatte Uledi mit seiner Abteilung einen Pfad entdeckt, welcher einem Ausläufer entlang an dem Berg hinaufführte, und so seine Leute den Scharen, welche ihre Gefährten im Thale beobachteten und durch laute Zurufe ermutigten, gerade in die rechte Flanke gebracht. Der Angriff machte sie stutzig; als dann aber Jephson aus einer Schlucht zur Linken hervorbrach, wurde die Wirkung auf die Eingebornen so überwältigend, daß sie, verfolgt von Uledi und seinen Leuten, in wildester Flucht die Abhänge hinaufstürzten.

Als Jephson die Feinde so in voller Flucht sah, wandte er sich nach Osten und marschierte noch etwa 3 km weiter, im Vordringen die ganze Gegend säubernd. Gegen 1 Uhr kehrten alle Abteilungen ins Lager zurück: nur ein Mann war leicht verwundet. Alle hatten sich vortrefflich gehalten, und sogar die vier Feiglinge, die besonders beobachtet worden waren, hatten sich mehrfach durch Kühnheit ausgezeichnet.

Als die Eingebornen um 2 Uhr wieder ins Thal zurückgekehrt waren, wurden die einzelnen Abteilungen nochmals aus

gesandt. Stairs führte seine Leute über den Fluß, verfolgte die sofort Enteilenden weit nach Norden und schwenkte dann scharf herum, um sich Jephson anzuschließen, der seinen Weg weiter nach Osten fortgesetzt hatte. Uledi wurde mit seinen Leuten bis ganz hinauf auf den Kamm der Bergkette gesandt, wo er klugerweise Halt machte, als er sah, mit welch ungeheuern Mengen von Wohnstätten die Hügel bedeckt waren.

Der Kampf dauerte bis zum Nachmittage, da die Eingebornen beständig in Bewegung blieben und bald angriffen und dann wieder flüchteten. Gegen Abend war kein einziger von ihnen mehr zu sehen, und das rund um das Lager herrschende Schweigen war bezeichnend für den Erfolg des Tages. Die Eingebornen befanden sich entweder auf den Bergen oder fern im Osten und Norden; in dem Thale um das Lager herum war keine Hütte stehen geblieben, welche ihnen während der Nacht hätte Obdach gewähren können.

Und doch genügte die strenge Lehre noch nicht, um die Eingebornen zum richtigen Verständnis der Lage zu bringen. Auch am 11. Dezember erschienen sie, wenngleich in geringerer Anzahl, und begannen wieder Feindseligkeiten gegen das Lager. Infolge dessen führten Stairs, Jephson und Uledi ihre Leute in drei geteilten kleinen Kolonnen nochmals an den Abhängen hinauf zum Angriff und machten einen sehr erfolgreichen Zug. Sie erbeuteten dabei eine kleine Ziegenherde, die unter die Leute verteilt wurde. Erst die an diesem Tage gemachten Erfahrungen überzeugten die Eingebornen, daß sie auch bei fortgesetztem Kampfe nichts gewinnen konnten. Ja am Abend hatte es den Anschein, als ob der Tag mit einer Versöhnung enden würde. Nachdem die Leute sämtlich ins Lager zurückgekehrt waren, zeigte sich auf einem hohen Hügel über Nsera Kum ein Eingeborner, welcher erklärte, er sei von Masamboni geschickt und solle mitteilen, daß dieser die Geschenke empfangen habe, aber durch das Geschrei seiner jungen Leute, die auf dem Kampf bestanden hätten, an dem versprochenen Besuche verhindert worden sei. Jetzt aber, nachdem viele von ihnen getötet seien, sei er bereit, einen Tribut zu zahlen und in Zukunft ein treuer Freund der Belagerten zu sein.

Stanley erwiderte, auch er wäre zur Freundschaft geneigt, allein da sie die Friedensgeschenke behalten und seine Männer mit Stöcken bedroht hätten, müßten sie den Frieden jetzt mit Rindern

oder Ziegen erkaufen; wenn sie in den Händen Gras hochhielten, könnten sie sich dem Lager ohne Furcht nähern.

Allein niemand zeigte sich. Und am nächsten Morgen erschien das ganze Gelände wie ausgestorben, als die Expedition von dem hart umstrittenen Nsera Kum herabstieg und ihren Marsch ostwärts fortsetzte. Kaum aber war nach einigen Stunden Zuschreitens die Morgenkühle geschwunden, als sich auch wieder beim Nahen der Karawane bewaffnete Banden aus den nahe liegenden Dörfern ansammelten und den friedlich Dahinschreitenden drohend zuriefen: „Wir wollen euch noch vor Abend zeigen, daß wir Männer sind: noch heute soll ein jeder von euch sterben!“ Sie wagten sich auch an den Nachtrab heran; doch einige wohlgezielte Schüsse hielten sie in Schranken.

Nachmittags indes entspann sich in den Dörfern der Bavira ein ernsteres Scharmützel. Eine tiefe Schlucht durchteilte das Dorf des Häuptlings Gavira. Während die Karawane diese durchschritt, schien den Eingebornen der geeignete Moment zum Angriffe gekommen: sie warfen sich auf den Nachtrab. Allein sofort ließ Stanley alle diejenigen, welche die Schlucht schon passiert hatten, ihre Lasten ablegen und sandte sie dem Nachtrabe zu Hülfe. Es dauerte nun nicht lange, so wichen die Angreifer vor den verheerenden Salven in wilder Flucht zurück. Zur Strafe ließ jetzt Stanley das ganze Dorf in Brand stecken. Dann formierte sich die Marschlinie wieder, und es ging nun zu einem 60 m steil die Ebene überragenden Hügel hinauf, der ein sicheres Nachtlager zu versprechen schien. Zwar hatten sich um das auf der Höhe liegende Dorf die Eingebornen in Menge angesammelt, als wenn sie den nahenden Fremdlingen Widerstand entgegensetzen wollten; sobald sie aber diese unbekümmert den Abhang emporsteigen sahen, liefen sie eilends von dannen und überließen kampflos der Expedition das Dorf.

Es war ein rauher, kalter Morgen, als die Expedition weiter zog. Denn das Dorf, in welchem sie ungefährdet die Nacht zugebracht hatte — es gehörte ebenfalls dem Häuptling Gavira — lag 1420 m über dem Meere. Tauperlen bedeckten das kurze Gras, als ob es geregnet hätte; nirgends wagte sich noch ein Eingeborner in die Morgenkühle hinaus. Unangefochten ging daher der Marsch durch das fruchtbare und wohlbebaute Gelände auf das Gebirge zu, welches im Osten den Horizont begrenzte. Ein Sattel verband die von Norden und von Süden zusammenlaufenden Berglinien: er schrieb der Karawane ihre Richtung vor; denn er mußte den Weg zum See bezeichnen.

Sobald indessen die Sonne sich hob und die Landschaft von Dunst und Nebel frei wurde, ertönte auch wieder Kriegsgeschrei den friedlich Dahinziehenden entgegen. Daß die Kolonne, ohne zu plündern, die Dörfer durchzog, erschien den Eingebornen als ein Zeichen von Feigheit, und sowie nur ihrer einige Hundert beisammen waren, fielen sie den Nachtrab des Zuges mit ihren Pfeilen und Wurfspeeren an. Erst der Knall und die unheilvolle Wirkung der Winchestergewehre trieb sie zurück. Mit jeder Stunde aber wuchs die Zahl der Feinde, und die wachsende Zahl machte sie immer wieder kühner. Sie versuchten der lang dahinziehenden Karawane den Weg zu verlegen. An einem geeigneten Platze ließ Stanley daher die Traglasten ablegen und die Reihen der Kolonne eng schließen. Der Vortrab gab Schnellfeuer auf die ungeheure Überzahl der Feinde und stürzte unter dem Eindrucke desselben dann auf die feindlichen Scharen los. Dem aber war der Mut der Feinde doch nicht gewachsen: auf der Stelle warfen sie sich herum und rannten mit der Schnellfüßigkeit von Antilopen davon. Wie die Teufel setzten die Sansibariten den Flüchtigen nach, die fassungslos nach allen Richtungen auseinanderstoben. So gut geschult aber waren die Wangwana, daß, als Stanley auf eine Entfernung von $1^1/_2$ km das Signal zum Sammeln geben ließ, auch nicht einer war, welcher der Trompete nicht gehorcht hätte.

Für den Kampfeseifer der Eingebornen war die Lektion genügend gewesen; denn während der Mittagsrast, welche die Expedition hielt, sammelten die Versprengten sich wohl und nahmen auch wieder eine drohende Haltung an, hielten sich aber doch in respektvoller Entfernung. So erreichte denn nunmehr die Karawane ungefährdet den Sattel, der sich als eine Hochfläche erwies, von deren höchstem Punkte man in etwa 40 km Entfernung die blaue, gleichmäßige Linie eines scheinbar bis zu den Wolken aufsteigenden Tafellandes erblickte. Kein Zweifel, daß es die Hochfläche von Unjoro war. Wie in eine Schlucht oder ein sehr tiefes Thal stürzten im Vordergrunde die Abhänge der Bergkette hinab. „Maschallah", riefen bei diesem Anblicke ärgerlich die Wangwana, „dieser Njansa, den wir nahe dachten, geht aber auch immer weiter von uns weg!"

„O, jetzt könnt ihr ihn jeden Augenblick zu sehen bekommen", rief Stanley ihnen zu. „Haltet die Augen offen, Jungens!"

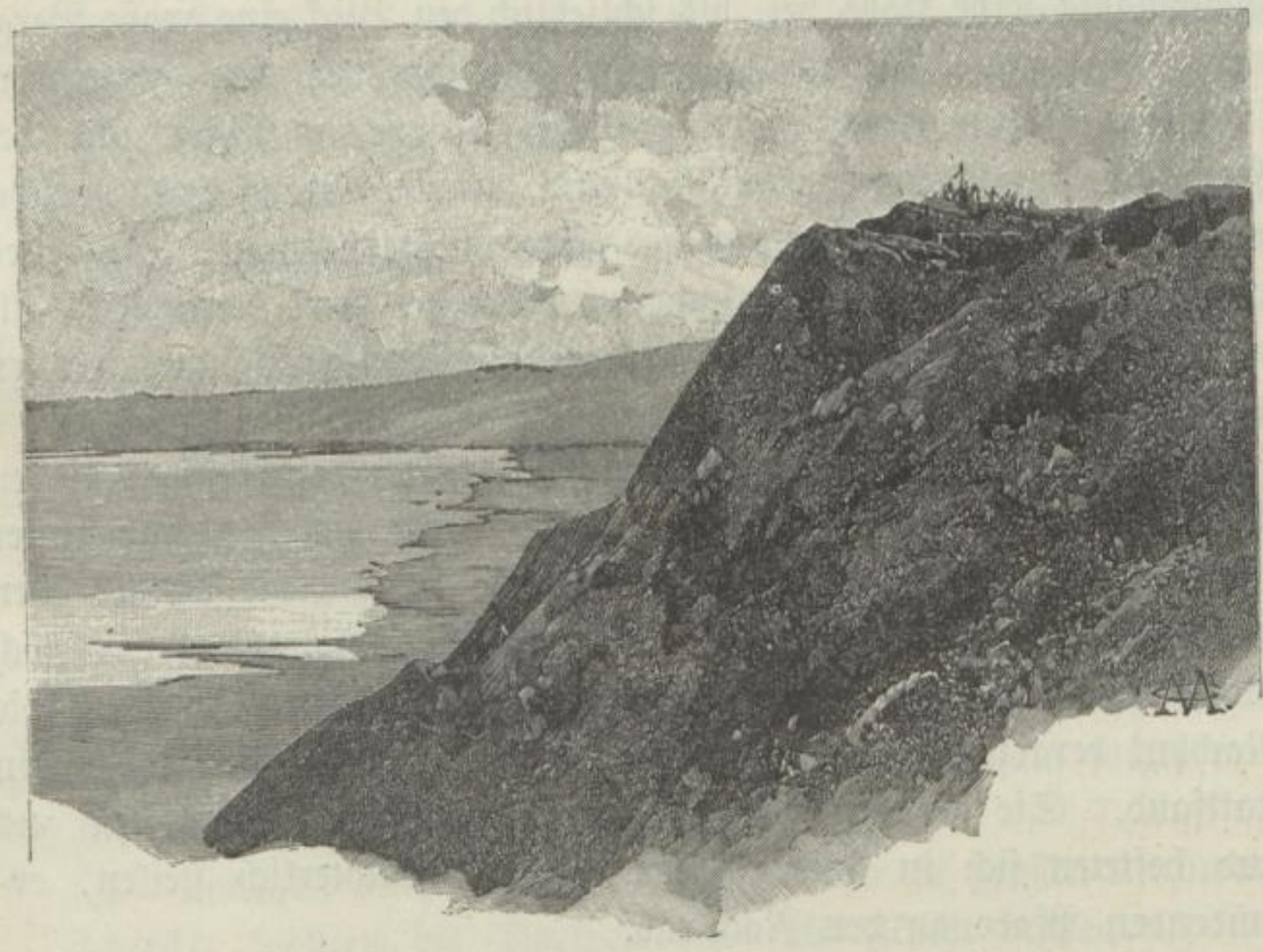
Der Weg führte von dem Sattel erst allmählich, dann steiler hinab: eine graue Wolke erfüllte mehr und mehr den Vordergrund;

Erster Ausblick auf den Albert-See. S. 83.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

es war der in leichtem Nebel schlummernde Njansa! Dann nahm die Wolke, zuerst im Nordosten, die Farbe des Oceans an. Verwundert schauten die Leute hinab; dann begriffen sie, daß es wirklich Wasser war, was sie sahen: und Jubelgeschrei erfüllte die Lüfte. Sie tanzten, sie jauchzten, sie drängten sich um Stanley voller Bewunderung, daß er „die Stelle so genau getroffen".

Der Albert-See liegt 696 m über dem Meere in einem etwa 800 m tiefen Einsturz des Geländes. Bis zu 45 m über dem Wasserspiegel steigt die flache Uferlandschaft an; dann erheben sich



Das Südende des Albert-Njansa.

762 m hoch die schroffen Hänge, von deren Höhe jetzt die Expedition Stanleys mit der Befriedigung, welche die Erreichung eines lange ersehnten Zieles gewährt, herabblickte. So weit das Auge reichte, zogen sich, in mehrere Stufen abgesetzt, die öden Abhänge hin, durchfurcht von schluchtartigen Wasserläufen, deren Ufer eine schmale Einfassung von Gestrüpp zeigten. Steil abfallende, scharfe Grate, bedeckt mit Gesteinstrümmern oder hohem, grünem Grase, trennten die Wasserläufe. Den See umzieht eine 8—10 km breite Ebene, mit Gras und Kraut bewachsen, unter welches hie und da Akazien und dorniges Gestrüpp sich mischen.

Von der Höhe hinab ist der Blick herrlich. Der See hat selbst an seinem Ende noch eine große Breite, die aber, wenn man den Linien seiner gebirgigen Ufer folgt, in großartiger Weise zunimmt; die Silberfarbe seines flachen obern Endes verwandelt sich bald in das tiefe Azurblau des Oceans, der ungeheure Gürtel des Gebirges und des blaßblauen Himmels verliert bei der beständig zunehmenden Breite seine Grenzlinien und geht am nordöstlichen Horizont in ein unbestimmtes Blau über, in welchem man vergeblich nach einer Grenze sucht.

Das Tafelland von Unjoro behält, so weit das Auge reicht, gleichmäßig seine Höhe bei, bis schließlich den Blick eine große Bergmasse begrenzt. Südlich vom See und zwischen den gegenüberliegenden Höhen, dem Tafellande von Unjoro im Osten und der Hochfläche im Westen, dehnt sich eine niedrige Ebene aus, welche, vor Zeiten von den Wassern des Sees überschwemmt, jetzt festes Land ist, das, am See entlang mit dürrem Gras bewachsen, allmählich südwärts ansteigt und schließlich krüppelige Bäume, Akazien und Dornen trägt.

Nach einer Rast von 20 Minuten begann der Abstieg an den Abhängen der Hochfläche. Ehe indessen noch der Nachtrab unter Leutnant Stairs den Platz verlassen hatte, waren die Eingebornen bereits wieder in großer Zahl zusammengeströmt, und bevor noch der Vortrab 150 m tief hinabgestiegen war, hatten sie schon die Nachhut derart zu belästigen begonnen, daß bald ein stetiges Feuern stattfand. Sie breiteten sich plänklermäßig auf beiden Seiten aus und hefteten sich in langer Linie an dem fürchterlich steilen, ermüdenden Pfade an den Nachtrab.

Unablässig schrien sie dabei: „Ku-la-la heh lelo! — Wo wollt ihr heute Nacht schlafen? Wißt ihr nicht, daß ihr umstellt seid? Wir haben euch jetzt, wo wir euch haben wollten.“

Aber die Wangwana blieben ihnen die Antwort nicht schuldig: „Wo wir schlafen werden, da werdet ihr nicht wagen, uns zu nahe zu kommen! Weshalb kommt ihr nicht sofort heran, wenn ihr uns habt, wo ihr uns haben wollt?“

Trotz des lebhaften Feuers war indes der Schaden nur unbedeutend, da die Örtlichkeit sich nicht für genaues Zielen eignete. Nichtsdestoweniger wurde der Kampf auf beiden Seiten lebhaft und rastlos fortgesetzt.

Der Abstieg dauerte drei Stunden, und viertelstündlich mußte

Halt gemacht werden, um die Eingebornen zurückzuschlagen, die in der Zahl von ungefähr 40 Mann bis zur Ebene hinab folgten.

Ihre Absicht war, nächtlicher Weile das Lager zu überfallen. Als sie aber eine Stunde nach Dunkelheit sich heranwagten, fanden sie das an einem Bache aufgeschlagene Lager der Expedition so wohl geschützt und so aufmerksam bewacht, daß sie durch einige Gewehrschüsse alsbald in das Dunkel der Nacht zurückgescheucht wurden.

So stand denn die Expedition an dem Ziel, das seit Monaten im Dunkel des Urwaldes wie unter den Kämpfen im Graslande ihr vorgeschwebt hatte: dort lag der Albert-See vor ihr! Aber wo war Emin Pascha, für den doch zunächst all' die Kisten mit Munition bestimmt waren, welche die Sansibariten auf ihren Köpfen von Jambuja bis hier an das Seegestade herbeigetragen hatten? Am 23. Februar 1887 hatte Stanley von Sansibar aus auf dem Wege durch Uganda und Unjoro durch einen geheimen Eilboten ein Schreiben an Emin Pascha gesandt, in welchem er diesen, der über zwei Dampfer verfügte, bat, am Südende des Albert-Sees „in Kavalli oder dessen Umgegend" Nachricht von seinem Aufenthalte ihm zukommen zu lassen. Jetzt also mußte die nächste Aufgabe der Expedition sein, diese Nachricht zu erlangen..

Auf dem sanft zu dem See abfallenden Gelände lag das Dorf des Häuptlings Katonsa. Dorthin also sandte Stanley als Dolmetscher Fetteh mit einigen Leuten voraus, um Nachfrage nach dem weißen Manne, den er suchte, zu halten. Langsam folgte er selbst mit den übrigen Mannschaften nach.

Indessen durch das Herannahen einer so großen Karawane erschreckt, wollten die Dorfbewohner die Flucht ergreifen; nur die fortwährend wiederholten Freundschaftsversicherungen Fettehs gaben ihnen endlich den Mut, daß etwa 40 Männer aus dem Dorfe sich so weit herantrauten, daß man bequem mit ihnen sprechen konnte.

Fetteh sprach nur von Freundschaft und guten Geschenken; aber die Dörfler hielt Mißtrauen befangen. „Vielleicht", meinten sie, „seid ihr Warasura. Wir sind schon oft Warasura begegnet, die mit Gewehren wie die eurigen bewaffnet waren, welche die Feinde sofort töten. Wir werden kämpfen, wenn auch ihr Warasura oder deren Freunde seid."

„Warasura? Was sind das für Leute? Wir haben den Namen noch nie gehört? Woher kommen sie?"

Allein trotz aller Verhandlungen ließen die mißtrauischen Ein-

gebornen sich auf nichts ein; sie wollten keine Blutsbrüderschaft schließen und lehnten selbst jedes Geschenk für das Trinkwasser ab, welches sie der Karawane auf ihre Bitte darreichten.

„Ihr sucht einen weißen Mann", sagten sie. „Wie wir hören, ist einer (Casati) bei Kabba-Rega, dem Könige von Unjoro, unserm Feinde. Vor vielen Jahren kam ein weißer Mann (Mason-Bey) von Norden her in einem Rauchboote, aber er ging wieder fort. Seitdem ist kein seltsames Boot auf unsern Wassern gewesen. Von Norden kommen alle bösen Männer: dorthin geht euer Weg; auch die Warasura kommen manchmal von dort."

Dann zeigten sie der Expedition den Pfad, der am Seeufer entlang nach Norden führte, und schieden mit dem unfreundlichen Zurufe: „Nehmt euch in Acht!"

Nicht mehr Glück hatte Jephson. Während die Expedition, nachdem sie eine Strecke weiter nordwärts marschiert, damit beschäftigt war, ein befestigtes Lager aufzuschlagen, begab er sich mit Fetteh nach einer niedrigen, oben bewaldeten Anhöhe, welche einer kleinen Insel gegenüber etwas in den See vorsprang. Ein Fischer war mit seiner Frau auf dem Wasser mit Netzen beschäftigt. Auf das Anrufen des Dolmetschers ruderte er das kleine Kanoe näher an das Land heran und gab dem Fragenden Bescheid. „Ja, wir erinnern uns", sagte er, „daß vor langer Zeit ein Rauchboot hierher gekommen ist. Es war ein weißer Mann (Oberst Mason) in demselben und er sprach sehr freundlich. Er schoß ein Flußpferd und gab es uns zum Essen. Die Knochen davon liegen in der Nähe, wo ihr steht, sodaß ihr euch überzeugen könnt. Es giebt keine großen Kanoes auf diesem See oder irgendwo in der Nähe, denn die größten können mit Sicherheit nur zwei oder drei Personen aufnehmen, mehr nicht. Wir kaufen unsere Kanoes von den Wanjoro auf der andern Seite für Fische und Salz. Ob wir für euch einen Brief nach Unjoro bringen wollen? (Lachend) Nein. Daran können wir nicht denken, das ist eine Aufgabe für einen großen Mann, und wir sind arme Leute, nicht besser als Sklaven. Ob wir ein Kanoe verkaufen wollen? Ein kleines Kanoe wie dieses kann euch nirgends hintragen, es eignet sich nur zum Fischen nahe am Ufer in flachem Wasser wie hier. Auf welchem Weg seid ihr hergekommen? Vom Ituri her? Ach, das beweist, daß ihr böse Männer seid. Wer hat je gehört, daß gute Leute aus jener Richtung kamen? Wenn ihr nicht böse Leute wäret, würdet ihr ein großes Boot mit-

gebracht und Flußpferde wie der andere weiße Mann geschossen haben. Geht euern Weg, — dorthin liegt euer Pfad. Aber wenn ihr dahin geht, werdet ihr Leute treffen, die ebenso schlimm sind wie ihr und deren Werk es ist, die Menschen zu töten. In der Nähe des Sees und auf dieser ganzen Ebene giebt es keine Lebensmittel. Fischer wie wir brauchen keine Hacken. Seht euch rund um, ihr werdet kein Feld finden. Ihr werdet nach den Bergen zurückgehen müssen, wo Nahrung für euch ist; hier ist nichts. Unsere Arbeit ist, daß wir Salz machen und Fische fangen, die wir den Leuten oben bringen und gegen Getreide und Bohnen austauschen. Diese Insel ist Kasenja und gehört Kavalli, und der nächste Ort ist Njamsassi. Geht weiter. Weshalb geht ihr nicht und versucht euer Glück anderswo? Der erste weiße Mann blieb eine Nacht auf diesem Wasser in seinem Boot und setzte am andern Morgen seinen Weg fort. Seitdem haben wir weder ihn noch einen andern wieder gesehen."

Was sollte Stanley thun? Nirgends wußte man etwas von Emin Pascha. Sollte er trotzdem zu ihm vorzudringen versuchen? Der Weg über den See war aber unmöglich, da es weder genügend große Kanoes am Seeufer gab, noch auch geeignete Bäume, um selbst welche herzustellen. Wollte die Expedition aber den Landweg zu Emin Pascha einschlagen, so mußte sie, um sich durchzuschlagen, für sich selbst einen großen Teil der Munition verbrauchen, die sie ihm bringen sollte, sodaß er dann kaum noch erheblichen Nutzen von der Expedition haben konnte. Sollte sie, etwa in einem befestigten Lager, am See bleiben und auf Emin Pascha warten? Indes Ackerfelder gab es nirgends in dem salzhaltigen Gelände am See: woher also sollte die Expedition dann ihren Unterhalt gewinnen? Wie aber, wenn sie oben auf der Hochfläche, wo es an Lebensmitteln ja nicht fehlte, in einem Dorfe sich festsetzte? Dann würden vielleicht eine Woche lang die Eingebornen sich die Fouragierungen gefallen lassen, dann aber mit ihrer Habe und ihren Vorräten so weit wie möglich wegwandern und den Eindringlingen nur ein ödes Land zurücklassen.

Eingehend erwog Stanley mit seinen Offizieren alle Möglichkeiten. Endlich faßten sie denjenigen Beschluß, welcher nach den Umständen, in denen sich die Expedition befand, der beste zu sein schien: nämlich nach Ibwiri, 18 Tagemärsche weit, zurückzukehren, dort ein starkes befestigtes Lager zu bauen, dann eine starke Ab-

teilung nach Ipoto zu senden, um das Boot, die Waren, Offiziere und Genesenden nach dem befestigten Lager zu holen, darauf 50 Büchsenschützen unter dem Befehl von drei oder vier Offizieren zurückzulassen und schleunig nach der Niederlassung Ugarrowwas zu gehen, die Genesenden von dort nach Ibwiri zu schicken, später den Marsch zur Aufsuchung des Major Barttelot und der Nachhut fortzusetzen, ehe sie in die Wildnis hineinmarschierte, aus der die Vorhut mit genauer Not entkommen war, und schließlich, wenn die ganze Expedition vereinigt war, mit dem Boote nach dem See zurückzukehren, um die Mission gründlich durchzuführen, zu der die Expedition ja ausgesandt war.

Gewiß war es ein harter Entschluß, jetzt, nachdem der See erreicht war, ohne doch etwas ausgerichtet zu haben, wieder umkehren zu müssen: aber doch derjenige, von dem sich Stanley schließlich den größten Erfolg versprach.

So wurde denn am 16. Dezember der Rückmarsch angetreten; aber überzeugt, daß die unfreundlichen Bewohner von Katonsa der Karawane nachsetzen würden, um, wenn der steile Aufstieg zu dem Passe die Reihen lockere, über sie herzufallen, nahm Stanley den Weg durch die Seeebene direkt nach Norden, weit über den Anstieg des Passes hinaus. Die Gegend gewann fortwährend an Schönheit: über den weißen, festen Sand des Strandes rollten unaufhörlich die Wellen dahin; den Hintergrund bildeten grüne Baumgruppen, die inselartig auf dem grünen Rasen standen; und zur Seite erhob sich in vier Absätzen der jähe Anstieg des westlichen Hochlandes. In Rudeln standen fern die Antilopen, mißtrauisch nach der langen, dunklen Linie der Karawane hinüberäugend. Doch gelang es, eine Gruppe vorsichtig zu beschleichen und ein Kudu sowie ein Hartebeest zur sehr willkommenen Vermehrung des Proviants zu erlegen. Der Jäger „Drei Uhr" hatte sogar das Glück, einen Büffel krank zu schießen; während er ihn aber verfolgte, trat ein Löwe aus dem Gestrüpp, um seinerseits die Verfolgung des Büffels zu übernehmen, sodaß Saat Tato es doch für geraten fand, sich schleunig zurückzuziehen.

Eifrig war zur Mittagsrast die Karawane mit der Zerlegung der Antilopen beschäftigt, als ein Geheul sie aufschreckte und ein halbes Dutzend Pfeile aus der Höhe ins Lager fielen. Stanleys Vermutung hatte sich bestätigt. Sofort wurde Jagd auf die unsinnigen Angreifer gemacht; aber mit erstaunlicher Schnellfüßigkeit

waren sie, nachdem sie ihr Geheul ausgestoßen und ihre Pfeile abgeschossen hatten, wieder davongerannt.

Gegen Sonnenuntergang nun ordnete sich die Kolonne, um den Marsch nach dem Passe anzutreten, den sie in der nächsten Morgenkühle zu erklimmen gedachte. Schweigend zog sie in der Dunkelheit dahin, zur Rechten den Anstieg der ungeheuren Berge, die wie eine düstere Wolke über den Dahinschreitenden zu schweben schienen. Zu ihrem Schrecken indessen führte der Pfad, dem sie folgten, in ein Dorf; doch lag alles in demselben schon in tiefem Schlafe, sodaß sie ohne Anfechtung hindurchkamen. Immer weiter ging es durch das nächtliche Dunkel dahin, bis endlich doch die Ermüdung siegte. Stanley ließ Halt machen: alles warf sich ins Gras nieder, um sofort, unbekümmert um alle Schwierigkeiten, in festen Schlaf zu versinken.

Erst die über die Hochfläche von Unjoro emporsteigende Sonne weckte die Schläfer. Sie waren vom Tau völlig durchnäßt und fühlten sich, fröstelnd, wenig erfrischt; dennoch war keine Zeit zu verlieren, sollte die zur Rechten sich gewaltig auftürmende Mauer rechtzeitig erstiegen werden. 30 Mann wurden vorausgeschickt, um den oberen Ausgang des Passes zu besetzen; dann folgte der lange Zug der unter dem niederrieselnden Sprühregen zusammenschauernden Träger. Nur zwei Kranke vermochten nicht Schritt mit den Emporklimmenden zu halten: Stairs, der den Nachtrab befehligte, mußte sie ihrem Schicksale überlassen. Bald erfüllte sich denn auch ihr Verhängnis. Als die Karawane auf der zweiten Stufe rastete, sah man etwa ein Dutzend der Krieger von Katonsa herbeirennen, welche sich mit Wutgeheul auf den letzten der mühsam einherwankenden Kranken warfen und ihn mit ihren Speeren niederstachen. Dann richtete sich ihre Mordlust auf den zweiten Kranken, der schwer an Gallenfieber litt und mühselig erst die erste Stufe erklommen hatte, während die Karawane schon auf der dritten von dem steilen Anstieg sich verschnaufte. Mit wildem Triumphgeschrei stürzten die Krieger sich auf den Unglücklichen, und, von zwölf Speeren durchbohrt, sank er tot auf den Felsen. Doch nicht ungerächt wenigstens sollten sie die wehrlosen Kranken hingemordet haben. Mit vier Scharfschützen nahm „Drei Uhr“ mit seiner nie fehlenden Büchse hinter einigen Felsen Deckung, und sobald nur die Helden von Katonsa bis auf Schußweite herangeklettert waren, knallten 5 Büchsen, und von den Mordgesellen sank einer tot, einer schwer verwundet zu Boden,

während die andern entsetzt an dem Abhange wieder hinuntersprangen.

Wohl verscheuchte unterdessen das steigende Tagesgestirn die Regenwolken, welche in der gewaltigen Kluft über dem See sich aufgestaut hatten: aber die Sonnenglut brannte jetzt sengend den schwer Emporklimmenden auf den Rücken und strahlte von den Felsflächen zugleich ihnen ins Antlitz. In Strömen floß der Schweiß an den nackten Leibern der Träger herab, bis sie endlich nach $2^3/_4$ Stunden schwer keuchend und ganz ermattet den oberen Ausgang des fürchterlichen Passes erstiegen hatten. Immerhin indessen war es noch früh genug am Tage, daß die Eingebornen der Hochfläche sich noch nirgends zeigten. Das mußte benutzt werden. Es wurde daher den Lastträgern nur eine kurze Pause zum Atemschöpfen gewährt; dann ging es weiter auf das nächste Dorf zu, welches den Getreidemarkt für die Seeanwohner bildete. Hier wurde denn auch ein so großer Vorrat von Getreide und Bohnen gewonnen, daß jeder Mann Ration für 5 Tage zugeteilt erhielt.

Mit dem Vorrücken des Tages aber sammelten sich auch wieder die Eingebornen auf den benachbarten Höhen an. Zwar hielten sie, durch die früheren Erfahrungen gewitzigt, sich aus der Schußweite; als aber ein Mann aus der dahinziehenden Kolonne, der krank nur mit größter Anstrengung den Anstieg des Passes überwunden hatte, jetzt vor Erschöpfung zurückblieb, stürzten sich mit gräßlichem Triumphgeschrei die Eingebornen auf ihn und stachen haßerfüllt ihn nieder. Auf der Stelle aber erhielten sie ihre Strafe: ein zuverlässiger Schütze blieb absichtlich etwas hinter dem Nachtrabe zurück, und als jauchzend auch gegen ihn die Menge der Feinde andrängte, streckte sein erster Schuß einen Eingebornen tot zu Boden, sein zweiter zerschmetterte einem andern den Arm. Stutzig gemacht, hielten die Vordrängenden jetzt einen Moment inne; ihr Geschrei verstummte; und sofort machte Vor- und Nachtrab vereinigt einen Vorstoß gegen die Feinde, der sie in schleuniger Flucht eine große Strecke zurückwarf.

Eine nachhaltige Wirkung hatte indessen dies ewige Scharmutzieren nicht. Stanley beschloß daher, am nächsten Tage zu versuchen, ob die Eingebornen vielleicht den Verlust ihres Viehes als eine schärfere Lektion empfinden würden. Er rief also Freiwillige auf; nicht weniger als 80 boten zu einem solchen Raub- und Strafzuge sich an.

„Jungens“, sagte er zu ihnen, „ihr seht, daß diese Eingebornen

stets unter Anwendung derselben List kämpfen; sie haben scharfe Augen und lange Beine. Bei solcher Arbeit wie heute sind wir Weißen von gar keinem Nutzen. Uns allen schmerzen die Füße, wir sind ermattet und können in diesem Lande nicht rasch laufen. Deshalb sollt ihr heute mit euern eigenen Anführern hinausziehen. Geht hin und verjagt diese Burschen, die gestern eure Kranken getötet haben. Geht in ihre Dörfer hinein und nehmt jede Kuh, jedes Schaf und jede Ziege, die ihr finden könnt, aber haltet euch nicht mit dem Anzünden der Hütten auf. Ihr müßt sehr geschwind

Dorf der Bavira; Europäer schustern und schneidern.

laufen und sie aus jedem Rohrdickicht und von jedem Hügel verjagen. Bringt mir auch Gefangene mit, damit ich einige von ihren eigenen Leuten habe, um sie mit meinen Worten zu ihren Gefährten zurückzuschicken."

Das war ein Auftrag, der den meisten der Sansibariten sehr nach Wunsche war: fröhlich zogen sie von dannen. Die Europäer dagegen benutzten den somit gegebenen Rasttag nach dem Beispiele, das Stanley selbst ihnen gab. Sie unterwarfen ihr Schuhwerk und ihre Kleider einer genauen Prüfung und waren den ganzen Tag über beschäftigt, Löcher zu flicken und Risse zusammenzuziehen: alles

Erinnerungen an den rauhen Felsenpfad, den sie vor wenig Tagen hinab und wieder hinauf geklommen waren. Manchem der Wangwana glitt doch ein Lächeln über die dunklen Züge, wie er „Bula-Matari“ mit Nadel und Faden so eifrig hantieren sah.

Nicht lange vor Sonnenuntergang kehrten die Freiwilligen zurück. Es war eine recht stattliche Rinderherde, die sie vor sich hertrieben. Sechs Stiere wurden sofort geschlachtet und an die Mannschaften verteilt, die in Erwartung des Festmahles tanzten und jubelten.

„Ja!“ sagte der Sergeant „Drei Uhr“, „das ist das richtige Karawanenleben in diesem Afrika: den einen Tag haben wir ein Festmahl und am andern knurrt der Magen. Niemals sind zwei Tage sich gleich. Die Leute werden jetzt Fleisch essen, bis sie blind sind, und im nächsten Monat Gott danken, wenn sie nur Waldbohnen erhalten.“

So unrecht hatte Saat Tato damit nicht. Er hätte jedoch auch noch auf die Temperatur hinweisen können, die morgens in diesem Hochlande so niedrig war (9—12° R.), daß die Leute mit klappernden Zähnen und fröstelnd zum Abmarsche antraten, während wenig Stunden später wahrhaft glühend die Sonne von dem wolkenlosen Himmel herabstrahlte.

Die Expedition folgte ihren eigenen Spuren. So führte der Weg sie bald in das Dorf Gaviras zurück. Die Einwohner hatten doch die empfangene Lehre nicht vergessen: von einem nahen Hügel riefen sie den Vorüberziehenden zu: „Das Land liegt euch jetzt zu Füßen; man wird euch nicht mehr belästigen. Aber es wäre doch gut, wenn ihr den Häuptling von Undussuma tötetet, der uns aufgefordert hat, euch zurückzutreiben.“

War Masamboni wirklich von so feindseliger Gesinnung? Aufmerksam und in geschlossenen Reihen durchzog die Karawane, vorbei an Nsera Kum, die Dörfer von Undussuma. Totenstille herrschte darin; keine Seele war zu erblicken. Die Bewohner hatten sich alle auf die Berghöhen zurückgezogen; niemand erschien, der gesammelt dahinschreitenden Kolonne den Weg zu verlegen.

In wenig Tagen war auch der (große) Ituri erreicht; allein die Babusesse vom jenseitigen Ufer hatten alle Kanoes entfernt. Doch fand sich Rat. Wo eine Insel den breit dahinströmenden Fluß teilte, wurde aus Rotangranken eine ganz zierliche Brücke vom linken Ufer nach der Insel hergestellt; allerdings trug sie nicht mehr

als zwei Mann gleichzeitig. So dauerte der Übergang freilich lange; schließlich jedoch befand sich die ganze Expedition auf der kleinen Insel, und hinter dem letzten Manne zerstörte „Drei Uhr" das hübsche Hängewerk mit einigen wenigen Schlägen seines Haumessers.

Hängebrücke über den östlichen Ituri.

Unterdessen war Uledi, das Gewehr über dem Rücken, mit einigen tüchtigen Leuten nach dem rechten Ufer des Ituri hinübergeschwommen, um dort nach Kanoes zu suchen. Vergebens: die Babusesse hatten sie weit hinweggefahren. Das war eine böse Enttäuschung. Zugleich ging ein Hagelsturm nieder, die Temperatur sank plötzlich auf 9° R., und große Schlossen prasselten dicht auf die halb erstarrten Sansibariten nieder. Halb erstarrt stiegen sie auf das Floß, das mittlerweile Jephson aus Bananenstauden her-

gestellt hatte, um den zweiten Flußarm zu überwinden. Sobald aber nach einer Viertelstunde der Hagelschauer sich verzogen hatte und die herabstrahlende Sonne die Hagelschlossen schmolz, kehrte ihnen auch der Lebensmut wieder zurück. Sie bedurften dessen; denn sofort hinter dem Ituri, den sie viel weiter abwärts als bei dem Hinmarsche jetzt überschritten hatten, wartete ihrer der Urwald mit seinen Mühsalen.

Ein Krieger Masambonis.

Sechstes Kapitel.

Zurück zum Albert-Ujansa.

Fort Bodo. — Die Kranken in Ipoto. — „Freiwillige vor!“ — Stanleys Krankheit. — Wambutti und Batua. — Lager und Leben der Zwerge. — Die Mande am Ituri. — Bei den Babesse. — Nachricht von „Malleju“. — Der große Masamboni. — Bavira und Wahuma. — Das Paket Mbiassis. — Der Brief Stanleys. — Der Dampfer naht. — Zusammentreffen mit Emin Pascha.

„Bodo, Bodo! Ulenda, ulenda!“ der Friedensgruß des wackeren Häuptlings Borjo von Ibwiri, schwebte Stanley vor, als er dem Fort, welches für die nächste Zeit der Ausgangspunkt seiner Unternehmungen sein sollte, den Namen Bodo gab. Am 7. Januar 1888 in dem Dorfe Borjos angelangt, ließ er ohne jeden Verzug noch an demselben Abende mit dem Baue des Friedensforts beginnen.

Das erste war die Herstellung eines festen Palissadenzaunes um den ganzen Platz, innerhalb dessen dann die einzelnen Baulichkeiten mit größerer Muße errichtet werden konnten. Hundert Mann fällten hohe Stämme und schleppten sie herbei; andere stellten, dem Umrisse des Forts entsprechend, einen schmalen Graben her, in welchen sie die Stämme fest in einer Reihe dicht nebeneinander aufpflanzten. Drei Reihen von Querbalken wurden an diesen senkrechten Pfählen vermittelst starker Rotangtaue befestigt und an der Außenseite der Palissaden zugleich Planken so angebracht, daß ein Ersteigen der Wehr unmöglich war. An drei Ecken des Forts wurden Türme von 5 m Höhe errichtet, von denen aus die Wachen Tag und Nacht die Umgegend zu beobachten hatten. Hinter den Palissaden ringsherum wurde ein Wallgang angelegt und vor demselben ein 3 m breiter und nahezu 2 m tiefer Graben in dem harten, thonigen Erdreich ausgehoben. Dann wurde alles Gebüsch bis auf 182 m Entfernung von dem Fort ringsum vollständig abgehauen, die Bäume gefällt,

die kleineren derselben fortgetragen, die schwereren aufgestapelt und in Brand gesteckt. Eine Fläche von mehr als einem Hektar Größe wurde urbar gemacht und mit Mais bepflanzt, und von den Thoren des Forts aus Zugangswege breit durch den Wald nach Osten und Westen gehauen, die Baumstämme zur Seite gerollt und die Wege geebnet und gesäubert; auch über den westlich von dem Fort fließenden kleinen Fluß wurde eine Brücke geschlagen.

Zugleich waren im Innern des Forts andere Arbeitskräfte beschäftigt, Wohnhäuser für die Offiziere und Mannschaften und Speicher für die Vorräte herzustellen. Balken und Stämme wurden

Ansicht vom Fort Bodo.

eingegraben, Dachsparren mit Rotang darüber befestigt. Hier schleppten einige Leute Lehm herbei, andere stampften und mischten ihn zu Fußböden; einige deckten die Dächer mit großen Phryniumblättern, andere fertigten Leitern an, stellten Thüren und Fenster her, bauten Küchen oder bereiteten aus Holzasche eine Art Kalkfarbe, mit welcher die Häuser, als sie fertig waren, zum Schmuck bestrichen wurden.

Endlich, am 8. Februar, war das Fort fertig. Eine 15 m hohe Flaggenstange wurde errichtet und an dieser die ägyptische Flagge aufgezogen; denn im Namen des Khedive von Ägypten hatte Stanley den Entsatzzug unternommen. Mit 21 Schüssen salutierten die Sudanesen die Hissung.

Es war das Mißtrauen gegen die Manjema Kilonga-Longas, welches Stanley antrieb, in einem so festen Fort sich zu verschanzen; und das gleiche Mißtrauen veranlaßte ihn auch, als er am 19. Januar,

sobald nur der Palissadenzaun den Platz verteidigungsfähig machte, Stairs zu den Manjema nach Ipoto entsandte, ihm eine bewaffnete Mannschaft von 94 Mann mitzugeben. Die Sorge um die in Ipoto unter der Obhut Parkes zurückgebliebenen Kranken quälte Stanley unablässig: jetzt gab er Stairs den Auftrag, sie nach Fort Bodo zu geleiten, oder, wenn eine Gewaltthat geschehen wäre, zu rächen.

Und fürwahr, drückend genug war die Lage der in Ipoto Zurückgelassenen gewesen, und eine Katastrophe nur allzu nahe.

Mit völliger Mißachtung des mit Stanley vereinbarten Vertrages und der mit ihm geschlossenen Blutsbrüderschaft gewährten

Im Innern von Fort Bodo.

die Manjema-Häuptlinge nur denjenigen Sansibariten, welche für sie arbeiteten, Lebensmittel; diejenigen, welche nicht zu arbeiten im stande waren — und das war die große Mehrzahl — erhielten nichts, sodaß sie gezwungen waren, von Kräutern, die sie sich suchten, sich zu ernähren; wagten sie es aber etwa, Korn von den Feldern zu stehlen, so wurden sie mit Stöcken blutig geschlagen. Selbst den beiden Europäern, Nelson und Parke, gewährten sie nicht mehr als wöchentlich etwa 2 oder 3 Tassen voll Maismehl, während der letzten 7 Wochen aber überhaupt gar nichts. Dadurch sahen sich diese gezwungen, um nur zu leben, nach und nach ihre Kleidungsstücke und schließlich selbst 8 Gewehre, welche der Expedition gehörten,

zu verkaufen. Zugleich wurde wiederholt der nicht immer erfolglose Versuch gemacht, Kisten und Waffen, die sich unter Parkes Obhut befanden, zu stehlen. Unter diesen Umständen machte die Kräftigung Nelsons keine Fortschritte; über 2 Monate blieb er an das Bett gefesselt. Auch Parke erkrankte an Blutvergiftung und Rose auf längere Zeit.

Wirklich groß aber wurde die Not in Ipoto, als dort mit einem Gefolge von 400 Personen, Weibern, Kindern, Sklaven, Kilonga-Longa selbst eintraf. Jetzt waren die vorhandenen Lebensmittel bald aufgezehrt, und große Züge von Manjema mußten ausgesandt werden, um von weither den nötigen Proviant zu holen. Ja, zu so gräßlicher Höhe stieg die Hungersnot, daß die eingebornen Sklaven einen ihrer Gefährten, der Wasser zu holen ausgesandt war, ins Gebüsch lockten, abschlachteten, in Stücke hackten und verzehrten.

Fürchterlicher als je litten unter dieser Not auch die Sansibariten; 11 erlagen ihren Leiden und von den überlebenden 28 waren nur 12 so kräftig, um selbst an der Suche nach Lebensmitteln teilnehmen zu können. Da erschien, wie ein Engel vom Himmel gesandt, Stairs mit seiner Kolonne. Jetzt gab es Proviant in Fülle; und ohne nur die Rückkehr ihrer herumfouragierenden Genossen abzuwarten, verließen sie den verhaßten Ort ihrer langen Leiden.

Eben hatte man in Fort Bodo das Fest der Flaggenhissung begangen, als die Wache auf dem Westturme das Signal: „Schiff in Sicht" gab. Mit leichtem, raschem Schritt kam Dr. Parke den breiten Weg hinauf; leicht hatte seine gute Natur alle Leiden überwunden. Wie ganz anders sah dagegen Kapitän Nelson aus, der eine Stunde später eintraf! Eine hagere Leidensgestalt mit tief gefurchten Zügen, wie ein Greis gebeugt, kam er langsam daher. Auch das Stahlboot und die Maxim-Kanone brachte Stairs von Ipoto mit; und nach einigen Tagen langten auch die 12 genesenen Wangwana in Bodo an.

Nur wenige Tage konnte Stairs rasten; denn auch die 56 bei Ugarrowwa zurückgelassenen Kranken riefen nach Erlösung, und nicht minder dringend war es, der Nachhut des Major Barttelot wenigstens Nachricht von den Umständen der Vorhut der Expedition zu geben. Zwar Stanleys Meinung ging mehr dahin, vor allem die Wiedervereinigung mit Barttelot ins Auge zu fassen; aber die Offi-

ziere drangen mit Einstimmigkeit in ihn, mit dem „Advance" zum Njansa zurückzukehren und nach Nachrichten von Emin zu forschen. Stanley gab nach; damit jedoch auch Stairs an dem Entsatz-Zuge teilnehmen könne, wurde beschlossen, bis zum 20. März auf seine Rückkehr von Avadori zu warten. Überdies mußte ja die Mais- und Bohnenernte der Pflanzungen des Forts abgewartet werden, sollte es der Expedition auf ihrem Marsche durch den Urwald nicht an Lebensmitteln gebrechen.

„Freiwillige vor!" hieß es daher beim Morgen-Appell am 16. Februar. Zwanzig schienen nicht zu viel, um den Brief Stanleys mit Sicherheit an Barttelot zu überbringen. 200 Mark wurden jedem als Belohnung zugesichert, wenn der Brief schnell und sicher in die Hände des Majors gelegt würde. Mehr als 50 Mann traten aus den Reihen der Wangwana vor, die sich alle für Helden hielten. Aus ihnen wurden die 20 Geeignetsten ausgewählt; und um 9 Uhr schon trat Stairs mit einem Gefolge von 7 Mann und den 20 Boten, alle reichlich mit Proviant versehen, wohlgemut den weiten Marsch nach Westen an.

Nicht zu früh war Dr. Parke von den Manjema zurückgekehrt. Es war Stanley selbst, der jetzt dringend der Sorgfalt und Pflege des Arztes bedurfte. Solange ein Kampf mit den Manjema noch in den Grenzen naher Möglichkeit lag und das Schicksal der in Ipoto Zurückgebliebenen ungewiß war, hatte die Spannung unruhiger Erwartung ihn aufrecht erhalten: jetzt war alles friedlich gelöst, und der Rückschlag machte sich geltend. Kaum war auch Stairs wieder abgesandt und die Zeit geduldigen Abwartens gekommen, so befiel den Eisenfesten eine subacute Gastritis; zugleich bildete sich am linken Arme ein sehr schmerzhafter Absceß. 23 Tage lang lag Stanley unter der Einwirkung von Morphium in fast ununterbrochener Bewußtlosigkeit; mit aufopfernder Treue pflegten Parke und Jephson ihren innig verehrten Führer. Auch Nelson, obgleich von Fieber und Schwäche gequält, ließ es sich nicht nehmen, täglich an das Schmerzenslager Stanleys zu kommen, um ihm seine Teilnahme auszudrücken. Jeden Nachmittag ließ Parke auch die Anführer der Wangwana in das Krankenzimmer eintreten, damit sie selbst ihren besorgten Landsleuten ihre Eindrücke mitteilen könnten. Doch endlich war die Gewalt der Krankheit gebrochen; nur die Schwäche war noch sehr groß. Indes gegen den Ausgang des März konnte Stanley doch schon wieder einige hundert Schritte weit gehen.

Stundenlang saß er dann im Schatten einiger hoher Bäume, lesend und träumend, in seinem Lehnsessel und sah den Mais täglich mehr der Sichel entgegenreifen, und damit auch die Zeit zur Rückkehr nach dem Njansa herannahen.

Indessen unliebsame Gäste stellten nachts in den reifenden Kornfeldern sich ein. Es waren die Zwerge, welche, ohne zu säen, doch zu ernten gedachten. Wiederholt schon war die Expedition im Urwalde auf verlassene Zwergenlager gestoßen; jetzt machte sie die genauere Bekanntschaft der kleinen Unholde. Uledi nahm auf einem Streifzuge eine Königin von ihnen gefangen, und etwas später fing der Sergeant „Drei Uhr" gar vier Weiber und einen Knaben.

Die Hautfarbe der Zwerge war hell, etwa wie ein halbgebrannter roter Ziegelstein. Sie besaßen große, runde, etwas vorstehende Augen, breite, runde Stirn und rundes Gesicht, vorstehende Kinnladen, kleine Hände und Füße, eine wohlgeformte, wenn auch kleine Gestalt. Ihre Größe wechselte von 0,9 bis 1,4 m; ihr Gewicht betrug bis zu 40 kg. Die Lippen waren blaßrot von Farbe, die Oberlippe in der Mitte steil nach oben geschwungen. Die Finger waren zierlich und lang, jedoch mager und runzlig. Von ihren Nachbarn werden sie Wambutti genannt.

Sehr verschieden von den übrigen Gefangenen war indessen ein Weib, eine Batua, welche deutlich zu dem Akka-Stamme der Zwerge gehörte. Sie hatte schlaue, tiefliegende, nahe zusammenstehende Affenaugen, über das Kinn hängende Lippen, schmalen Brustkasten, hängende Schultern, lange Arme, stark einwärts gebogene Füße und sehr kurze Unterschenkel, sodaß sie einen entarteten, fast tierischen Eindruck machte, der sie tief unter die wohlgebildeten Gestalten der Wambutti stellte. Die Batua haben überhaupt längliche Köpfe, lange, schmale Gesichter und rötliche, dicht zusammenstehende Augen; sie sehen mürrisch aus, während die Wambutti, zu denen auch die Zwergin im Lager Ugarrowwas gehörte, etwas Offenes in ihrem Gesichtsausdrucke haben, das für sie einnimmt. Unter den Stämmen der waldbewohnenden Balesse zerstreut, leben die Wambutti hauptsächlich zwischen den Flüssen Ituri und Ngaiju, während die Batua und Akka weiter nördlich sich finden.

Die Zwerge sind Nomaden, ihre Heimat der ungelichtete Urwald; sie ernähren sich von dem Wilde, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen. Sie schlagen ihre Dorflager in einer Entfernung von 3—5 km um die Siedelungen der ackerbauenden Balesse auf,

sodaß es um eine große Lichtung herum etwa 8 bis 12 verschiedene Zwergenlager giebt. Mit ihren Speeren, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift bestrichen sind, töten sie Elefanten, Büffel und Antilopen; außerdem graben sie Gruben und bedecken sie in geschickter Weise mit leichten Stöcken und Blättern, worauf sie Erde streuen, um die unten drohende Gefahr den ahnungslosen Tieren zu verbergen. Sie stellen schuppenartige Bauwerke her, deren Dach an einer Ranke hängt, und breiten Nüsse oder reife Bananen darunter aus, um die Schimpansen und Paviane hineinzulocken, worauf bei der geringsten Bewegung die Falle zufällt, und die Tiere gefangen sind. Längs der Fährten der Zibethkatzen, Ichneumons und

Elefantenfalle der Wambutti.

kleinen Nagetiere stellen sie Bogenfallen auf, welche dieselben beim eiligen Durchschlüpfen festhalten und erdrosseln. Außer dem Fleisch des geschlachteten Wildes benutzen sie die Haut, um Schilde herzustellen, den Pelz und das Elfenbein; ferner fangen sie Vögel der Federn wegen, sammeln Honig im Walde, bereiten Gift, und verkaufen alles an die Eingebornen für Bananen, Tabak, Speere, Messer und Pfeile. Der Wald würde bald von Wild entblößt sein, wenn die Zwerge sich nicht auf schmale Gebiete um die Lichtungen beschränkten; sobald das Wild spärlich wird, sind sie daher gezwungen, nach andern Niederlassungen weiter zu ziehen.

Sie leisten übrigens den ackerbautreibenden Eingebornen nicht unwichtige Dienste. Sie sind vorzügliche Kundschafter und vermögen durch ihre bessere Kenntnis der Wirrsale des Waldes rasch Nachrichten von dem Herannahen von Fremden zu erhalten und ihren angesessenen Freunden Mitteilung davon zu machen. Sie sind alle gewissermaßen freiwillige Posten, welche die Lichtungen und Ansiedelungen bewachen. Jeder Pfad, gleichviel nach welcher Richtung er geht, führt durch ihr Lager; ihre Dörfer beherrschen jeden Kreuzweg. Gegen fremde Eingeborne, welche angriffslustig sind, würden sie sich mit ihren Balesse-Nachbarn vereinigen; und sie sind als Feinde keineswegs zu verachten. Denn ihre kleine, schmiegsame Gestalt, wie ihre bessere Weidmannskunst machen die Zwerge zu wertvollen Bundesgenossen. Das sehen die ackerbautreibenden Eingebornen auch sehr gut ein. Manchmal mögen sie allerdings wünschen, daß die kleinen Leute sich sonstwohin begeben möchten, da die Bevölkerung der nomadischen Gemeinden oft zahlreicher ist als diejenige der Niederlassung, und letztere für kleine und oft unzureichende Gegengaben an Pelzen und Fleisch den Zwergen freien Zutritt zu ihren Bananenhainen und Gärten lassen muß.

Die Zwerge stellen ihre Wohnungen, niedrige Bauwerke in Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen eiähnlichen Körpers mit einer Thür von 60—90 cm Höhe an jedem Ende, in einem Kreise auf, dessen Mittelpunkt für die Residenz des Häuptlings und seiner Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz reserviert ist. Etwa 100 m vor dem Lager befindet sich auf jedem Pfade ein Schilderhaus, das, gerade groß genug für zwei der kleinen Leute, auf den Weg hinausblickt.

Das Leben der Zwerge in ihren Walddörfern ähnelt demjenigen der ackerbautreibenden Balesse. Die Weiber verrichten alle Arbeit;

Zwergenlager, von einem Sansibariten belauscht. S. 102.

sie sammeln Brennholz und Lebensmittel, kochen und besorgen den Transport der Güter der Gemeinde, während die Männer jagen und kämpfen, rauchen und politisieren. Sie fertigen auch Fischnetze und Fallen für kleineres Wild an. Die Knaben müssen sich stets mit Bogen und Pfeil üben, doch sind ihre kleinen Pfeile nur mit abgestumpften Spitzen versehen; die Männer jedoch führen für Krieg und Jagd Pfeile mit sehr mannigfach gestalteten Spitzen, welche stets mit Gift bestrichen sind. Eins ihrer Gifte, aus einer Arum-Art hergestellt, sieht aus wie Pech; ein anderes hat die Farbe eines hellen Leimes; vielleicht wird es aus den roten Ameisen gewonnen. Im frischen Zustande in das Blut gebracht, rufen diese Gifte alsbald große Schwäche, Herzklopfen, Übelkeit, kalten Schweiß am ganzen Körper hervor und führen dann sehr schnell zum Tode. Ein Mann starb innerhalb einer Minute, nachdem er eine nadelstichähnliche Wunde empfangen hatte, ein anderer nach fünf Viertelstunden. Sind dagegen die Gifte nicht mehr ganz frisch, so verlangsamt sich die Wirkung; doch trat stets spätestens nach 4 Tagen der Tod des Verwundeten ein.

Auch bei Fort Bodo siedelte sich alsbald in etwa $1^1/_2$ km Entfernung eine Zwergenkolonie an; allein die stete Wachsamkeit, welche in dem Fort auch über die Anpflanzungen geübt wurde, verleidete ihr nach kurzer Zeit den Aufenthalt. Die Zwerge zogen sich daher in eine Entfernung von 26 km zurück, von wo sie aber doch mitunter bei dem Fort erschienen, um nachts dem reifenden Mais einen Besuch abzustatten.

Endlich war die Ernte eingebracht, und der Tag des Abmarsches da. Als Besatzung blieben unter Kapitän Nelsons Befehle alle diejenigen in dem Fort zurück, welche für die bevorstehenden Mühsale nicht hinlänglich kräftig zu sein schienen. Mit 126 Mann aber brach am 2. April der wieder genesene Stanley zum zweitenmal nach dem Njansa auf, um das über Emin Pascha liegende Dunkel zu lüften. Auch Parke schloß sich jetzt, seinem dringenden Wunsche entsprechend, der Expedition an.

In langsamem Marsche ging es vorwärts, um Stairs und den Wiederhergestellten von Avadori, wenn sie bald, wie Stanley erwartete, das Fort erreichten, die Möglichkeit zu gewähren, die Expedition noch einzuholen. Doch sollte diese Erwartung sich nicht erfüllen, da Stairs erst am 26. April wieder in Bodo eintraf. Auch der mühsame Transport des in seine Teile auseinander

genommenen „Advance“ durch den unwegsamen Urwald verlangsamte merklich den Marsch. Doch wurde schon am 8. April, da Stanley vom Berge Pisgah direkt durch die Landschaft Mande nach Osten vorwärts ging, der Ituri erreicht.

Die Eingebornen von Mande indessen, durch das Nahen der Karawane erschreckt, hatten sich schleunig auf das südliche Ufer des hier 140 m breiten Stromes zurückgezogen. Mit ihrer hellbraunen Hautfarbe, die sich scharf von dem dunkelgrünen Hintergrunde des Waldes abhob, glich die Schar der Mande-Krieger durchaus dem ockrigen Thon des Flußufers, auf dem sie stand. Durch Pfeilschüsse suchten die Krieger den Übergang der Fremdlinge über den Fluß zu verhindern: aber eine Salve trieb sie schnell in wilder Flucht von dannen; und auf dem Stahlboot überschritt die Karawane nach und nach den Strom.

Ein Marsch von $3^1/_2$ Stunde führte von der Übergangsstelle an die Grenze des Urwaldes. Ein jeder empfand die belebende Wirkung, welche nach dem beständigen Zwielichte des Waldes der helle Sonnenschein, der freie Ausblick, der blaue Himmel auf ihn ausübten, jedoch niemand heftiger als Parke, der, als er jetzt plötzlich aus dem Waldesdunkel, in welchem er 289 Tage zugebracht hatte, in das grüne, weite, helle Grasland hinaustrat, vor innerer Bewegung zitterte.

Der Pfad führte auf das Dorf Besse zu, welches zum Nachtlager ersehen war. Allein während die Expedition beschäftigt war, ihr Lager herzustellen, versuchten die Babesse durch das hohe Gras sich an die Eindringlinge heranzuschleichen. Ein lebhaftes Scharmützel entspann sich, welches zwar schnell mit der Flucht der Babesse endigte, aber doch der Expedition einen empfindlichen Verlust zufügte: Fetteh, der Mann von Unjoro, welcher bisher als Dolmetscher mit den Bewohnern des Graslandes gedient hatte, erhielt einen Pfeilschuß in den Bauch, der ihn unfähig machte, seines Amtes weiter zu walten. Zum Glücke indessen befand sich unter den Trägern der Expedition ein Mann aus Uganda, welcher im stande war, mit den Eingebornen sich zu verständigen. Durch ihn wurde denn auch das Einvernehmen mit den Eingebornen wieder hergestellt. Ein Mbesse betrachtete mit steigender Verwunderung, den Mund weit aufgesperrt, jetzt sich aus der Nähe die Europäer; endlich wandte er sich an den Mganda: „Ich glaub's schon, daß ihr Schwarzen auch Menschen seid wie wir; aber was ist's mit euren weißen Häuptlingen? Wo kommen sie her?“

Der Ausdruck der Einfalt war für den gewitzten Uganda-Mann zu verführerisch, als daß er hätte widerstehen können. „O", sagte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt, „die Gesichter der weißen Männer ändern sich mit der Geburt eines jeden Mondes; jetzt bei Neumond sind sie freilich weiß, wenn aber der Mond voll ist, so wird ihre Farbe so dunkel wie die unsrige. Denn du mußt wissen, daß sie ursprünglich von oben herabgekommen sind; darum sind sie anders als wir."

„Ja, wahrhaftig, so muß es wohl sein!" antwortete befriedigt der Schwarze.

Man würde indessen sehr irren, wenn man nach seiner Einfalt die Babesse überhaupt beurteilen wollte. Begreiflicherweise stieg dem Mganda die neu gewonnene Wichtigkeit etwas zu Kopfe. Er fuhr daher, als ein Mbesse versehentlich ihn etwas unsanft anstieß, hart den Ungeschickten an: „Einen solchen Narren wie dich giebt es sicherlich nirgends mehr."

„Ja, du bist es", antwortete mit harmlosem Lächeln der Gescholtene, „der allein die Weisheit besitzt."

„Du bist die Schlechtigkeit selbst!" gab geärgert der Mganda zurück.

„Ich kann das nicht leugnen; denn alle Vortrefflichkeit ist bei dir!" entgegnete demütig der andere — und hatte die Lacher alle auf seiner Seite.

Deutlich hob sich, als am Morgen der Marsch weiter ging, der stolze Masamboni-Pik am östlichen Horizonte ab. Gerade auf ihn zu querfeldein richtete die Karawane ihre Schritte; nach vier Tagen stand sie am Fuße der Masamboni-Kette, wo um Nsera Kum vor vier Monaten so blutige Kämpfe stattgefunden hatten. Wieder hatten sich die Eingebornen auf die Berghöhen zurückgezogen, aber nirgends erhob sich Drohung und Kriegsgeschrei. Der redefertige Mann aus Uganda wurde daher ihnen entgegengesandt mit der Versicherung, daß die Karawane nichts weiter als einen Rastplatz für die Nacht suche, um am andern Morgen in Frieden ihren Weg fortzusetzen. Wirklich erreichte er, daß eine Anzahl von Männern in das Lager herabkam: sie entschuldigten sich wegen ihrer früheren Feindseligkeit: sie hätten die Expedition für Warasura, Soldaten des Königs Kabba-Rega von Unjoro, gehalten, welche mitunter über den großen Njansa herüberkämen, das Land verwüsteten und das Vieh forttrieben.

„O nein!“ erwiderte ihnen mit einem Ausdrucke von Überlegenheit der Mganda. „Seht, wir sind reich: wir brauchen euer Vieh nicht. Wir suchen nur nach einem weißen Häuptlinge, der vor Jahren irgendwo in der Nähe des Njansa von Unjoro gewesen sein soll. Habt denn nicht auch ihr von einem solchen Manne gehört?“

„Ja wohl!“ antworteten die Männer von Undussuma eifrig. „Ungefähr zwei Monde, nachdem ihr, vom Njansa zurückkehrend, hier vorbeigezogen waret, kam ein weißer Mann mit Namen Malleju („der Bärtige“) in einem großen Kanoe ganz aus Eisen nach Katonsa. In der Mitte desselben stand ein großer schwarzer Baum, aus welchem Rauch und Feuerfunken hervorkamen, und es waren viele fremde Leute an Bord, und es liefen Ziegen wie auf dem Dorfmarkt einher und waren Hühner in mit Stangen verschlossenen Kisten, und wir hörten auch die Hähne ebenso fröhlich krähen wie zwischen unsern Hirsefeldern. Malleju fragte mit tiefer, tiefer Stimme nach dir, seinem Bruder. Was Katonsa gesagt hat, wissen wir nicht, doch fuhr Malleju wieder fort mit seinem großen eisernen Kanoe, das so viel Rauch in die Luft steigen ließ, als wenn es in Brand stünde. Zweifelt nicht, ihr werdet ihn bald finden. Masamboni soll seine Läufer nach dem See schicken, und Katonsa wird morgen Abend die Ankunft von Mallejus Bruder erfahren.“

Es war kein Zweifel: Malleju konnte niemand anders als Emin Pascha sein!

Wirklich hatte Emin in Msua auf das Nahen Stanleys gewartet; vorsichtig hatte er diesen Ort in der Mitte des Westufers des Njansa gewählt, um, da es ganz unsicher war, wo Stanley den See erreichen würde, auf das schnellste Nachricht empfangen und, sei es nordwärts, sei es südwärts, ihm die Hand reichen zu können. Hätte also Stanley, statt mit den Erkundigungen in Katonsa und bei der Insel Kasenja sich zu begnügen und nach zwei Tagen schon den Rückmarsch anzutreten, seinen Marsch weiter nordwärts fortgesetzt, so würde er bald von Emin gehört haben, und viel Not, Kampf und Mühsal wäre ihm und seinen Leuten erspart geblieben. Denn auch das Gerücht von Stanleys Ankunft am See hatte bald genug sich bis nach Msua verbreitet und Emin veranlaßt, eine Rekognoszierungsfahrt an der ganzen Westküste entlang zu unternehmen, ob er irgendwo eine Nachricht oder ein Schreiben von Stanley vorfände: allein ein solches hatte Stanley nirgends hinterlassen.

Die lange gesuchte Spur — jetzt also hatte Stanley sie auf-

gefunden! Um so wichtiger erschien es ihm, da ja jetzt feststand, daß auch Stairs und Barttelot die gleiche Straße zu ziehen haben würden, die mit den eingebornen Häuptlingen angeknüpften Beziehungen zu befestigen und zu zuverlässiger Freundschaft zu gestalten.

Masamboni, der mächtigste Häuptling von Undussuma, hatte die Neigung, mit einem Schimmer von Erhabenheit sich zu umgeben. In aller Frühe erschien er mit stattlichem Gefolge vor dem Boma des Lagers der Expedition. Mit größter Höflichkeit wurde er, während die Elfenbeinhörner sanfte Weisen ertönen ließen, zu einem Baum in der Mitte des Lagers geleitet, unter welchem Matten für ihn ausgebreitet waren. Ohne weder mit einem Worte noch mit einem Lächeln für den Empfang zu danken, ließ der Häuptling sich nieder; leise flüsterte er seinen Unterhäuptlingen einige Worte zu, welche diese mit aller Kraft ihrer sehr gesunden Lungen in die Versammlung ausschrien.

Sollten in dieser Weise die Verhandlungen geführt werden? „Weisheit, meine Freunde", wandte sich Stanley an die Häuptlinge, „Weisheit ist kostbar: weshalb soll die ganze Herde die Worte der Weisen hören?"

„Das ist wahr", antwortete ihm ein weißbärtiger Alter, welcher in besonders hohem Ansehen bei seinem Volke zu stehen schien; und berichtete nun mit vielen Worten von der Unruhe, welche das Herannahen der Karawane im Dezember bei ihnen hervorgerufen, von den hastigen Beratungen, welche sie gehalten, von dem ungestümen Drängen der jungen Krieger, welche schließlich die Alten überstimmt hätten. Dann erzählte er, daß sie aus dem baldigen Rückzuge der Karawane vom Njansa erkannt hätten, daß dieselbe nicht aus Warasura bestehen könne; und nun jetzt vollends Malleju, der weiße Häuptling in dem Eisenkanoe, nach Bula-Matari, seinem Bruder, ausgeschaut, sähe er wohl, daß die Wandussuma von Anfang an sich geirrt hätten. „Aber jetzt", schloß der Alte, „sitzt Masamboni als Bruder an der Seite des weißen Häuptlings; laßt uns sehen, wie das Blut sich vermischt, und es soll nie wieder eine Wolke zwischen uns kommen, solange ihr im Lande seid. Was Masamboni gehört, ist dein, seine Krieger, Frauen, Kinder, das Land und alles, was darauf steht, gehören dir. Habe ich gut gesprochen, ihr Krieger?"

„Du hast gut und wahr gesprochen!" riefen alle.

„Soll Masamboni ein Sohn Bula-Mataris sein?"

„Ja!"

„Soll wahrer Frieden zwischen uns und den Fremden sein?"

„Ja!" ertönte der Ruf der Menge.

Nun ergriffen Masamboni und Jephson, der sich freiwillig zu dem Opfer bereit erklärt hatte, sich gegenseitig kreuzweise über den gekreuzten Knien bei der rechten Hand und schlossen Blutsbrüderschaft mit einander; denn Jephson galt den Eingebornen als Sohn Stanleys. Und einer aus dem Gefolge des Oberhäuptlings festigte, drohend eine Zauberkalabasse nach allen Himmelsgegenden schüttelnd, durch furchtbare Verwünschungen den eben geschlossenen Bund:

„Verflucht, wer sein beschworenes Gelübde bricht!

„Verflucht, wer im Geheimen Haß nährt!

„Verflucht, wer seinem Freunde den Rücken wendet!

„Verflucht, wer am Tage des Krieges seinen Bruder verleugnet!

„Verflucht, wer seinem Freunde, dessen Blut mit seinem eigenen eins geworden ist, Böses rät!

„Möge die Natter ihn auf seinem Pfade erwarten, und der Löwe ihm auf dem Wege begegnen; möge der Leopard in der Nacht sein Haus belagern und sein Weib ergreifen, wenn es Wasser vom Brunnen holt; möge der Pfeil mit seinen Widerhaken ihm in die Eingeweide dringen, und der scharfe Speer sich in seinem Leibe färben; möge Krankheit seine Kräfte verzehren und seine Zeit durch Leiden verkürzt werden!" Und wieder wurde die Zauberkalabasse mit fürchterlicher Feierlichkeit gegen die Berge und das Thal, gegen den Kopf Masambonis, gegen das von Ehrfurcht erfüllte Gefolge ringsum, gegen Jephson und die Wangwana geschüttelt.

Leicht mochte der Unbefangene erkennen, daß die Erkenntnis, Stanley sei der „Bruder" des bärtigen Häuptlings mit dem Eisenkanoe, ihm in den Augen der Eingebornen einen gewissen respektheischenden Schimmer verlieh. Auch Gavira, der Häuptling der Ost-Bavira, unlängst noch der Karawane so feindselig gesonnen, und der tapfere Häuptling Komubi, welcher die Expedition den steilen Paßweg hinab verfolgt und nachts in ihrem Lager hatte überfallen wollen, erschienen jetzt freiwillig in Undussuma, um Freundschaft mit Bula-Matari zu schließen; selbst bis nach Kavalli, über Bavira hinaus, drang schnell das Gerücht.

Wie freundlich gestaltete sich daher jetzt der Weitermarsch der Karawane! „Bruder" Masamboni gab ihr 12 Führer mit; mit 50 Kriegern geleitete Gavira sie nach seinem Dorfe, und eine ganze Zahl Wandussuma gingen eine Strecke Weges freiwillig mit, um

ihren neuen Freunden die Lasten tragen zu helfen. Fast zu einem Triumphzuge gestaltete sich der Marsch zu den Bavira. Mpinga, der Häuptling — Gavira war eigentlich nur sein Erbtitel —, ein kleiner, fröhlicher, redseliger Mann, drang darauf, daß Stanley ebenso lange wie bei den Wandussuma auch bei den Bavira bliebe.

Hier in der Landschaft Usansa mischten sich zwei völlig verschiedene Stämme. Die ackerbautreibenden Bavira gleichen durchaus in dem festen Körperbau und der dunklen Hautfarbe den andern Bewohnern des Graslandes. Auf den ersten Blick unterscheiden sich von ihnen die Wahuma, welche feine Züge, ein scharf geschnittenes Profil und eine atlasweiche Haut besitzen. Sie sind nußbraun, mitunter auch tiefdunkelbraun; die reinsten der Rasse gleichen jedoch an Farbe altem Elfenbein. Aus Unjoro eingewandert, beschäftigen sie sich nur mit Rindviehzucht; sie leben wohl unter den Bavira, aber nicht in deren Dörfern, verschwägern sich niemals mit ihnen, sondern tauschen von ihnen nur gegen Milch und Vieh Getreide und Gemüse ein. Stolz in ihrem ganzen Auftreten, sehen sie mit Verachtung auf die Bavira hinab. „Sie nennen uns Bauern", klagte ein Bavira-Häuptling, „und verspotten die nüchterne Regelmäßigkeit, in welcher wir, den dunklen Boden bebauend, unser Leben in ehrlicher Arbeit verbringen. Sie selbst schweifen mit ihren Herden umher und kennen keine Liebe zur Heimat; sobald ihnen Mangel an Weide entsteht, bauen sie ihr Haus an einem anderen Orte."

Der vornehmste Häuptling der Wahuma war Mbiassi, der über Kavalli nördlich von den Bavira bis hinab zum Ufer des Njansa gebot. Von ihm erschienen, während die Expedition bei den Bavira behaglich rastete, zwei Boten bei Stanley mit der Meldung, ihr Häuptling besäße ein in dunkles Zeug eingehülltes kleines Paket, welches ihm der Häuptling von Njamsassi am Njansa übergeben, der es von Malleju, dem weißen Häuptlinge mit dem Rauchboote, erhalten habe; bestimmt aber sei es für Bula-Matari, den andern weißen Häuptling.

Also eine Meldung von Emin Pascha!

Von zahllosen Bavira geführt und geleitet, die es als eine Ehre ansahen, an Stelle der Wangwana die Traglasten zu tragen, zog demnach Stanley am andern Tage nach Kavalli. In wenig Stunden war das freundliche Weideland erreicht, und Mbiassi, ein junger Mann von hoher, schlanker Gestalt, mit sehr gemessenem Benehmen, erschien, um der Karawane den Platz anzuweisen, wo sie ihr Lager

aufschlagen könnte. Sofort fragte ihn Stanley nach dem Pakete Mallejus: mit einer gewissen Feierlichkeit zog der Häuptling es hervor und überreichte es dem Ungeduldigen.

Es war ein Brief Emin Paschas, in dunkles Wachstuch eingeschlagen:

Geehrter Herr!

Da das Gerücht verbreitet ist, daß Weiße irgendwo im Süden dieses Sees erschienen seien, bin ich hierher gekommen, um Nachrichten einzuziehen. Eine Reise nach dem entferntesten Ende des Sees, das ich mit dem Dampfer erreichen konnte, ist vergeblich gewesen, da die Bevölkerung in großer Furcht vor den Leuten Kabba-Regas ist und ihre Häuptlinge angewiesen sind, alles zu verheimlichen, was sie irgendwie wissen.

Heute ist aber von dem Häuptling Mpigua in Njamsassi ein Mann eingetroffen, welcher mir berichtet, eine Frau des genannten Häuptlings habe Sie in ihrem Geburtsorte Unduffuma gesehen, und der Häuptling habe sich freiwillig bereit erklärt, Ihnen ein Schreiben von mir zu übersenden. Ich schicke daher einen unserer Verbündeten, den Häuptling Mogo, mit dem Boten zu dem Häuptling Mpigua und lasse ihn bitten, Mogo und diesen Brief, sowie ein arabisches Schreiben an Sie zu senden oder Mogo zurückzubehalten und den Brief allein abzuschicken.

Haben Sie die Güte und bleiben Sie wo Sie sind, wenn dieses Schreiben Sie erreicht, und teilen Sie mir brieflich oder durch einen Ihrer Leute Ihre Wünsche mit. Ich könnte leicht zu dem Häuptling Mpigua kommen und mein Dampfer und meine Boote würden Sie hierher bringen. Bei der Ankunft Ihres Briefes oder Ihres Boten werde ich sofort nach Njamsassi aufbrechen, und von dort könnten wir unsere weitern Pläne verabreden.

Hüten Sie sich vor den Leuten Kabba-Regas! Er hat Kapitän Casati fortgejagt.

Betrachten Sie mich, geehrter Herr, als Ihren ganz ergebenen

Dr. Emin.

Tunguru (Albert-See), 25.3. 88, 8 Uhr abends.

In lauten Freudenrufen gaben die wackeren Sansibariten, als Stanley ihnen den Brief übersetzte, ihre Befriedigung kund; auch die Wahuma teilten sichtlich die allgemeine Freude. Wie viel hatte Stanley Emin mitzuteilen! Auf der Stelle entwarf er ein ausführliches Antwortschreiben und sandte es durch Jephson nach Mfua an den Pascha. Hier ist es:

18. April 1888.

Geehrter Herr!

Ihr Schreiben wurde mir vorgestern von dem Häuptling Mbiassi aus Kavalli (auf dem Plateau) ausgehändigt und hat uns allen große Freude bereitet.

Von Sansibar aus hatte ich Ihnen durch nach Uganda gehende Träger ein langes Schreiben gesandt, welches Ihnen von meiner Mission und meinen Absichten Mitteilung machte. Für den Fall, daß Sie dasselbe nicht erhalten

haben sollten, wiederhole ich hier in Kürze seinen Hauptinhalt. Es benachrichtigte Sie zunächst, daß ich gemäß der vom Entsatz-Comité in London erhaltenen Instruktionen eine Expedition zu Ihrem Entsatze befehlige. Die eine Hälfte der erforderlichen Mittel war von der ägyptischen Regierung, die andere von einigen Ihrer Freunde in England gezeichnet worden.

Dies Schreiben teilte Ihnen auch mit, daß die Instruktionen der ägyptischen Regierung dahin lauteten, Sie aus Afrika zu geleiten, wenn Sie dasselbe zu verlassen wünschten; wenn nicht, sollte ich diejenige Munition, welche wir für Sie mitgebracht hatten, zurücklassen, und Sie und Ihre Leute sollten sich als nicht mehr in ägyptischen Diensten befindlich betrachten und Ihr Gehalt nach Ankündigung Ihres Entschlusses aufhören. Waren Sie gewillt, Afrika zu verlassen, so sollte Ihr Gehalt, sowie dasjenige Ihrer Offiziere und Mannschaften fortgezahlt werden, bis Sie in Ägypten gelandet seien.

Es benachrichtigte Sie ferner, daß Sie vom Bey zum Pascha befördert worden seien.

Es teilte Ihnen auch mit, daß ich wegen der Feindseligkeit Ugandas und aus politischen Gründen mich Ihnen über den Kongo nähern und Kavalli zu meinem Zielpunkte machen würde.

Aus der vollständigen Unkenntnis der Eingebornen von Kavalli über Sie und da sie nur von dem Besuche Masons wissen, der vor zehn Jahren stattgefunden hat, schließe ich, daß Sie mein Schreiben nicht erhalten haben.

Ich traf nach einigen verzweifelten Kämpfen zuerst am 14. Dezember hier ein. Wir blieben zwei Tage in der Nähe von Kavalli am See und fragten jeden Eingebornen, dem wir nahe kommen konnten, ob er etwas von Ihnen wisse, erhielten aber stets eine verneinende Antwort. Da wir unser Boot einen Monatsmarsch hinter uns zurückgelassen hatten, und weder durch ehrlichen Kauf noch mit Gewalt ein Kanoe bekommen konnten, so beschlossen wir umzukehren, unser Boot zu holen und nach dem Njansa zu transportieren. Das haben wir gethan und inzwischen auch 15 Tagemärsche von hier ein kleines Fort gebaut, um die Waren, welche wir nicht tragen konnten, dort zu lagern, und sind dann mit dem Boot zum zweitenmal hierher marschiert, um Ihnen zum Entsatz zu verhelfen. Diesmal haben die gewaltthätigsten Eingebornen uns mit offenen Armen empfangen und uns zu Hunderten auf dem Wege begleitet. Das Land ist jetzt von Njamsassi bis nach unserm Fort für einen friedlichen Marsch offen.

Ich warte jetzt in Njamsassi auf Ihre Entscheidung. Da es auf der Njansa-Ebene schwer hält, für unsere Leute Proviant zu erlangen, werden wir hoffentlich nicht lange darauf warten müssen. Auf dem Plateau über uns herrscht Überfluß an Lebensmitteln und Vieh, aber auf der an den Njansa grenzenden untern Ebene sind die Leute meist Fischer.

Wenn dieses Schreiben Sie erreicht, ehe Sie Ihren Aufenthaltsort verlassen, würde ich Ihnen raten, mit Ihrem Dampfer und den Booten genügend Proviant mitzubringen, um uns während der Zeit zu erhalten, die wir auf Ihre Abreise warten, etwa 6000—7000 kg Getreide, Hirse oder Mais u. dgl., was Sie, wenn Ihr Dampfer einige Tragfähigkeit besitzt, leicht befördern können.

Sind Sie bereits entschlossen, Afrika zu verlassen, so möchte ich Ihnen vorschlagen, alle Ihre Rinder und alle Eingebornen mitzubringen, die Ihnen zu folgen gewillt sind. Nubar Pascha hoffte, daß Sie alle Ihre Makraka mit-

bringen und, wenn es Ihnen möglich ist, keinen einzigen zurücklassen würden, da er sie alle im Dienst behalten möchte.

Die Schreiben des Kriegsministeriums und Nubar Paschas, welche ich Ihnen überbringe, werden Sie vollständig über die Absichten der ägyptischen Regierung unterrichten, und es wäre daher vielleicht besser, den Empfang der Schreiben abzuwarten, bevor Sie irgendwelche Schritte thun. Ich setze Sie einfach nur kurz von den Absichten der Regierung in Kenntnis, damit Sie sich die Sache überlegen können und einen Entschluß zu fassen vermögen.

Wie ich höre, haben Sie eine große Menge von Rindern bei sich; drei oder vier Milchkühe würden uns sehr angenehm sein, wenn Sie dieselben mit Ihrem Dampfer und den Booten befördern können.

Ich habe eine Anzahl Briefe, einige Bücher und Karten für Sie, sowie ein Paket für Kapitän Casati, fürchte aber, sie Ihnen mit meinem Boote zu senden, weil Sie vielleicht infolge des durch die Eingebornen verbreiteten Gerüchts von unserer Ankunft schon von Ihrem Aufenthaltsort aufgebrochen sein und die Briefe Sie dann verfehlen könnten; außerdem weiß ich nicht gewiß, ob das Boot Sie erreichen wird, und behalte die Sendung daher, bis ich Gewißheit habe, daß sie Ihnen sicher ausgehändigt werden kann.

Während wir auf Ihr Erscheinen in Njamsassi warten, werden wir weit und breit umher fouragieren müssen, doch können Sie sich darauf verlassen, daß wir uns bemühen werden zu bleiben, bis wir Sie sehen werden.

Alle bei mir Befindlichen senden Ihnen die besten Wünsche und danken Gott, daß Sie sicher und wohl sind.

Betrachten Sie mich, geehrter Pascha, als Ihren ergebensten Diener

Henry M. Stanley,
Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

An Se. Excellenz Emin Pascha,
Gouverneur der Äquatorialprovinzen ꝛc. ꝛc.

Nachdem das Stahlboot unter vielen Mühen von Kavalli den steilen Abfall des Hochlandes hinunter zu dem See geschafft war, stieg auch Stanley nach siebentägigem Aufenthalte in Kavalli von der 1493 m über dem Meere liegenden Hochfläche zu dem See hinab; Mbiassi mit zahlreicher Mannschaft geleitete ihn. In der Seeebene angelangt, erhielt er ein Schreiben von Jephson, der da meldete, daß er wohlbehalten in Mjua angelangt wäre, und daß Schukri Aga, der Kommandant des Platzes, unverzüglich Boten an Emin Pascha abgesandt hätte, um diesen von dem Eintreffen der Entsatz-Expedition am Albert-See zu benachrichtigen.

Jeden Tag konnte also nunmehr Stanley die Ankunft Emin Paschas erwarten! Er befand sich auf dem Marsche von dem Dorfe Badjua nach Njamsassi am Albert-See, wohin ja Emin in seinem Briefe in Aussicht gestellt hatte zu kommen. Da sah er, den See musternd — es war am 29. April nachmittags um $4^1/_2$ Uhr —,

Zusammentreffen Emin Paschas mit Stanley am Ufer des Albert-Ujansa. S. 113.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

am nordöstlichen Horizonte der Wasserfläche einen dunklen Gegenstand auftauchen. War es ein Kanoe der Eingebornen? Oder vielleicht das von Msua zurückkehrende Stahlboot? Ein Blick indessen durch den Feldstecher machte klar, daß es ein viel größeres Fahrzeug wäre; und im nächsten Augenblicke verriet auch das Aufsteigen einer dunklen Rauchwolke den Dampfer. Allmählich vermochte man auch zu erkennen, daß das Schiff mehrere Boote im Schlepptau hatte. Rasch näherte es sich dann dem Ufer und ließ um $6^1/_2$ Uhr in der kleinen Bai von Njamsassi dicht unter Land den Anker fallen.

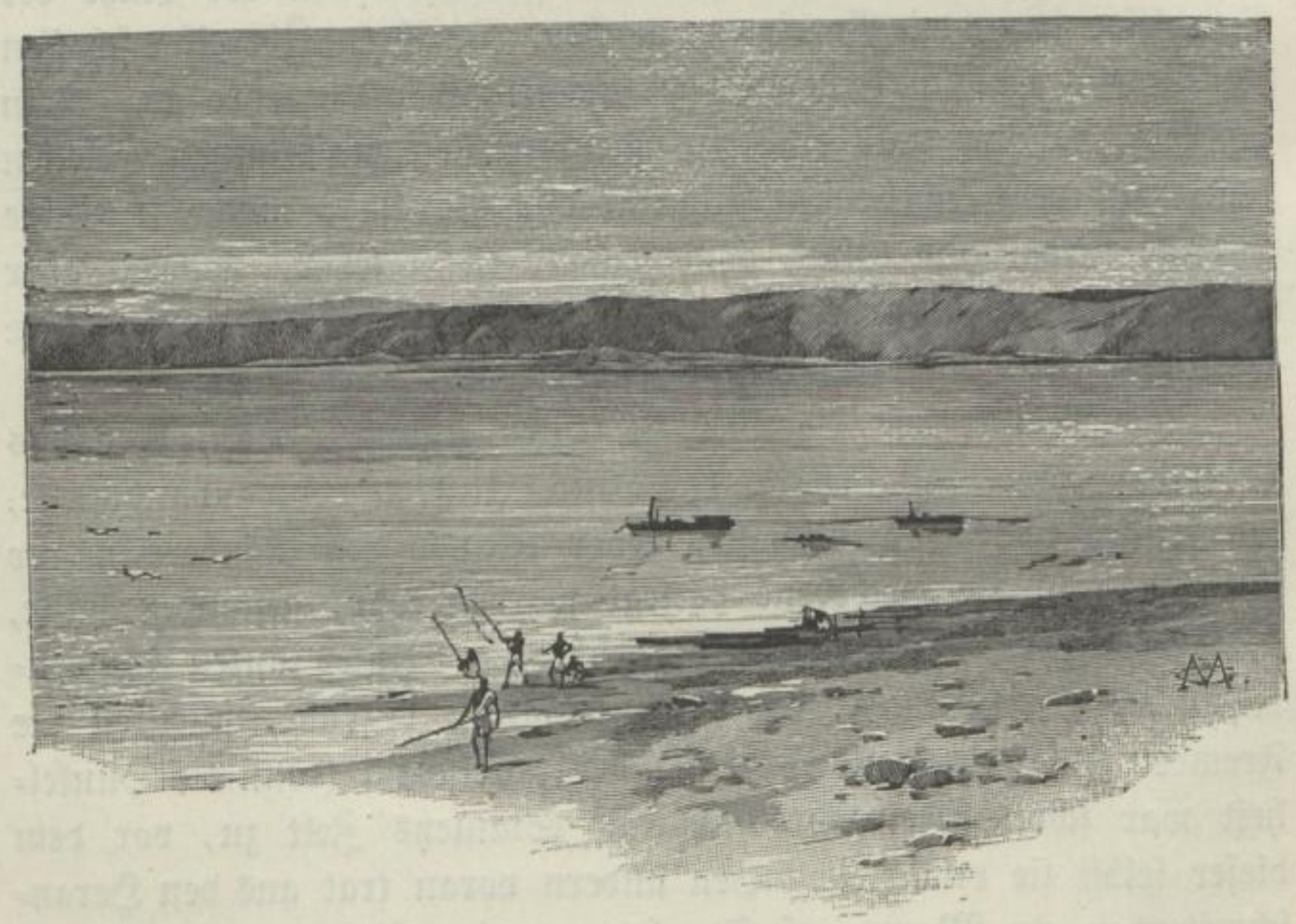
Stanleys Karawane war noch mehrere Kilometer zurück. Natürlich konnte man von dem Schiffe aus sie nicht wahrnehmen. Er schickte daher einige flinkfüßige Burschen an dem Strande entlang, um den an Bord des Dampfers Befindlichen von der Nähe der Expedition irgendwie Anzeige zu machen. In ihrem Übereifer schossen die Boten, um sich bemerklich zu machen, ihre Gewehre ab. Kein Wunder, daß die wild einherspringenden, nackten, braunen Gesellen denen auf dem Schiffe den Eindruck von Warasura machten: einige Schüsse fielen, zum Glück, ohne jemand zu verletzen. Schnell aber klärte dann die Mannschaft des „Advance" auf dem Dampfer, ihre Genossen beim Näherkommen erkennend, den Irrtum auf.

Sobald nur der Dampfer zu Anker gegangen war, trug das Stahlboot seine Insassen an das Land. Unfern der Landungsstelle, wo früher das Dorf Kavalli, bevor es vor den Räubereien der Wanjoro auf die Hochebene verlegt worden war, gestanden hatte, hatte die Expedition ihr Lager aufgeschlagen. Unter lauten Freudenrufen der Sansibariten, durch Flintensalven begrüßt, schritten die Fremden unter Jephsons Führung bei Fackelschein (denn die Dunkelheit war schon hereingebrochen) auf Stanleys Zelt zu, vor dem dieser selbst sie erwartete. Den andern voran trat aus den Heranschreitenden ein Mann auf Stanley zu, eine Gestalt von mittlerer Größe und schmächtigem Bau, gekleidet in einen schneeweißen Anzug, einen roten Fes auf dem Kopfe. Das schmale Gesicht von südländischem Schnitte umrahmte ein dunkler, grau sich mischender Bart. Eine Brille trug sehr dazu bei, daß der Gesamteindruck mehr der eines Gelehrten, als etwa, wie man erwarten mochte, der eines Soldaten war. Das war Malleju, der Bärtige. Stanley die Hand bietend, sagte er: „Ich bin Ihnen viel tausend Dank schuldig, Herr Stanley, und weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen denselben aussprechen soll."

„Ah, Sie sind Emin Pascha!“ erwiderte Stanley mit einem Tone der Überraschung. „Erwähnen Sie des Dankes nicht, sondern treten Sie ein und setzen Sie sich. Es ist hier draußen so dunkel, daß wir uns gegenseitig nicht sehen können.“

Mit Emin war auch Kapitän Casati gekommen, dessen Züge, obgleich er noch jünger an Jahren war, doch die Strapazen und Mühsale schon tief gefurcht hatten.

Am Eingange des Zeltes saßen Emin und Stanley, von einem Windlichte beleuchtet; in dem Champagner, den Stanley von Leopoldville mitgebracht hatte, feierten sie die endlich glücklich gelungene Zusammenkunft. Zurückblickend und vorausschauend, fesselte bis in die Nacht hinein sie das ernste Gespräch.



Die Dampfer „Khedive“ und „Nyanza“ auf dem Albert-See.

Siebentes Kapitel.

Emin Pascha.

Eduard Schnitzer. — Emin Effendi. — Ismaels Eroberungen. — Gordon, „der Chinese“. — Siber und Soliman Siber. — Die „türkische“ Herrschaft. — Emins Verwaltung. — Emins Erfolge. — Mohammed Ahmed. — Der Mahdi. — Aufstand der Dinka. — Die Schlacht bei Kaschgil. — Englands Haltung. — Der Brief des Emir. — Emins Lage. — Abwehr der Mahdisten. — „Unsere Länder aufgeben?“ — Casati. — Kabba-Regas Furcht.

Wer war denn aber Emin Pascha?

Eduard Schnitzer war am 28. März 1840 in Oppeln geboren. Sein Vater betrieb in der kleinen schlesischen Stadt ein kaufmännisches Geschäft, verlegte aber bald seinen Wohnsitz nach Neisse, wo er indessen schon 1845 starb. Unter der treuen Hut der Mutter wuchs der Knabe heran, dessen Neigung schon in jungen Jahren ganz ausgesprochen auf die Naturwissenschaften gerichtet war; Schmetterlinge, Käfer, Pflanzen, Steine brachte er zu großen Sammlungen zusammen. Dem entsprach es denn auch, daß er, als er 1858 die Universität Breslau bezog, sich dem Studium der Medizin zuwandte. Vertraute Freundschaft verband den jungen Studenten mit mehreren gleichstrebenden Genossen, wie Long und von Üchtritz. Im Jahre 1863 finden wir ihn in Berlin seine Studien fortsetzen; 1864 wurde er hier zum Doktor der Medizin promoviert.

Allein ein gewisser ideal-phantastischer Zug seines Wesens bestimmte den jungen Arzt, nicht in der hergebrachten Weise mit seinen Kenntnissen in der Heimat der leidenden Menschheit zu dienen; ihn lockte der geheimnisvolle Orient, den die Phantasie mit märchenhaftem Reize zu umspinnen liebt. Er ging nach der Türkei. In dem albanesischen Skutari wurde er durch die Gunst des Zufalls dem damaligen Vali Muschir Divitdschi Ismael Hakki Pascha bekannt; er gewann dessen Interesse in so hohem Grade, daß der

Pascha, welcher in amtlicher Stellung die Provinzen des türkischen Reiches zu bereisen hatte, den jungen Doktor in sein Gefolge aufnahm. Auf diese Weise lernte Schnitzer Armenien, Syrien und Arabien kennen, benutzte die Gelegenheit, mit dem ihm angeborenen Sprachtalente außer den wichtigsten europäischen Kultursprachen auch Türkisch, Persisch und Arabisch zu lernen, und lebte sich so in die orientalischen Sitten ein, daß nicht leicht jemand in dem jungen Emin Effendi Hakim — der „getreue Arzt", wie er sich nannte — den Westeuropäer vermutete. Natürlich war ihm diese Orientalisierung nur äußeres Gewand; Moslem ist er nicht geworden, sondern blieb unverbrüchlich dem Bekenntnisse seiner Eltern, welche beide evangelische Christen waren, treu. Schließlich gelangte Emin Effendi auch nach Konstantinopel, wo indes der ihm so wohlgesinnte Pascha 1873 starb.

1875 finden wir Emin in Neisse. Der Wunsch, nach elfjähriger Trennung seine greise Mutter und seine Angehörigen wiederzusehen, hatte ihn heimgeführt. Aber der dunkle Drang seines Herzens führte ihn alsbald in den Orient zurück: schon im September reiste er auf dem geradesten Wege nach Ägypten und trat mit dem Beginne des nächsten Jahres in die Dienste des Khedive Ismail: er wurde als Regierungsarzt dem Mudir von Hat-el-Estiwa, der am oberen Nil gelegenen Äquatorialprovinz, Gordon Pascha, zugeteilt.

Mit rastlosem Eifer widmete sich jetzt Emin der Regelung des Sanitätswesens in der weit ausgedehnten Provinz, deren Mittelpunkt die Station Ladó (5 ° n. Br.) am Bahr-el-Dschebel, dem Ausflusse des Albert-Njansa, war. Dabei war er auch als Diplomat thätig; zwei Missionen zu Mtesa, dem Herrscher von Uganda, und zu Kabba-Rega, dem Könige von Unjoro, führte er zur vollsten Zufriedenheit seines Mudir durch, der den zuverlässigen, geschickten und unermüdlich thätigen Mann schnell schätzen lernte.

Am Ende des Jahres verließ Gordon die Äquatorialprovinz; sein Nachfolger in der Mudirieh wurde der Major Prout, ein Amerikaner, der als Generalstabsoffizier in der ägyptischen Armee diente. Doch nur wenige Monate blieb dieser in der schwierigen und verantwortungsvollen Stellung. Seine Gesundheit nötigte ihn zum Rücktritt, ebenso wie seinen Nachfolger Oberst Mason. Es wurde daher mit einem ägyptischen Mudir der Versuch gemacht. Doch erwies sich dieser so unfähig, daß er alsbald ersetzt werden mußte, sollte die Provinz nicht völliger Zerrüttung verfallen. Wer

war dazu geeigneter als Emin? Gordon Pascha, der 1877 zum Hokumdar des ganzen ägyptischen Sudan (Sennar, Kordofan, Dar-Fur, Harar, Bahr-el-Ghasal, Hat-el-Estiwa) erhoben war, ernannte Emin, den erprobten, im März 1878 zum Befehlshaber von Ladó, und schon im Juli erhielt Emin die Bestallung als Mudir von Hat-

Emin Pascha.

el-Estiwa; ein Jahr später verlieh auch der Khedive ihm den Rang eines Bey. Ein Feld war ihm damit gegeben, seine Fürsorge, Umsicht und Thatkraft zum besten vieler Tausende zu bewähren.

Das Gebiet, über welches Gordon Pascha als Hokumdar gebot, kam an Ausdehnung dem Deutschen Reiche mit Österreich und Frankreich gleich. Seine Eroberung hatte das kleine Ägypten, am Nil aufwärts schreitend, erst unter Mehemet Ali begonnen. Damals

wurde als militärische Station am Zusammenflusse der beiden Nilquellflüsse Chartum angelegt, und als fernster Punkt galt die Station Gondokoro. Nun brachten aber die Entdecker der Nilquellen, Speke und Grant, ein Menschenalter später die Kunde von der Fruchtbarkeit und dichten Bevölkerung der weiter südwärts gelegenen Landschaften, und Mehemet Alis Enkel, der unternehmende Ismael, welcher 1863 den Pharaonenthron bestieg, faßte alsbald den Gedanken der Fortsetzung der Eroberungen seines Großvaters. Die Beendigung des nordamerikanischen Bürgerkrieges führte zugleich eine Menge von Offizieren der besiegten Südstaaten nach Ägypten, welche die Durchführung der Eroberung des oberen Nillandes sehr zu erleichtern schien. Dazu kam, daß die Schilderungen, welche die Nilquellenentdecker und dann auch der große deutsche Forscher Schweinfurth, welcher bis zu den Monbuttu vorgedrungen war, von dem Treiben der Sklaven- und Elfenbeinhändler am oberen Nil entwarfen, jedes menschlich fühlende Herz aufregten. Getragen, ja fast gedrängt von der öffentlichen Meinung Europas entsandte daher Ismael eine mit Kanonen und Bajonetten wohl ausgestattete Expedition an den oberen Nil. Ihr Führer war der Engländer Samuel Baker, der Entdecker des Albert-Njansa. Von 1870—73 unterwarf er der ägyptischen Herrschaft das sudanische Land bis an den Somerset-Nil, welcher von Osten her in die Nordecke des Albert-Njansa einmündet. Die Eroberung des Hochlandes von Unjoro indessen wollte ihm nicht gelingen, und zur Organisierung des weiten eroberten Gebietes erwies er sich als nicht geeignet.

Im Gebäude der englischen Botschaft in Konstantinopel begegnete Nubar Pascha, der erste Minister des Khedive — es war im September 1872 — auf der Treppe dem Obersten Gordon, der damals als Vertreter Englands der Donau-Regulierungs-Kommission zugeteilt war. Man nannte ihn den „Chinesen" Gordon, weil er mit seinem Regimente sehr wesentlich bei Nanking zur Niederwerfung des Aufstandes der Taiping beigetragen hatte. Der Pascha fragte ihn, ob er nicht jemand wüßte, den man an Bakers Stelle setzen könne. Sich selbst schlug der Oberst dazu vor: am 13. April 1873 traf er in Gondokoro ein.

Die Hauptsorge Gordons, während er Mudir dieser jüngst gewonnenen Äquatorialprovinz war, bestand darin, am Nil eine ununterbrochene Folge befestigter Stationen anzulegen, durch welche erst die ägyptische Herrschaft über den Strom von Chartum bis zum

Albert-See, eine Strecke von 3030 km, gesichert und eine Verhinderung des Sklavenhandels wenigstens auf dem wichtigsten, dem Wasserwege, möglich wurde. Er ließ auch zwei Dampfer aus Europa kommen, um den Stromverkehr beständig überwachen zu können.

Ohne daß es großer Anstrengungen bedurfte, wurde auch kurz darauf der Westen des oberen Nilgebietes, Dar-Fur und die Landschaft Bahr-el-Ghasal, gewonnen. Ein Nubier, der sich vom Landsknecht allmählich zu einem mächtigen Sklavenhändler emporgearbeitet hatte, Sibēr mit Namen, hatte durch seine nubischen Landsknechte sich nach und nach zum Gebieter der weiten Landstriche von Dar-Fur südwärts bis zum Uëlle gemacht; von hier bezog er sein Elfenbein und seine Sklaven, als Zwingburgen hier und dort seine Seriben errichtend. Da starb in Dar-Fur der Sultan Mohammed-el-Hassin, der mit Siber stets gute Nachbarschaft gehalten hatte. Brahim, der neue Sultan, aber glaubte sich Siber gewachsen. Er gewährte auf ihre Bitte den früher selbständigen Rifegat-, Mandala- und Homr-Arabern, welche sich Sibers Herrschaft entziehen wollten, Unterstützung. Aber alsbald zog Siber mit seinen Dongolanern (nubischen Söldnern) und Basingern (bewaffneten Sklaven) aus, trieb die arabischen Rebellen zu Paaren und schlug bei Menawaschi im November 1874 den aus seiner Hauptstadt Fascher ihm entgegenrückenden Sultan Brahim aufs Haupt. Brahim mit seinen jungen Söhnen fiel in der Schlacht. Siber, der Sieger, wurde mit dem Pascha-Range belohnt und nach Kairo eingeladen, wo er mit den höchsten Ehren empfangen — aber nicht wieder zurückgelassen wurde. Sein Sohn Soliman Siber, der sich zum selbständigen Fürsten der von seinem Vater eroberten Länder aufzustellen gedachte, wurde durch Gessi Pascha im Juli 1879 in dem Dorfe Tascha durch eine tollkühne List gefangen genommen und, als er zu entfliehen versuchte, erschossen. So blieb das gewaltige Gebiet, in die Mudiriehen Dar-Fur (Nordhälfte) und Bahr-el-Ghasal (Südhälfte) geteilt, in der Herrschaft Ägyptens. Diese Herrschaft zu befestigen, war nun Gessi Pascha, zum Mudir von Bahr-el-Ghasal ernannt, darauf bedacht, den Einfluß der Dongolaner, auf welche sich die Macht der Sklavenhändler vornehmlich stützte, dadurch zu brechen, daß er die Eingebornen mit Gewehren und Munition versah, damit sie sich selbst der gewaltthätigen Landsknechte erwehren könnten. Zugleich traf er Maßregeln, diese Nubier, welche hier seit einem Menschenalter eine

neue Heimat gefunden hatten, mit Zwang in ihre alte nubische Heimat zurückzubefördern. Dadurch machte er die Streitbaren zu erbitterten Feinden der ägyptischen Regierung, während auch die Eingebornen in ungewohntem Selbstgefühl schnell trotzig und ungefüge wurden.

Wohl war für das ganze sudanische Gebiet, das so in wenig Jahren zusammenerobert war, die ägyptische Herrschaft ein Gewinn. Denn sie stellte unter den Eingebornen einen bisher völlig unbekannten Zustand des Friedens und gedeihlicher Entwickelung her; sie gewährte Sicherheit des Lebens und im allgemeinen auch des Eigentums. Dennoch ertrugen die Neger diese „türkische" Herrschaft nur mit Widerwillen; sie erschien ihnen als ein drückendes Joch, das schwer auf ihnen laste. Freilich waren Erpressungen und Bedrückungen vonseiten der ägyptischen Beamten nur allzu gewöhnlich; aber auch ohne dies empfanden sie mit Unwillen den Zwang, der auf sie gelegt war und im Interesse der Regierung auf sie gelegt werden mußte. Sie mußten ja in Abhängigkeit von den Regierungsstationen erhalten werden, und zu den Zwecken der Verwaltung mußten ja Steuern erhoben werden! Der Mangel an Wegen und die weiten Entfernungen führten überdies zu Mißständen, welche auch der beste Wille nicht im stande war, auf der Stelle zu heben.

Nur durch Träger war der Verkehr zu vermitteln. Die Häuptlinge hatten diese, wenn sie für den Verkehr der Stationen untereinander gebraucht wurden, zu stellen; der Befehl dazu ging ihnen durch „Dragomane" zu. Diese Dragomane waren Neger, welche sich an die Ägypter angeschlossen hatten und auch meist in der Nähe der Stationen wohnten; in Lebensmitteln und Geschenken erhielten sie ein gewisses Gehalt. Sie hatten die Trägerkarawane in Ordnung zu halten, wozu einige Soldaten ihnen zur Verfügung gestellt wurden. Da wurden denn Peitsche und Sklavengabel angewandt: das eine wie das andere ein Schimpf für den freien Neger.

Ferner hatten die Dörfer der Eingebornen zum Unterhalt der Stationen das nötige Getreide zu liefern. In den Stationen aber hatte jeder Beamte, jeder Soldat, selbst jeder Dragoman einen zahlreichen Anhang von Weibern, Kindern und Sklaven. Auch diese mußten die Dörfler erhalten. Nun wurde zwar Vorsorge getroffen, daß getreidereiche Gegenden größere Lieferungen zu leisten hatten, als ärmere; dann aber mußte das Getreide, oft 6 oder 8 Tagemärsche weit, von den Dorfbewohnern selber in Trägerlasten von

25—30 kg auf den Köpfen zur Station getragen werden; was wiederum als eine Verschärfung der Steuer erschien.

Endlich aber wurden von den Stationen die Eingebornen zu regelmäßiger Fronarbeit angehalten, damit zur rechten Zeit das Korn nicht mangele. Nichts aber empfindet der Neger schwerer, als regelmäßige Arbeit: denn arbeiten zu sollen, auch wenn er keine Lust dazu hat, erscheint ihm als die Vernichtung aller Freiheit.

Mehr indessen als alles dies schürte die Art der Steuereintreibung die allgemeine Unzufriedenheit. Die Steuern zu erheben, war die Hauptaufgabe der irregulären Truppen. Diesen Baschi-Bosuks aber war das nur der Vorwand, um die Bevölkerung schamlos auszurauben. War doch der Fall nicht selten, daß so ein Baschi-Bosuk, welcher 40—60 Mark Monatssold empfing, sich ein Dutzend Pferde, 20 Diener und einen ganzen Harem von Weibern auf Kosten der Eingebornen hielt. Wie die Herren schalteten und walteten diese dreisten Gesellen in den Dörfern; wer sich weigerte, herzugeben, was sie verlangten, wurde an den Daumen aufgehängt oder, an Händen und Füßen gebunden, mittags nackt in den glühenden Sand gelegt, bis sein Trotz gebrochen war. Bei den Häuptlingen war keine Hülfe zu finden; sie waren zufrieden, daß sie selbst als steuerfrei galten und die ganze Last der Steuer auf die ärmere Volksmenge abgewälzt war.

Dazu kam, daß das Verbot des Sklavenhandels den herdenreichen Beduinen des Westens ihre bisherigen Einnahmequellen unterband. Mit Sklaven, die sie aus den südlichen Gebirgen raubten, hatten sie bisher bezahlt, was ihnen oblag. Jetzt nahm man ihnen, wenn sie mit ihren Steuern im Rückstande blieben, ihr Vieh weg und machte sie dadurch von Jahr zu Jahr ärmer, aber auch feindseliger.

Man erkennt, wie schwierig die Verhältnisse waren, unter denen Emin Bey die Verwaltung der jungen Provinz Hat-el-Estiwa übernahm. Der wiederholte Wechsel im Mudiriat während der letzten Monate hatte die Ordnung, welche Gordon in jahrelangem Mühen geschaffen, sofort wieder sehr gelockert. Durch das ganze weite Land hin hatten sich in kleinen befestigten Dörfern frühere Sklavenhändler mit ihren Raubbanden angesiedelt und, sowie die Aufsicht nachließ, ihr altes schmachvolles Gewerbe wieder aufgenommen. Die Beamten waren fast durchweg anrüchige Leute, bestechlich und unzuverlässig; ja die meisten von ihnen waren Verbrecher, welche, aus Ägypten

verbannt, hier im fernen Süden Verwendung gefunden hatten. Auch die Soldaten zeigten sich unbotmäßig; ihre Erpressungen riefen beständige Reibungen zwischen der Regierung und den Eingebornen hervor. Dazu kam, daß die Schuldenlast, welche Gordons Verwaltung der Provinz hinterlassen hatte, die notwendigsten Maßregeln hemmte. Mehrere Stationen mußten neu aufgebaut werden, da in den Tropen kein Holzgebäude länger als drei Jahre den Insekten stand hält.

Aber Emin ward nicht müde, die täglich einlaufenden Beschwerden über Beamten und Soldaten zu prüfen und nach Möglichkeit abzustellen. Gleich in den ersten Monaten bereiste er selbst seine Provinz, um nach dem Rechten zu sehen und selbst Fühlung mit den Stämmen der Eingebornen zu gewinnen. Bald zeigte in stetig wachsendem Grade sich der Erfolg. Schon bei der zweiten Rundreise im Jahre 1879 sprang allerorten die Besserung in die Augen. Verfallene Stationen waren wieder aufgebaut, die Unzufriedenheit hatte sich in willigen Gehorsam verwandelt, die Korruption war unterdrückt, die Steuern lagen gleichmäßig verteilt, und von den Sklavenhändlern, die sich einzunisten versucht hatten, war doch eine ziemliche Anzahl glücklich wieder verscheucht, obgleich nur allzuviele von den Beamten es im stillen mit ihnen zu halten versuchten.

In Ladó, seiner Hauptstation, fand Emin neben allem doch noch Zeit, auch als Arzt zu helfen und zu fördern. Hier war das große Spital der Provinz; und jeden Morgen um 6 Uhr sah man den Mudir die Runde durch die Krankenzimmer machen und den zahlreichen Kranken verordnen, was not that. Seine einzige Erholung suchte Emin in Beschäftigung mit der Wissenschaft; kein Zweig der Naturwissenschaften war von seinem Interesse ausgeschlossen und blieb nicht ohne manche Förderung durch ihn. Das liebste Gebiet indessen war ihm die Vogelkunde Afrikas, für die er unabläßig, sammelnd, bestimmend, ergänzend, thätig war. Seine Freude war die wissenschaftliche Korrespondenz, welche er mit einer Anzahl deutscher Gelehrter unterhielt. Deren Briefe waren für ihn stets eine Erquickung in seiner Abgeschiedenheit; und wenn vollends einmal ein Forschungsreisender bis in seine entlegene Einsamkeit vordrang, so konnte er sich gar nicht genug thun, ihm den Aufenthalt angenehm und förderlich zu machen: der sorgsamste und liebenswürdigste Wirt, den man nur denken konnte.

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

Der Lohn der vielseitigen, rastlosen, sich nimmer schonenden Anstrengungen Emins war denn, daß er nach wenigen Jahren schon berichten konnte, seine Provinz sei ruhig und zufrieden, auch die Sklavenhändler sämtlich vertrieben. Auch von den ägyptischen Soldaten hatte er sich so ziemlich befreit, indem er sie durch Eingeborne ersetzte, welche er in den Waffen geübt hatte. Die Stationen waren sämtlich inzwischen neu gebaut; die wichtigsten derselben waren durch dauerhafte Straßen miteinander verbunden worden; eine regelmäßige, wöchentlich gehende Post war durch das ganze Gebiet eingerichtet, und für den Gütertransport waren jetzt Ochsen eingestellt. In weiten Pflanzungen bei den Stationen wurde Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reis gebaut, was nicht nur gewinnreich war, sondern auch die Stationen mehr und mehr von der Lebensmittellieferung der Eingebornen unabhängig machte.

Um weitere Gebiete vergrößerte Emin überdies seine Provinz. 1880 schon besuchte er die Makraká-Neger, seine südwestlichen Nachbarn, deren Land schon zum Stromgebiete des Kongo gehört, und bestimmte sie, sich unter ägyptische Herrschaft zu stellen. Durch Anlage von Stationen befestigte er dann diese friedliche Eroberung; und, die Stationen weiter vorschiebend, gelangte er nunmehr zu den südwestlichen Nachbarn der Makraká, den Monbuttu, welche bis an den Népoko, den Nebenfluß des Aruwimi, reichen. Auch diese nahmen willig die ägyptische Herrschaft an, sodaß Emin, ohne einen Schuß zu thun, seine Provinz Hat-el-Estiwa dadurch um die Hälfte vergrößert hatte. Und dazu hatte er schon im Jahre 1882 nicht nur alle übernommenen Schulden seiner Provinz getilgt, sondern aus seiner Verwaltung einen Jahresüberschuß von 160 000 Mark erzielt, der in den folgenden Jahren sogar noch weiter anwuchs.

Bewunderungswürdig ohne Zweifel sind diese Erfolge: ein Beweis in der That, wie sehr St. Paulus recht hat, wenn er unter allen Motiven, welche das menschliche Thun in Bewegung setzen, die Liebe als das wirkungsvollste voranstellt. Emin liebte das Land, das er zu seiner Heimat gewählt, er liebte das Volk, das seiner Fürsorge anvertraut war. Sein Ziel war, ihre Eigenart achtend, ein Reich zu gründen, wo Handel und Gewerbe gediehen, Recht und Gerechtigkeit herrschten, seine Hoffnung, seine Provinz allgemach zu einem Mittelpunkte civilisatorischer Einflüsse auf die Völker ringsum werden zu sehen. Dies war die Idee, in deren

Dienst er sich freudig und rückhaltlos mit seinem ganzen Können und Wissen stellte.

Unterdessen vollendeten sich die Geschicke der Ägypter im Sudan. Der Khedive Ismael wurde seines Thrones entsetzt und ging in die Verbannung. Bei Tewfik, dem Nachfolger, fand Gordon Pascha nicht das gleiche unbeschränkte Vertrauen: er legte daher sein Amt in die Hände des Khedive zurück und verließ Ägypten. Rauf Pascha, welcher als Mudir von Harar den Maßregeln Gordons vielfach widerstrebt hatte, wurde an seiner Statt Hokumdar der sudanischen Provinzen. Die strenge Aufsicht, die feste Ordnung ließ nach — und die Gewaltthätigkeiten der ägyptischen Beamten, ihre habgierigen Erpressungen wurden ärger, als sie je gewesen. Da erschien im Juli 1881 bei dem Hokumdar in Chartum Mohammed Saleh, ein in großem Rufe stehender Fakir, mit der Meldung, in Kordofan sei der Mahdi erschienen, jener von den Moslemin erwartete letzte Prophet, dessen Beruf es sein wird, den Islam von seinen Verunstaltungen zu reinigen und seine Herrschaft über die ganze Welt auszubreiten. Dem strenggläubigen Rauf war dies eine freudige Botschaft; denn wie der fromme Fakir war er sehr geneigt, den Propheten als den verheißenen anzuerkennen. Er sandte daher eine Kommission ab, um ihn nach Chartum einzuladen; denn ein Schimmer von Heiligkeit schien wirklich den seltsamen Mann zu umschweben.

Mohammed Ahmed, ein Nubier aus der Provinz Dongola, war in seiner Jugend Schiffszimmermann gewesen; allein von innerem Drange getrieben, stellte er das Zimmermannsbeil beiseite, um am Grabe des Schutzheiligen von Chartum Schech-Hogeli sich auf den Beruf eines Heiligen vorzubereiten. In der mit der Grabmoschee verbundenen Schule lernte er, der Mann zwischen den Knaben, Lesen und Schreiben und wurde in die Kenntnis des Koran eingeführt. In Gubuschi bei Berber vollendete er seine Vorbereitung und ließ sich dann bei Kawa am Weißen Nil als Fakir nieder.

Diese Fakire stehen bei den Eingebornen in hohem Ansehen; sie stellen die niedere, arme Geistlichkeit des Islam dar, in Not und Krankheit die Berater des armen, unwissenden Volkes. Sie erwerben sich durch Koransingen, Jugendunterricht und durch das Schreiben von Koransprüchen auf Papierschnitzel, die dadurch als Amulette gelten, das wenige, dessen sie zu ihrem fast bedürfnislosen Leben nötig haben.

Von Kawa siedelte Mohammed Ahmed, als er schon zu einigem Rufe gekommen war, nach der Insel Aba im Weißen Nil über. Immer weiter verbreitete sich der Ruf seiner Frömmigkeit und Heiligkeit; verschwägert zudem mit den Häuptlingen des großen Stammes der Bakara-Beduinen, gewann er bald weitreichenden Einfluß. Da erschien ihm der Erzengel Gabriel im Traume und that ihm kund, daß er der Mahdi wäre. Durch phantastische Reden, ganz im Stil des Koran gehalten, regte er das Volk auf, und bedrohte diejenigen, welche sich ihm nicht anschließen würden, mit zeitlicher und ewiger Vernichtung. Zahlreiche Agenten sandte er aus, um Anhänger und Gläubige zu werben, und zeigte allen Fakiren durch hochtönende Briefe seine Berufung zum Mahdi an. Der Erfolg war erstaunlich: in Menge zogen Fakire und Derwische dem heiligen Manne zu. Die Einladung des Hokumdar, nach Chartum zu kommen, wies er mit Verachtung zurück.

Auf der Stelle vielmehr betrat er die Bahn der Revolution. Mit flammenden Worten verwarf er die Regierung der Ägypter, der es an Glauben fehle und die durch die Herbeirufung von „Christenhunden" sich selbst befleckt habe; er verlangte von seinen Anhängern, daß sie dieser Regierung weder länger Gehorsam leisteten noch irgendwelche Steuern ferner zahlten. Der Funke zündete: furchtbar schlug die Lohe auf; so gewaltig war der Ingrimm, den alles gegen die Ägypter empfand. Unabsehbare Scharen zogen nach der Insel Aba, voran die Faruch, dongolanische Landsknechte, Landsleute des Propheten, bereit unter seiner Führung der ägyptischen Herrschaft den Garaus zu machen.

Da überwand Rauf Pascha denn doch seine Neigung, den Propheten für echt zu halten: er sandte ein Corps von 300 Soldaten aus, um die Rebellion in Aba zu unterdrücken; allein die Bakara schossen die Soldaten des Hokumdar nieder, sodaß nur einige wenige von dem ganzen Corps nach Chartum zurückkehrten. Nunmehr beauftragte Rauf Pascha den Mudir von Kordofan, den greisen Mohammed Pascha Said, den Mahdi aufzuheben. Nur von 200 Mann begleitet, war Mohammed Ahmed unterwegs, um sich von Aba nach den Takale-Bergen zu begeben, als er auf die zehnfach stärkere Streitmacht des Mudir stieß. Indessen dieser ließ, alle ernsten Maßregeln vermeidend, den Propheten in das Gebirge entschlüpfen und kehrte dann befriedigt in seine Hauptstadt El-Obeïd zurück. Mit dieser Erledigung der Sache war auch der Hokumdar in

Geographische
Zentralbibliothek
Leipzig

Chartum ganz einverstanden: er gab den ausdrücklichen Befehl, jetzt nichts weiter gegen den Mahdi zu unternehmen.

Damit war Mohammed Ahmed Muße gewährt, immer weitere Anhängerscharen in dem Dschebel Dschedir südlich von El-Obeïd, wo er sich festgesetzt hatte, um sich zu sammeln. Und bald sollten sie die Probe bestehen. Rauf Pascha wurde abberufen und Giegler Pascha, ein Deutscher, wurde bis zur Ernennung eines neuen Hokumdar mit der Verwaltung des Sudan betraut. Er schwankte nicht wie Rauf, ob Mohammed Ahmed wirklich der Mahdi wäre oder nicht, sondern sandte im April 1882 eine Armee von 3000 Mann mit mehreren Geschützen gegen ihn. Indes von begeisterten Derwischen geführt, überfielen die Mahdisten am 7. Juni das gegen sie anrückende Heer und hieben es in der furchtbarsten Weise zusammen.

Wie ein Donnerschlag war die Wirkung dieser Niederlage; denn in der Ferne hatten viele immer noch nicht an die Bedeutung der mahdistischen Bewegung glauben wollen. In Sennar zwischen den beiden Quellflüssen des Nil, in Kordofan, in Dar-Fur, im Norden von Bahr-el-Ghasal brach die Revolution aus, ja in Ägypten selbst erhob sich unter Ahmed Arabi das Militär gegen die Regierung. Der ganze Sudan schien in Flammen zu stehen, als der neue Hokumdar Abd-el-Kader Pascha in Chartum eintraf. In Sennar nahm er den Kampf mit dem Mahdi auf, nicht ganz ohne Erfolg; aber wenn er heute dessen Scharen zurücktrieb, so kehrten sie morgen nur in größerer Anzahl wieder, von zahllosen singenden, betenden, kämpfenden Derwischen angeführt. Mit einer Kühnheit sondergleichen stürzten sich die Bakara-Beduinen auf ihre Gegner, unterstützt von Tausenden nubischer Landsknechte, durch keinen Mißerfolg entmutigt.

Nur sehr langsam gelang es Abd-el-Kader, die Mahdisten aus Sennar hinauszudrängen und Chartum vor ihnen zu retten. Durch eine große Armee gedachte er nunmehr den Aufstand niederzuwerfen; er verlangte zu derselben von Francis Lupton, dem Mudir von Bahr-el-Ghasal, die Stellung von 7000 Mann Hülfstruppen. Nur durch eine Zwangsaushebung konnte Lupton sie beschaffen; Knaben und Männer jedes Alters wurden aufgegriffen, und, in Ketten oder in die Sklavengabel eingespannt, nach den Sammelplätzen getrieben. Eine furchtbare Wut erfaßte die eingebornen Dinka-Neger: die Sklavenjäger, meinten sie, hätten doch nur Kinder und Mädchen geraubt, jetzt aber würden die Ernährer der Familien,

die Kraft des Stammes weggeführt. Mit Ingrimm warfen sie sich auf die Stationen der Mudirieh, und der Mahdi sandte ihnen Anführer und Waffen, um sie widerstandsfähig zu machen und den Aufstand auch in die benachbarte Mudirieh Hat-el-Estiwa hinüberzutragen.

Nach Süden durch den Aufstand der Dinka gedeckt, wandte sich der Mahdi jetzt mit einem Heere von 60 000 Mann gegen El-Obeïd, die feste Hauptstadt von Kordofan. Zwar sie durch Sturm zu nehmen mißlang; dem Hunger aber konnte sie nicht widerstehen und ergab sie sich am 17. Januar 1883. Das war ein großer Erfolg für die Derwische: die reichen Mittel Kordofans waren damit in ihre Hände gegeben. Es war daher für die ägyptische Regierung eine Frage von höchster Wichtigkeit, Kordofan wieder zu gewinnen. Mit Englands Hülfe eben des Militäraufstandes Herr geworden, sandte sie demnach zu diesem Zwecke eine Armee aus Ägypten auf dem Seewege über Suakin nach Chartum. Führer derselben war Hicks Pascha, ein Engländer, der in Indien lange Jahre gedient hatte. Von Omderman, das nur durch die Breite des Weißen Nil von Chartum getrennt ist, zog er mit 10 000 Mann und 20 Kanonen südwestwärts gegen El-Obeïd; aber am 4. November 1883 überfiel ihn bei Kaschgik, wenig südlich von El-Obeïd, die Armee der Derwische und vernichtete bis auf wenige Flüchtlinge in gräßlichem Gemetzel das ganze Heer. Aus den Köpfen der Erschlagenen ließ der Mahdi auf dem Schlachtfelde eine Pyramide errichten und hielt dann in El-Obeïd einen Dankgottesdienst ab.

Den Schrecken zu vergrößern, vernichtete auch Osman Digna, der sich im Küstengelände des Roten Meeres als Parteigänger des Mahdi aufgeworfen hatte, mit seinen Hadendoa-Beduinen die von Valentine Baker Pascha gegen ihn herangeführte ägyptische Armee am 3. Februar 1884 bei dem Brunnen El-Teb. Nur durch die schleunige Landung englischer Marinesoldaten konnte Suakin, der Hauptort der Küste, vor einem Handstreiche Osmans gesichert werden.

Die letzten Armeen, welche Ägypten aufzustellen vermochte, waren vernichtet: wer war jetzt noch im stande, dem Mahdi zu widerstehen? Durch seinen Emir, Scheich Keremallah, ließ er an den Mudir von Dar-Fur, Slatin Bey, einen geborenen Österreicher, sowie an den Mudir von Bahr-el-Ghasal, Lupton Bey, einen geborenen Engländer, die Aufforderung richten, sich ihm zu ergeben; und beide, nirgendwo Rettung sehend, erschienen vor dem Gewaltigen und unter-

warfen sich ihm. Den „Christenhunden“ seine Verachtung zu bezeigen, stellte er sie in Sklavendiensten in seinem Hofhalt an, den einen als Grobschmied, den andern als Läufer.

Wohl hoffte mancher, daß England, nachdem es sich zum Schutzherrn Ägyptens aufgeworfen, Schritte zur Befreiung der Unglücklichen thun werde; allein England war der Meinung, daß für den Sudan der Opfer genug gebracht seien: es verlangte von Ägypten, daß es seine sudanischen Besitzungen aufgebe und seine dortigen Besatzungen und Beamten in die ägyptische Heimat zurückführe. Welche ungeheuren Werte dadurch für Ägypten, in sudanischen Handels- und Industrieunternehmungen angelegt, verloren gingen, kam nicht in Anschlag; daß den Sudan aufgeben bedeute, ihn der wildesten Barbarei überliefern, fiel nicht in die Wage. Freilich ohne Englands Hülfe war Ägypten außer stande, den Sudan zu halten; das Ministerium Gladstone wollte diese aber nicht gewähren, da es bei der im englischen Parlamente über die bisherigen Mißerfolge herrschenden Stimmung durch diese Frage leicht zum Sturze kommen konnte. So wurde denn also Gordon Pascha dazu ausersehen, als Kommissar nach Chartum zu gehen, um die Rettung der Garnisonen und Beamten des Sudan zu bewerkstelligen; die volle Macht des Hokumdar wurde zu dem Zwecke ihm in die Hand gelegt.

Mit großem Vertrauen nahm die Bevölkerung von Chartum ihn auf, als er am 18. Februar 1884 seinen Einzug in die Stadt hielt; ja man hörte begeisterte Stimmen ihn als „Sultan des Sudan“ ausrufen. Allein in weniger denn Jahresfrist sollte sein und der Stadt Schicksal sich vollenden.

Nachdem er den ganzen Westen gewonnen, zog der Mahdi jetzt wieder ostwärts. . Leicht unterwarf er sich zum zweitenmal Sennar und begann die Einschließung von Chartum. Durch Hunger gedachte er die feste Stadt ebenso wie vordem El-Obeïd zu nehmen. Dann stand nur noch Emin Bey unbezwungen da: würde aber er, der Mudir einer einzigen Provinz, es wagen können, dem allgewaltigen Mahdi Trotz zu bieten. Scheich Keremallah richtete daher im Mai 1884 an Emin Bey die Aufforderung, sofort vor dem Mahdi zu erscheinen und sich zu unterwerfen. Emin versammelte alle in Ladó anwesenden Beamten und legte ihnen den Brief des Emir vor: ihre Meinung ging dahin, man müsse sich unterwerfen. Es wurde demnach auch in diesem Sinne ein Schreiben an den Mahdi abgefaßt. Emin indessen war nicht des Willens, sich zu unterwerfen; er lehnte

es daher ab, das Schreiben persönlich zu überbringen, indem er den Beamten vorstellte, daß seine Anwesenheit in der Provinz, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, unerläßlich sei. Das leuchtete ein; der Kadi wurde daher mit vier Geleitern beauftragt, das Unterwerfungsschreiben zu überbringen. Allein auf der Reise entzweite er sich so arg mit seinen Begleitern, daß er, nachdem sie ihn durchgeprügelt hatten, ärgerlich wieder umkehrte und den Auftrag auf sich beruhen ließ.

Da fiel Chartum; durch Verrat nahmen die Mahdisten am 26. Januar 1885 die Stadt und richteten unter den Bewohnern ein schreckliches Blutbad an. Einer der ersten, welcher dabei seinen Tod fand, war Gordon Pascha.

Für Emin Bey war damit die letzte Hoffnung genommen, daß von Norden her ihm Hülfe werden würde. Denn in dem ganzen Sudan von Dar-Fur bis zu den Bergen Abessiniens gebot jetzt der Mahdi. Emin mußte sich darauf gefaßt machen, daß jetzt das Unwetter sich über ihn entladen würde. Mit schwerem Herzen zog er die Soldaten aus den südöstlichen Stationen und verstärkte damit die Besatzungen in Makraká, einem Gebiete, das er wegen seiner großen Fruchtbarkeit zur Basis der Verteidigung machen wollte, und in Amādi, derjenigen Station, gegen welche der Angriff der Feinde zunächst sich richten mußte. Auch Ladó schuf er durch einen tiefen Wallgraben, hohe Wälle, Bastionen, Zugbrücken in eine ganz respektable Festung um.

Im Februar langte denn auch ein Heer der Mahdisten, von Scheich Keremallah in Person angeführt, vor Amadi an. Die Feste wurde nun von allen Seiten eingeschlossen, sogar vom Wasser abgeschnitten; 19 Tage lebten die Soldaten nur von Rindsleder und aßen schließlich ihre eigenen Sandalen auf, bevor sie sich ergaben. Aber ein Teil von ihnen, 260 Mann mit 3 Offizieren, wollte auch da noch nichts von Übergabe wissen, sondern schlug sich glücklich durch die Feinde südwärts bis nach Makraká durch. Eine Abteilung der Dongolaner Keremallahs zog jetzt heran, um auch Makraká zu besetzen; allein bei Rimo wurde sie aufs Haupt geschlagen und in eiliger Flucht nach Norden zurückgejagt.

Die Meinung Emins war, die Verteidigung weiter nach Süden zu verlegen, um an dem ihm nahe befreundeten Könige Kabba-Rega von Unjoro einen Rückhalt zu finden. Der Kriegsrat, den er berief, kam zu dem gleichen Beschlusse. Dufilé, wo die Stromschnellen des oberen Nil (Bahr-el-Dschebel) beginnen, das Standquartier des zweiten der Neger-Bataillone, die Emin geschaffen hatte, sollte nun-

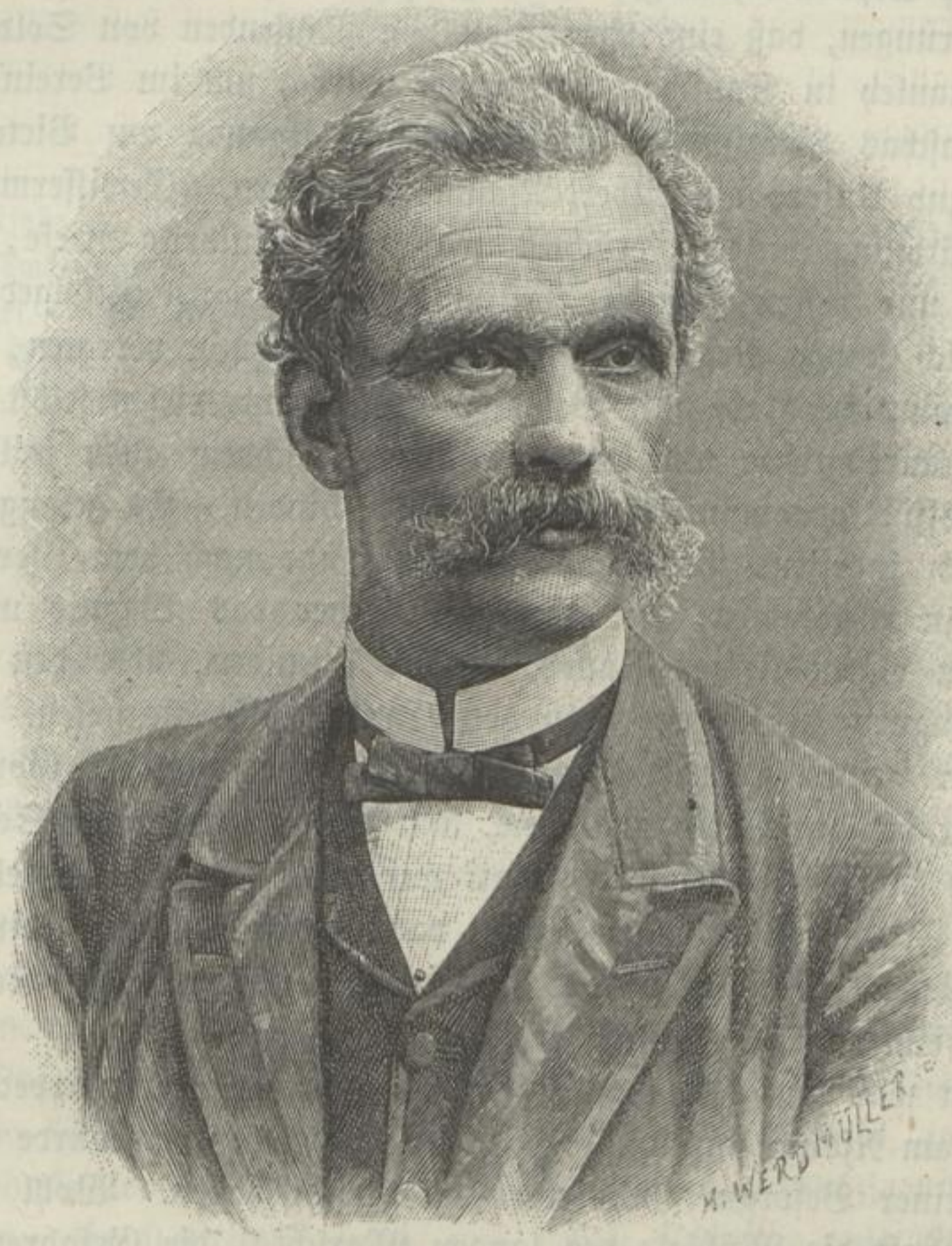
mehr die Basis der Verteidigung werden. Bis dieser Rückzug nach Süden aber, den Emin selber leitete, vollzogen war, mußte durchaus Ladó, wo das erste seiner Bataillone stand, gehalten werden. Denn schon näher und näher an Ladó schoben die Derwische ihre Vorposten vor, verstärkt durch große Scharen der rebellischen Dinka-Neger. Bor, eine Station nördlich von Ladó, fiel leicht in ihre Hand, aber der allgemeine Sturm, den die Belagerer am 4. Oktober unternahmen, wurde erfolgreich abgeschlagen. Auch Redjaf, die zunächst südlich von Ladó am Weißen Nil gelegene Station, berannten die Dinka und Nubier, 5000 Mann stark, wurden aber mit starken Verlusten zurückgewiesen.

Nachdem indessen der Rückzug nach dem Süden bewerkstelligt war, hatte die Verteidigung der nördlichen Nilstationen ihren Zweck erfüllt. Emin sandte daher den Befehl dorthin, Ladó, Redjaf und das zwischen beiden liegende Gondokoro jetzt aufzugeben und sich südwärts auf Wadelai zurückzuziehen, das er zum Hauptquartier bestimmt hatte, da es, noch günstiger als Dufilé gelegen, eine freie Wasserstraße bis zum Albert-See hin bot. Allein die Besatzungen jener nördlichen Stationen zögerten zu gehorchen: die ägyptischen Offiziere meinten, daß nur nach Norden der Weg in ihre Heimat führe, und die meist aus dem fernen Westen, aus Bornu und Adamaua stammenden Unteroffiziere waren entschlossen, wenn man sie zum Abmarsche nach Süden zwingen würde, ihre Offiziere zu erschießen und eine Art Freistaat in ihren Stationen aufzurichten. Endlich aber drangen Emins geduldige Vorstellungen doch durch: im Frühjahr 1887 erfolgte wenigstens aus Ladó und Gondokoro der Abmarsch der Garnisonen nach Wadelai.

Unterdessen aber hatte Emin schon wieder angefangen, die um der Konzentration willen aufgegebenen Gebiete zum Teil von neuem einzunehmen; sichtlich nahmen, seitdem er der Mahdisten sich glücklich erwehrt, seine Kräfte wieder zu: die Stationen im Makraká-Lande wurden wieder besetzt. Und als die Kunde zu ihm drang, Dr. Fischer ziehe von der Ostküste heran, um ihm Unterstützung zu bringen, machte er einen Vorstoß gegen Osten, dem Nahenden die Hand zu reichen.

Im Februar 1886 erhielt Emin ein Schreiben von Nubar Pascha, dem Premierminister Ägyptens. Ihm wurde darin angezeigt, daß die Regierung den Sudan aufgebe, ihm aber freie Hand bezüglich der zu ergreifenden Maßregeln ließe. Wohl hatte Emin, als alles zusammenzubrechen schien, den Wunsch gehabt, daß ihm verstattet werden möchte, seine Provinz zu verlassen: jetzt aber waren

das überwundene Zeiten. Mit Umsicht und Ausdauer hatte er die bei weitem wertvollsten südlichen zwei Dritteile seiner Provinz in dem furchtbaren Sturme, der Ägyptens sudanische Herrschaft vernichtet hatte, behauptet und in Anerkennung dessen von dem Khedive im Herbste 1886 den Rang eines Pascha erhalten. Mit einer gewissen freudigen Entschlossenheit schrieb er jetzt (17. April 1887) an



Kapitän Gaëtano Casati.

den ihm nahe befreundeten Dr. Felkin: „Unsere Länder aufgeben? Gewiß nicht."

Eine Erquickung in diesen drangsalsvollen Zeitläuften war es Emin gewesen, daß der Forschungsreisende Dr. Junker längere Zeit bei ihm geweilt. Jetzt war der von dannen gezogen, um nach Europa zurückzukehren; aber aus dem Lande der Monbuttu war der italienische Kapitän Gaëtano Casati zu Emin gekommen und stand ihm treu in

den schweren Zeiten zur Seite. Im Auftrage Emins ging er nach Unjoro, um die freundschaftlichen Beziehungen zu Kabba-Rega zu befestigen; gewissermaßen als Gesandter Emins weilte er bei dem befreundeten Herrscher, bis plötzlich, da man es am wenigsten erwartete, Kabba-Rega alle Beziehungen zerriß und die ganze Wucht seines Zornes an Casati, den er für einen Verräter hielt, ausließ.

Nach Mpara Njamoga, der unjorischen Residenz, war das Gerücht gedrungen, daß eine Expedition von Tausenden von Soldaten unter Stanley in Sansibar ausgerüstet würde, um im Verein mit Emin Paschas Bataillonen die Königreiche Uganda am Victoria-Njansa und Unjoro am Albert-Njansa zu erobern. Gewissermaßen als Bestätigung dieses Gerüchtes waren in Unjoro Briefe, für Stanley und dessen Offiziere bestimmt, angelangt. Infolgedessen glaubte sich Kabba-Rega von seinem Freunde Emin verraten, ließ Casatis sämtliche Habe mit Beschlag belegen und diesen selbst jenseit der Landesgrenze mit seinen Dienern, nachdem allen jegliches Kleidungsstück genommen war, an Bäume binden. Es gelang den Gefesselten indessen, ihre Bande zu lösen und nach dem Ufer des Njansa zu entkommen, wo einer der Diener das Wagnis unternahm, in einem kleinen Kanoe, das er gefunden, über den See nach Tunguru zu fahren, um von Emin Hülfe zu holen. Auf einem der kleinen Dampfer, die der Pascha noch von der Gordonschen Zeit her zur Verfügung hatte, kam er sofort mit einer Sektion Soldaten herbeigeeilt, nahm Casati auf und ließ zur Vergeltung der dem Freunde angethanen Unbill das unjorische Dorf Kibiro in Brand stecken. Seitdem war es vorbei mit der Freundschaft Kabba-Regas: feindselige Spannung trat an ihre Stelle.

Jetzt war nun diese von Kabba-Rega so gefürchtete Expedition wirklich am Njansa angelangt: hätte er sie gesehen, er würde sicher wegen seiner Besorgnis sich selber ausgelacht haben. Wohl hatte sie mannhaft die Mühsale des langen Marsches, die Gefahren der Wildnis überstanden: aber zerlumpt, herabgekommen, verwildert, wie sie aussah, bedeutete sicher die kleine Schar von wenig mehr als 100 Mann für ein großes Reich keine Gefahr. Das erste, was denn auch Emin Pascha nach der Begegnung mit Stanley that, war, daß er einige Ochsen und Milchkühe, 40 Schafe und Ziegen, ebenso viel Hühner und einige tausend Kilogramm Getreide zum Unterhalt der Expedition in das Lager Stanleys sandte.

Achtes Kapitel.

Zum Entsatze der Nachhut.

In Nsabe. — Unterhandlungen mit Emin. — Der Ferman. — Drei Vorschläge. — Abmarsch und Lebewohl. — Blick auf den Ruwenzori. — Der Feldzug gegen Musiri. — Phalanxtanz. — Ankunft in Bodo. — Stairs bei Ugarrowwa. — Das Schauri. — Aufbruch der Entsatz-Kolonne. — In Ipoto. — Über den Lenda. — Die Madi und ihr Häuptling. — „Der Herr wird nicht mehr lange leben!" — Hatuna-mgini. — Ugarrowwa eingeholt. — Bericht der Boten. — An der Kurve von Banalja.

In Nsabe, 5 km nordwärts von der Njamsassi-Insel, schlug Stanleys Expedition, 50 m vom Gestade des Sees entfernt, auf trockenem, grasbewachsenem Gelände ihr Lager auf. Etwa 300 m südlich davon ließ Emin Pascha für sich, sein Gefolge und eine Eskorte von 20 Soldaten Hütten errichten, die mit Tischen, Stühlen und mancher Behaglichkeit ausgestattet waren. Der Dampfer kehrte, nachdem er 31 Kisten mit Munition von Stanley eingenommen, wieder nach Norden zurück, um weiteren Proviant und die Träger, deren Stanley bedurfte, herbeizuschaffen. Denn Emin Pascha ließ es sich nicht nehmen, für die Bedürfnisse, ja für die Annehmlichkeit der Expedition in liebenswürdig-umsichtiger Weise zu sorgen. Er stattete Stanley und dessen Offiziere mit Schuhwerk und Unterkleidern, deren sie dringend bedurften, aus; er sandte ihnen Honig, Bananen, Orangen, Melonen, Zwiebeln, Salz; selbst „Honeydew"-Tabak und ein Glas mit Mixed-Pickles erhielt Stanley. War das der Mann, der einer „Entsatz"-Expedition bedurfte? Schienen nicht die Rollen geradezu ausgetauscht zu sein?

Täglich verkehrten, bis der „Khedive" zurückkehrte, die beiden Führer miteinander; denn jetzt galt es die Zwecke, für welche in Wahrheit die „Entsatz"-Expedition ausgesandt war, zu verwirklichen.

Das leitende Komitee in England, dessen Beauftragter Stanley war, wünschte, daß Emin Pascha zur Abtretung seiner sudanischen Provinz an die in der Bildung begriffene Englisch-Ostafrikanische Gesellschaft bestimmt würde; dann sollte Stanley, verstärkt durch Soldaten Emins, den Besitz des Reiches Uganda am Victoria-Njansa der Gesellschaft sichern und endlich vom Victoria-Njansa aus durch Anlage befestigter Stationen eine sichere Karawanenstraße auf geradem Wege nach dem schon im Besitze der Gesellschaft befindlichen ostafrikanischen Hafen Mombas eröffnen; auch sollte er nicht versäumen, Emins reiche Elfenbein-Vorräte zur Küste zu bringen, damit in ihnen die Gesellschaft eine Entschädigung ihrer Aufwendungen erhielte.

Wie aber, wenn Emin sich zur Abtretung seiner Provinz nicht bewegen ließ? Der Fall war von der englischen Gesellschaft nicht vorgesehen; indes Stanley konnte leicht ermessen, daß, solange Emin in seiner Provinz wäre, diese für die englische Gesellschaft überhaupt unzugänglich sein würde. Wenn er also bestimmt werden könnte, die Provinz zu verlassen und damit aufzugeben? So ergab sich also für Stanley klar genug das Programm, nach welchem er auf Emin einzuwirken hatte. Aber die Expedition, der Emin sich anvertrauen sollte, hatte wenig Vertrauenerweckendes: zum Verwechseln glich sie jetzt nach den Waldmärschen den Warasuras Kabba-Regas! Nur ein Umstand mochte Stanley zu statten kommen: Emin konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die 65 ägyptischen Beamten und Offiziere, welche er noch in Hat-el-Estiwa hatte, ein Schaden für die Provinz, ein Hemmnis seiner ideal gerichteten Pläne wären!

Stanley hatte einen Ferman des Khedive Tewfik aus Kairo überbracht; unverzüglich übergab er ihn Emin:

„Hoher Befehl an Emin Pascha, datiert den 8. Gamad Anal 1304 (1. Februar 1887).

„Wir haben Ihnen und Ihren Offizieren bereits gedankt für die mutige und erfolgreiche Verteidigung der Ihrer Verwaltung anvertrauten Äquatorialprovinzen und für die Festigkeit, welche Sie mit den unter Ihren Befehlen stehenden Offizieren bewiesen haben.

„Und wir haben Sie deshalb belohnt, indem wir Ihren Rang zu dem eines Lewa Pascha erhöht haben. Wir haben auch die Beförderungen genehmigt, welche Sie für die unter Ihren Befehlen stehenden Offiziere für notwendig gehalten haben, wie ich Ihnen

bereits am 29. November 1886 geschrieben habe, welches Schreiben nebst andern Schriftstücken, die der Präsident des Ministerrats, Se. Excellenz Nubar Pascha, Ihnen gesandt hat, Sie erreicht haben muß.

„Und da es unser aufrichtigster Wunsch ist, Sie mit Ihren Offizieren und Soldaten aus der schwierigen Lage, in der Sie sich befinden, zu befreien, hat unsere Regierung sich über die Art und Weise schlüssig gemacht, wie Sie mit den Offizieren und Soldaten aus Ihren Schwierigkeiten errettet werden können.

„Und da unter dem Befehle des Herrn Stanley, des berühmten und erfahrenen Afrikaforschers, dessen Ruf in der ganzen Welt bekannt ist, eine Entsatz-Expedition gebildet worden ist, und er seine Mission mit allen Ihnen nötigen Vorräten anzutreten beabsichtigt, um Sie mit den Offizieren und Mannschaften auf dem ihm geeignet erscheinenden Wege nach Kairo zu bringen, so haben wir diesen Hohen Befehl an Sie erlassen. Derselbe wird Ihnen durch die Hand des Herrn Stanley übermittelt, damit Sie wissen, was geschehen soll, und ich beauftrage Sie, sobald dieser Befehl Sie erreicht, den Offizieren und Mannschaften meine besten Wünsche zu bestellen. Sie haben vollständige Freiheit, entweder nach Kairo abzumarschieren oder mit den Offizieren und Mannschaften dort zu bleiben.

„Unsere Regierung hat beschlossen, Ihnen sowie den Offizieren und Mannschaften das Gehalt zu bezahlen.

„Diejenigen von den Offizieren und Mannschaften, welche zu bleiben wünschen, können dies auf ihre eigene Verantwortung hin thun, dürfen aber in Zukunft keine Hülfe von der Regierung erwarten.

„Versuchen Sie den Inhalt dieses Befehls genau zu verstehen und machen Sie ihn allen Offizieren und Mannschaften gut bekannt, damit sie wissen, was sie zu thun haben.

Mehemet Tewfik."

England hatte von Ägypten verlangt, daß es seine sudanischen Besitzungen aufgebe. Demnach bestand für Stanley kein Zweifel, daß der Ferman Emin befehle, seine Provinz zu verlassen.

„Nein", wandte Emin ein, „er sagt mir nicht, daß ich das Land verlassen soll, sondern er überläßt es mir, nach meinem eigenen Ermessen zu handeln. Wenn ich gehe, so werden auch die Ägypter in der Provinz dazu ganz bereit sein; aber ob die zwei Bataillone regulärer Soldaten, welche ich meist aus Eingebornen errichtet habe,

werden folgen wollen, bezweifle ich sehr stark. Sie haben hier ein so freies und glückliches Leben geführt, daß sie Anstand nehmen werden, ein Land zu verlassen, wo sie sich eines Luxus erfreuen, auf den sie in Ägypten nicht hoffen können; sie sind verheiratet und außerdem hat jeder Soldat seinen Harem. Angenommen nun, daß sie sich weigern, das Land zu verlassen, so können Sie sich denken, wie schwierig meine Stellung sein würde. Würde ich recht thun, wenn ich sie ihrem Schicksal überließe? Würde ich sie damit nicht alle dem Ruin überantworten? Ich würde ihnen ihre Waffen und Munition lassen müssen und nach meiner Entfernung würde jegliche anerkannte Autorität und Disciplin zu Ende sein. Sie würden sofort in Streit geraten, und die Ehrgeizigen würden danach streben, sich mit Gewalt an die Spitze zu stellen."

„Ein schreckliches Bild, das Sie da gemalt haben, Pascha!" entgegnete Stanley mit Schärfe. „Indessen ich bin dazu erzogen, den Befehlen zu gehorchen ohne Rücksicht darauf, was mit andern geschieht; mir scheint der Weg der Pflicht für einen getreuen Offizier des Khedive in Ihrem Falle klar zu sein. Was Sie meiner Ansicht nach zu thun haben, ist, Ihren Truppen das Schreiben des Khedive vorzulesen, diejenigen, welche mit Ihnen abzumarschieren geneigt sind, auf die eine, diejenigen, welche zu bleiben vorziehen, auf die andere Seite treten zu lassen und die erstern für den unmittelbaren Abmarsch vorzubereiten, während Sie den andern zurücklassen können, was Sie an Munition und Waffen zu entbehren vermögen. Wenn die Bleibenden drei Viertel oder vier Fünftel Ihrer Truppen ausmachen, so braucht es niemand zu kümmern, was aus ihnen wird, da sie nach eigener Wahl handeln."

„Gut!" entgegnete Emin. „Ich werde den Dampfer morgen mit dem Schreiben des Khedive hinabschicken, und Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie einem Ihrer Offiziere gestatten würden, mitzugehen und sich den Truppen in Dufilé zu zeigen. Wenn die Leute gehen wollen, gehe ich auch; wenn sie bleiben, bleibe ich ebenfalls."

„Und Kapitän Casati?" fragte Stanley.

„Wenn der Gouverneur Emin geht", antwortete Casati, „so gehe ich auch; wenn er bleibt, so bleibe ich ebenfalls."

Stanley indessen genügte eine solche Antwort Emins durchaus nicht. Bei der nächsten Gelegenheit nahm er daher die Unterhandlung wieder auf.

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

„Drei Vorschläge sind's, Pascha, die ich Ihnen zu machen habe. Der erste Vorschlag geht dahin, daß Sie fortfahren, ein gehorsamer Soldat zu sein, und mich nach Ägypten begleiten. Ob Sie von der Regierung im aktiven Dienste weiter beschäftigt werden, weiß ich nicht, doch sollte ich meinen, daß dies geschehen wird, da Offiziere Ihrer Art knapp sind und Ägypten eine Grenze hat, wo solche Dienste, wie Sie leisten können, von Wert sein würden. In Antwort auf diesen Vorschlag sagten Sie aber, Sie seien überzeugt, daß Ihre Leute nicht von hier fort wollten, und daß Sie im Falle einer Erklärung derselben in diesem Sinne bei ihnen bleiben würden.

„Nun, mein zweiter Vorschlag an Sie kommt von Leopold, dem König der Belgier. Er hat mich ersucht, Ihnen mitzuteilen, daß, um das Zurücksinken der Äquatorialprovinzen in die Barbarei zu verhindern und vorausgesetzt, daß dieselben verhältnismäßige Einkünfte zu liefern vermögen, der Kongostaat die Regierung derselben vielleicht übernehmen könnte, wenn dies mit einem Aufwande von 10000—12000 Pfd. St. im Jahre möglich wäre; und ferner, daß König Leopold, in der Meinung, daß eine derartige Beschäftigung Ihrer eigenen Neigung entsprechen dürfte, gewillt ist, Ihnen ein genügendes Gehalt — 1500 Pfd. St. — als Gouverneur mit dem Range eines Generals zu zahlen. Ihre Pflicht würde darin bestehen, die Verbindungen zwischen dem Nil und dem Kongo offen zu halten und für Gesetz und Ordnung in den Äquatorialprovinzen zu sorgen.

„Mein dritter Vorschlag ist: Wenn Sie überzeugt sind, daß Ihre Leute sich positiv weigern werden, das Anerbieten des Khedive zur Rückkehr nach Ägypten anzunehmen, so begleiten Sie mich mit den treu gebliebenen Soldaten nach der Nordostecke des Victoria-Njansa und gestatten mir, Sie dort im Namen der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft einzusetzen. Wir werden Ihnen helfen, ein Fort an einer für die Zwecke einer solchen Gesellschaft geeigneten Stelle zu erbauen, Ihnen unser Boot und sonstige Waren, welche für Sie notwendig wären, zurücklassen, dann durch das Massai-Land heim eilen und die Angelegenheit der Ostafrikanischen Gesellschaft vorlegen, um deren Genehmigung für diesen Schritt und ihren Beistand zu Ihrer dauernden Installierung in Afrika zu erlangen. Mein Wunsch ist, Sie und Ihre Leute vor den Folgen Ihres Entschlusses, hier zu bleiben, zu bewahren. Ich bin überzeugt, daß ich die Billigung und Mitwirkung der Gesellschaft erlangen werde, und

daß dieselbe den Wert von zwei geschulten Bataillonen in ihrer neuen Erwerbung, sowie die Dienste eines Administrators wie Sie bereitwillig anerkennen wird. Ich erwarte Ihre Antwort, Pascha, und bitte Sie zu entschuldigen, daß ich so redselig gewesen bin."

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Stanley. Indessen auf den ersten Vorschlag, den Sie mir machen, habe ich Ihnen meine Antwort bereits gegeben.

„Was den zweiten betrifft, so möchte ich bemerken, daß ich vor allen Dingen Pflichten gegen Ägypten habe. Solange ich hier bin, gehören die Provinzen Ägypten, und sie bleiben sein Eigentum, bis ich fortgehe. Wenn ich weggehe, werden sie «Niemands Land». Ich kann meine Flagge nicht in solcher Weise streichen und die rote Ägyptens mit der blauen des Kongostaates vertauschen. Ich habe der ersteren mehr als zwanzig Jahre gedient, die letztere sah ich nie. Nein, bei aller schuldigen Dankbarkeit gegen König Leopold glaube ich nicht, daß ich diesen Vorschlag annehmen kann; lassen Sie uns daher zu der letzten Proposition kommen.

„Es ist möglich, daß meine Leute nichts dagegen haben werden, mich nach dem Victoria-Njansa zu begleiten, da ihr Widerstand, soviel ich weiß, sich nur gegen den Marsch nach Ägypten richtet. Unter der Voraussetzung, daß die Leute bereit sind, mit mir zu gehen, ist der Marsch nach dem Victoria-Njansa möglich; er ist verhältnismäßig kurz: indessen" — „Sie müssen", kam Stanley allen Bedenken zuvor, „wenn Sie dabei beharren, das Anerbieten König Leopolds abzulehnen, und entschlossen sind, in Afrika zu bleiben, meinem Versprechen vertrauen, daß ich eine englische Gesellschaft veranlassen werde, Sie und Ihre Truppen zu beschäftigen; wahrscheinlich ist eine solche in diesem Augenblicke bereits gebildet worden, um einen englischen Besitz in Ostafrika herzustellen."

Emin gab hierauf keine Antwort; er klopfte sich, wie es seine Art war, aufs Knie und lächelte in einer Weise, als wollte er sagen: „wir werden ja sehen!"

Unterdessen kehrte der „Khedive", begleitet von Emins zweitem Dampfer, dem kleineren „Njansa", nach Nsabe zurück. Sie brachten die Träger, deren Stanley, um Major Barttelots Nachhut heranzubringen, bedurfte, 130 an der Zahl vom Stamme der Madi, und überdies einen Vorrat von Lebensmitteln für Stanleys Expedition. Auch für mancherlei besondere Annehmlichkeiten hatte Emin Sorge getragen. Obst und Gemüse für Stanley und dessen

Offiziere hatte er kommen lassen, Schafe und Ziegen als Schlachtvieh, auch eine mächtige Korbflasche mit 10 Gallonen Raki aus seiner Brennerei in Wadelai. Dazu hatte er zwei starke Reitesel für Stanley und Parke besorgt.

Jephson sollte mit einigen Sudanesen und dem Stahlboot bei Emin zurückbleiben. Auch sollte auf Stanleys Wunsch auf der Insel Njamsassi eine befestigte Station durch Emins Leute gebaut werden, damit Stanley an ihr, wenn er zum See zurückkehre, einen Stützpunkt hätte.

So war denn für den Rückmarsch Stanleys alles bereit; auch eine 5 km lange gerade Straße von Nsabe nach dem am Anstieg des Passes liegenden Dorfe Badsua hatte Stanley während der Rasttage bauen lassen. Am Abend des 23. Mai veranstalteten die Sansibariten zu Ehren Emins und seiner Offiziere einen festlichen Abschiedstanz; dann wurde am nächsten Morgen um $6^1/_4$ Uhr, als der Frühnebel noch wie eine weiße Wolke auf dem See lag, der Rückmarsch angetreten.

Die Expedition war etwa eine halbe Stunde marschiert, als sie mit schmetternden Fanfaren und Salutschüssen begrüßt wurde. Emin war mit seiner Eskorte schon vor Sonnenaufgang ausgerückt, um dem von dannen ziehenden Stanley noch eine Abschiedsovation zu bereiten. Nochmals sprach er für all die Mühen, welche Stanley um seinetwillen auf sich genommen, ihm seinen innigsten Dank aus und sagte ihm nochmals mit herzlichen Worten Lebewohl.

Vorsichtigerweise waren die Madi-Träger, welche vor dem weiten Marsche in unbekannte Länder Furcht empfanden, in die Mitte der langen Linie der Karawane eingefügt worden. Aber kaum war das Ende des gebahnten Weges erreicht, so brachen 21 von ihnen aus der Linie und verschwanden in nördlicher Richtung im hohen Grase, und noch vor Badsua nochmals 90, welche im Davonlaufen sogar einen Schauer von Pfeilen über den Nachtrab ausschütteten. Parke, der den Nachtrab führte, hielt dies für einen Angriff und gab sofort Feuer: ein Madi fiel, die übrigen aber entrannen nur um so behender.

Die Expedition, der also von den 130 Hülfsträgern nur 19 geblieben waren, machte daher in Badsua Halt, und Stanley sandte sofort an Emin Meldung von dem, was geschehen war. Unverzüglich ließ der Pascha 82 neue Träger kommen, welche er mit einer starken militärischen Bedeckung der rastenden Expedition nachsandte.

Ein wunderbares Bild hatte sich Stanley auf dem Marsche geboten; er war etwa erst 8 km von Nsabe entfernt, als sein Blick in südöstlicher Richtung auf eine seltsam geformte Wolke fiel, welche von silberartiger Farbe ganz das Aussehen eines mit Schnee bedeckten ungeheuren Berges hatte. Der Fuß von tief blauschwarzer Farbe erschien fast wie eine drohende Gewitterwolke, eingefügt in die Öffnung, welche fern im Süden das Hochland von Unjoro von der westlichen Hochfläche, an deren Fuße die Expedition sich befand, trennte. Es war der gewaltige Ruwenzori, den Stanley vor sich hatte; zwei Sklaven Kavallis erzählten ihm, daß der Berg, welcher im Südosten des Albert-Njansa sich erhebt, mit einer weißen Masse bedeckt sein solle, die sie für Felsen hielten. Das ungewöhnlich klare Wetter gewährte Stanley den Blick auf den etwa 110 km entfernten Berg: aber der erste, wie er meinte, der den Berg sähe, war er darum nicht. Casati hatte schon 1887 über den Ruwenzori an Emin Pascha berichtet, auch eine genaue Route von Unjoro zu dem Berge angegeben. Zwei Stunden lang blieb der Berg Stanley deutlich in Sicht; dann verdeckte ihn im Vorschreiten aber allmählich die westliche Felsmauer.

Nach 2 Tagen schon trafen die von Emin gesandten Hülfsträger in Badsua ein; als besondere Leibgarde für Stanley hatte ihnen der Pascha noch drei bewährte sudanesische Soldaten beigegeben. Jetzt wurden die Madi so verteilt, daß jeder Sansibarit einen zur Überwachung zugewiesen erhielt. Dann ging es nachmittags, während die Sonne den Klimmenden glühend ins Gesicht schien, den steilen Paß hinauf: eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang war jedermann oben. Sofort wurde bei dem Dorfe Bundi das Lager für die Erschöpften aufgeschlagen und mit starken Wachen umstellt; denn nicht ohne Gefahr war die Lage, in welcher sich die Expedition befand.

Schon in Badsua in aller Stille war Stanley die Nachricht zugegangen, daß Kadongo und Musiri, zwei mächtige Häuptlinge der Nachbarschaft, ihre Kriegerscharen vereinigt hätten, um zwischen Bavira und Undussuma die Expedition zu überfallen. Denn daß Stanley mit ihren Gegnern Freundschaft geschlossen, erschien den Reizbaren als eine Beschimpfung, die sie zu rächen hätten. Stanley hielt es für die beste Politik, ihnen zuvorzukommen. Er wählte daher 40 gute Schützen aus seinen Leuten aus und sandte sie zu einem nächtlichen Überfall gegen Kadongos Dorf ab, das auf einem

nicht sehr fernen Hügel erbaut war. Der Auftrag wurde gut ausgeführt, Kadongo jedoch entkam. In der gleichen Weise sollte nun auch Musiri gezüchtigt werden, dessen Dorf weiter landeinwärts lag.

Indessen noch hatte die Expedition am nächsten Morgen das Dorf des Gavira nicht erreicht, als ein großer Trupp von Eingebornen ihr entgegenmarschiert kam. Ein Mann mit einer karmoisinroten Fahne zog vorauf, die aus der Ferne sehr der ägyptischen Fahne (weißer Halbmond und Morgenstern in rotem Felde) glich, unter der Stanleys Expedition heranzog. Stanley vermutete daher, daß es Freunde wären: er machte Halt, und alsbald begrüßte ihn Masambonis Bruder Katto, dem Stanleys Fahnenträger gefallen hatte. Es wurde nun beschlossen, daß der geplante Überfall am zweitnächsten Morgengrauen ausgeführt werden sollte, und Katto zog im Geschwindschritte ab, um im Auftrage Stanleys Masambonis Krieger dazu zu entbieten. Auch Mpinga, der Gavira, war bereit, an dem Überfalle teilzunehmen.

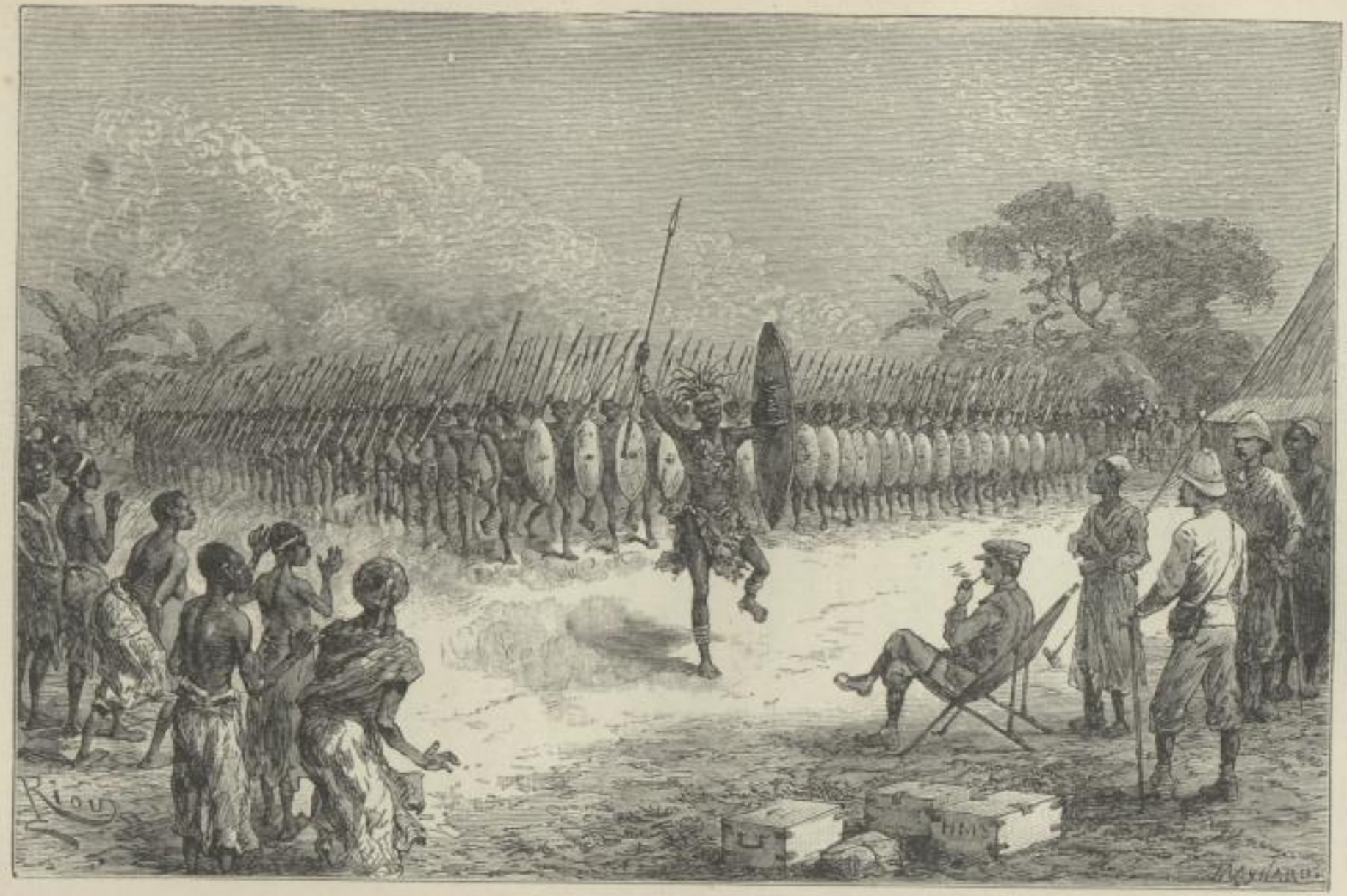
Schon am Abend vorher traf Masamboni in Person mit 1000 Kriegern in Stanleys Lager ein; 500 Bavira schlossen sich an; und in der Nacht um 3 Uhr brach das Heer der Verbündeten bei hellem Mondscheine gegen Musiris Dorf auf. In tiefem Schweigen zogen die Kriegerscharen dahin. Um Sonnenaufgang erreichten sie das Dorf: Katto mit den Wandussuma umfaßte es in der linken Flanke, Mpinga mit den Bavira in der rechten, Parke mit den Sansibariten bildete das Centrum. Gleichzeitig drangen die Angreifer von drei Seiten vor: aber kein Verteidiger zeigte sich. Das Dorf war vollständig leer. Durch das Unglück Kadongos gewarnt, hatte Musiri mit seinen Mannen und Herden sich in Sicherheit gebracht. Nur eine große Menge Getreide erbeuteten die Sieger und zogen dann fröhlich wieder von dannen.

Den unblutigen Sieg zu feiern, veranstalteten am Nachmittage Masambonis Krieger unter Kattos Führung einen festlichen Phalanxtanz vor Bula-Matari, dem „Bruder" ihres Häuptlings.

Während fast ein Dutzend große und kleine Trommeln von ebenso vielen Musikanten im Takt geschlagen wurden, stellten Katto und sein Vetter Kalenge, mit prächtigen weißen Hahnenfederbüschen geschmückt, 33 Linien von je 33 Mann in der Form eines geschlossenen Vierecks auf. Die meisten der Krieger hatten nur einen Speer, doch besaßen einige auch zwei außer den Schilden und Köchern, welche um den Hals am Rücken herabhingen.

Die Phalanx stand mit auf der Erde ruhenden Speeren still, bis auf ein mit den Trommeln gegebenes Zeichen Katto mit tiefer Stimme einen wilden Triumphgesang begann und den Speer erhob; sofort stieg ein Wald von Speeren über den Köpfen auf, in mächtigem Chor antworteten die Stimmen, die Phalanx bewegte sich vorwärts, und es erdröhnte der Erdboden wie bei einem Erdbeben. Die Männer stampften alle mit Gewalt auf den Boden und machten nur ganz kurze, 15 cm lange Schritte. In dieser Weise bewegte die Phalanx sich langsam vorwärts; die Stimmen hoben und senkten sich in rauschenden Schallwellen, die Speere stiegen in die Höhe und sanken wieder herab, und die zahllosen blanken eisernen Spitzen blitzten, wenn sie nach dem Takt der dumpfen Trommeln empor und wieder abwärts stiegen. Die Stimmen und das Getöse der Trommeln hielten sich genau im Takt, das Heben und Senken der beständig in wirbelnder Bewegung gehaltenen Speerspitzen erfolgte gleichzeitig und unter gleichmäßigen Körperbewegungen, und der harte, feste Boden hallte von dem Getöse der stampfenden Schritte wieder. Entsprechend diesen Bewegungen hoben und senkten sich die tausend Köpfe, sich aufrichtend bei den wuchtigen Schallwellen, herabsinkend bei dem gedämpften, klagenden Murmeln der Menge. Als sie, um der zunehmenden Wucht der Stimmen die größte Wirkung zu geben, das Gesicht in die Höhe gerichtet und den Kopf zurückgebeugt, ihr Geschrei ausstießen, das Haß und vernichtenden Krieg andeuten sollte, schien jede Seele von der Leidenschaft der todbringenden Schlacht ergriffen zu sein; die Augen der Zuschauer erglänzten, und die Menge erhob drohend die geballten Fäuste. Und als die Krieger die Köpfe senkten und zur Erde beugten, schien man den Todeskampf, den Jammer und das Elend des Krieges zu fühlen, an die Thränen und das Wehklagen der Witwen, das Weinen der vaterlosen Waisen, an zerstörte Heimstätten und vernichtete Ländereien zu denken. Als aber die stetig vorrückende Masse die Köpfe wieder zurückwarf, die starrenden Speere blitzten und zusammenschlugen, und die bunten Federn schwankten und rauschten, da erscholl ein lauter trotziger Ruf und ein so kraftvolles Jubelgeschrei, daß man nur die glorreichen Siegesfahnen sah und die Pulsschläge stolzen Triumphes fühlte.

Als die große festgeschlossene Masse der Krieger mit wildem Gesange bis nahe an Stanleys Sessel herangerückt war, senkte die Front ihre blitzenden eisernen Speere zu einer geraden Linie; dreimal



Der Siegestanz der Krieger Masambonis. S. 142.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

senkten und hoben sie dieselben zum Gruße, worauf die Krieger, die Speere wie zum Fortschleudern ergreifend, die Schäfte schüttelnd und ein schrilles Kriegsgeschrei ausstoßend, sich einer nach dem andern in Laufschritt setzten. Immer mehr wuchs die Aufregung, bis das Viereck sich in drei rundherum wirbelnde Kreise verwandelt hatte und Fürst Katto nach dreimaligem Umlauf um den freien Platz sich in der Mitte aufstellte, worauf die in der Runde herumjagenden Reihen sich knäuelförmig um ihn zusammenrollten, sodaß ein großer geschlossener Kreis entstand. Nach Beendigung dieses Manövers wurde wieder das Viereck formiert und das Ganze in zwei Hälften geteilt, von denen die eine nach dem einen, die andere nach dem andern Ende des Platzes sich zurückzog. Noch immer den wilden Gesang fortsetzend, drangen sie gegeneinander vor, passierten ohne die geringste Verwirrung zwischeneinander durch und nahmen die entgegengesetzte Stellung ein, worauf unter wilden Gesten nochmals ein rasches Umkreisen des Platzes stattfand, bis das Auge von den herumwirbelnden Gestalten völlig verwirrt war. Dann suchten alle lachend und scherzend ihre Hütten auf.

Von Masamboni mit 3 Ochsen und Mehlrationen für 2 Tage beschenkt, zog nun die Expedition auf ihrem früheren Wege weiter. Auch die Babesse, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hatten nichts dagegen, daß in ihrem Gebiete das Lager aufgeschlagen wurde. Ja sie erschienen unbewaffnet im Lager selbst und brachten am Morgen beim Abmarsche eine Ziege, einige Hühner und eine gute Tracht Bananen Stanley als Gastgeschenk dar. Bald war nun der Ituri überschritten, und der Marsch durch den pfadlosen Urwald begann; doch nach fünftägigen Mühsalen schon war Fort Bodo erreicht. Durch einige Schüsse kündete die Expedition ihr Nahen an: Antwortschüsse ertönten von dem Fort her durch den lautlosen Wald, und mit schnellen Schritten kam Leutnant Stairs, dicht hinter ihm Kapitän Nelson heran, um nach der langen Trennung Stanley und Parke zu begrüßen. Dann stürzten die Wangwana in Haufen herbei, laut jubelnd mit strahlenden Gesichtern und blitzenden Augen: warum sollten sie auch die Freude, die ihr Herz erfüllte, verbergen?

In dem Fort stand alles wohl. Eine Maisernte war eingebracht, und die Felder schon für die nächste Saat vorbereitet; die Bananenpflanzungen standen mit Fruchtbüscheln beladen, und die süßen Kartoffeln wuchsen an manchen Stellen schon wild. Wohl hatten die Wambutti-Zwerge wiederholt nächtlicherweile die Felder

geplündert, aber Stairs hatte ihnen einen solchen Schrecken beigebracht, daß sie sich zurückgezogen hatten.

Traurig dagegen lautete der Bericht, den Stairs über seinen Zug nach Ugarrowwas Lager abstattete. Dort waren am 18. September 1887 von der Expedition 56 Mann zurückgeblieben, von denen, als Stairs am 14. März 1888 dort anlangte, um sie nach Fort Bodo abzuholen, nur 30 noch lebten. Von diesen hatten sich zwei einem Raubzuge der Leute Ugarrowwas angeschlossen und waren abwesend. Dem Mngwana Djuma ben Said hatte Parke schon früher wegen einer Verletzung den einen Fuß abnehmen müssen; jetzt war er wohl gesund, aber nicht marschfähig; er mußte also in Avadori zurückbleiben. Und den Mngwana Baraka ließ Stairs an die Stelle eines durch Krankheit marschunfähig gewordenen der 20 Boten treten, welche weiter westwärts vordringen sollten, um dem Major Barttelot ein Schreiben Stanleys zu überbringen. So trat denn Stairs am 18. März, nachdem er Ugarrowwa die ausbedungenen Unterhaltungskosten bezahlt hatte, mit den überlebenden 26 Mann den Rückmarsch nach Fort Bodo an. Indessen schon in Ipoto mußte Dualla, der letzte der Somalis, welche für die Expedition sich hatten anwerben lassen, sterbend zurückgelassen werden; 10 andere starben unterwegs, und Tom, der frühere Eseltreiber, desertierte. Nur 14 also von den 56 Invaliden gelang es Stairs lebend nach dem Fort zu bringen. Die kurzen Märsche, welche er hatte machen müssen, hatten ihn zudem so aufgehalten, daß er erst nach 71tägiger Abwesenheit in das Fort zurückkehrte. Seit 24 Tagen war damals die Expedition nach dem Njansa abmarschiert: es war also Stairs nichts anderes übrig geblieben, als ruhig ihre Rückkehr in Bodo abzuwarten.

Um so mehr drängte es nach diesen Erfahrungen Stanley, Barttelot und der Nachhut, über deren Schicksal völliges Dunkel schwebte, zu Hülfe zu kommen; war doch auch von den 20 Boten, die er vor vier Monaten abgesandt hatte, nicht die geringste Meldung nach Bodo gelangt. Über das Fort selbst glaubte er ruhig sein zu können, da nirgendwo für dieses eine Gefahr sich zeigte und überdies Emin Pascha ihm zugesagt hatte, in etwa 2 Monaten die Besatzung desselben nach dem Albert-See abholen zu wollen. Das einzige, was überhaupt noch von dem Fort aus geschehen konnte, war, ein Dutzend Trägerlasten, welche Stairs aus Mangel an Trägern in Ipoto hatte zurücklassen müssen, von dort abzuholen:

ein Auftrag, den er Parke erteilte. Den Zug dagegen, welcher zum Entsatze der Nachhut bestimmt war, war Stanley entschlossen, selbst zu führen.

Indessen einen Marsch von 1500 km, nach Jambuja und zurück, war Stanley überzeugt, würden nur Freiwillige durchführen können. Nachdem er daher seinen Leuten ein zweitägiges Ausruhen gegönnt, berief er sie zu einem Schauri.

„Ein Jahr ist's her", sagte Stanley zu den Versammelten, „daß wir den Major und die Nachhut in Jambuja zurückgelassen haben. Wo sind jetzt unsere weißen Brüder? Sind sie noch dort? Oder sind sie vorwärts marschiert? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß sie unter großen Schwierigkeiten leiden, unter Schwierigkeiten, die ihnen größer erscheinen müssen, als uns. Denn wir haben den Wald überstanden und können daher seine Beschwerden als geringer betrachten; uns würde ja die Erfahrung lehren, wie wir mit den Tagesrationen weiser umgehen müßten, wo wir den ermatteten Körper erfrischen könnten, wann wir den Marsch beschleunigen müßten, um nicht in Not zu kommen. Wie würde es unsere armen Freunde erfreuen, wenn sie sich wieder mit uns vereinigen könnten! Unsere lange Abwesenheit hat sie betrübt gemacht: aber wie würden unsere guten Nachrichten die Schwachen aufrichten und die Verzagten ermutigen! Ihr wißt ja alle, welche Schätze an Zeugen und Glasperlen sich in der Obhut der Nachhut bei dem Major befinden. Wir können nicht alles tragen, und brauchen auch in Wirklichkeit gar nicht so viel. Wie kann das besser verwendet werden, als für die unermüdlichen, treuen Burschen, welche ihren Herrn zweimal nach dem Njansa und zurück zu seinen lange vermißten Freunden gebracht haben? Ich bitte euch deshalb, tretet zu mir heran, ihr, die ihr bereit seid, mit mir zu gehen, während ihr, die ihr hier im Fort zu bleiben vorzieht, in Reihe und Glied stehen bleibt."

Kaum hatte Stanley geendet, als wie mit einer Stimme die Wangwana riefen: „Auf zum Major!" und 107 sprangen mit einer Art freudiger Hast auf ihn zu, während nur 6 Mann, denen man die Schwäche und Krankheit ansah, stehen blieben.

Das übertraf Stanleys Erwartungen: er dankte den wackeren Männern und ließ an jeden als Wegzehrung Mais für 25 Tage austeilen. Da sah man denn bis zum Abend vor dem Aufbruche jedermann im Lager beschäftigt, die Maiskörner mit Schlägel,

Mörser und Sieb in Mehl zu verwandeln oder auch Bananen, die geschält, in Scheiben zerschnitten und auf hölzernem Rost über langsamem Feuer getrocknet waren, zu feinem Mehle zerstoßen. Auch Stanley selbst traf seine Vorbereitungen: er flickte seine Schuhe und Kleider und besserte seinen Schirm und Feldstuhl aus.

Am Morgen des 16. Juni trat dann die Entsatz-Kolonne zum Abmarsche an: es waren 113 Sansibariten, 95 Madi-Träger und 4 Soldaten Emin Paschas, die sie bildeten. Ihnen schloß sich Parke mit 14 Mann an, die indes nur bis Ipoto mitziehen sollten. Für Randy, seinen kleinen Dachshund, schien Stanley ein Marsch von 1500 km zu viel. Er ließ ihn unter der Obhut Stairs, welcher als Befehlshaber des Forts und der Besatzung zurückblieb: aber das treue Tier legte sich, nachdem es den letzten Mann der langen Kolonne im Walde hatte verschwinden sehen, hin, weigerte sich zu fressen und starb am dritten Tage — fast möchte man sagen an gebrochenem Herzen.

So ging es denn von neuem in den unwegsamen Urwald hinein; und bald ertönten wieder von der Spitze der Kolonne her die Warnrufe der Führer: „Rote Ameisen! Holzsplitter! Eine Grube zur Rechten! Dornen, Dornen, hütet euch vor Dornen! Nesseln, hütet euch vor Nesseln! Unten glatt, unten! Eine Wurzel! Rote Ameisen im Anmarsch: gebt Acht auf die Ameisen! Ein Baumstamm, Holzsplitter darunter!“ Das war die Abwechselung von Lager zu Lager, bis nach einigen Tagen Ipoto erreicht wurde.

Kilonga-Longa war selbst anwesend. Er hatte ein schlechtes Gewissen: nachmittags erschien er daher in Stanleys Lager und gab aus eigener Bewegung 19 von den etwa 30 Gewehren zurück, die er und seine Leute meist durch unredliche Mittel in ihren Besitz gebracht hatten; selbst ein Geschenk von Ziegen und Reis fügte er hinzu. Stanley hatte wichtigeres zu thun, als den andern Gewehren und den Patronen nachzuforschen, welche die Manjema durch Diebstahl und Erpressung an sich gebracht: er ließ die Sache auf sich beruhen, sodaß der schurkische Araber am nächsten Tage, um Stanley ganz zu versöhnen, noch 2 weitere Gewehre zurücklieferte und der weiterziehenden Expedition eine Eskorte von 15 Manjema mitgab, welche sie bis zur nächsten Station Ugarrowwas geleiten sollte.

Nun wurde der Ituri überschritten. Nur ein einziges Kanoe war dazu vorhanden, sodaß viele Stunden vergingen, bis die ganze Karawane auf dem südlichen Ufer sich befand. Aber während dieses

Aufenthaltes waren die Manjema-Führer spurlos verschwunden; sie besorgten offenbar, Stanley möchte für die Behandlung, welche seine Kranken in Ipoto erfahren hatten, an ihnen Rache nehmen.

In wenigen Tagemärschen hatte die Expedition die Stelle von Nelsons Hungerlager erreicht. Die Kisten, welche Stanley auf dem Hinmarsche dort im Sande vergraben hatte, fanden sich unversehrt vor. Aus ihnen ergänzte die Expedition ihren Patronenvorrat, alles übrige im Sande wieder verscharrend. Jedermann eilte, den verhaßten Ort zu verlassen: weiter landeinwärts im Walde wurde das Lager für die Nacht aufgeschlagen. Da erschien, sehr unerwartet, die seit dem Ituri verschwundene Manjema-Eskorte; etwas kleinlaut meldete sie sich bei Stanley: Kilonga-Longa hatte sie von Ipoto auf der Stelle wieder zurückgeschickt und ihr befohlen, nicht ohne eine Bescheinigung Stanleys zurückzukehren, daß sie bis zu Ende genau ihrer Weisung nachgekommen wäre.

Von Tag zu Tage, je weiter er vordrang, erwartete Stanley, eine Nachricht von den 20 Boten, die er im Februar zu Major Barttelot abgesandt hatte, zu erhalten oder gar ihnen selber zu begegnen. Er richtete daher den Marsch etwas weiter nach Süden, um den Weg zu finden, den die Boten, als sie mit Stairs zu Ugarrowwa zogen, gegangen waren. So gelangte er nicht an der Mündung, sondern viel weiter oberhalb an den Lenda, der jetzt breit mit rascher Strömung den Pfad sperrte. Indes wenig stromab lag eine Stelle, wo die felsigen Ufer den Strom bis auf 30 m einengten, sodaß er durch die Enge mit rasender Hast dahinstürzte. Es war eine kühne Idee, gerade an dieser Stelle eine Brücke zu bauen. Drei mächtige Bäume, jeder mehr als 30 m hoch, wurden gefällt und geschickt über den Felsspalt geworfen; ein Geländer, mit Rotangranken befestigt, wurde hinzugefügt: und die Brücke, fest und sicher, war fertig.

Endlich am 13. Juli wurde Ugarrowwas Lager erreicht. Manch einer hatte gehofft, sich hier zu erholen und auszuruhen; allein die Hoffnung war eitel: das Lager des Arabers war verlassen. An den Spuren erkannte man, daß er schon vor längerer Zeit mit all seinen Leuten den Fluß hinabgegangen war. Eine trostlose Einöde that sich damit vor Stanleys Leuten auf; denn soweit Ugarrowwas Manjema rechts und links auf den Flußufern fouragiert hatten, war keine Banane, kein Huhn mehr zu finden.

Am schwersten traf diese Enttäuschung ohne Zweifel die Madi-

Träger, welche die Expedition begleiteten. Obgleich Stanley jeden Morgen in seinem Lager vor dem Ausmarsche ausrufen ließ, auf wie viel Tage der Proviant eines jeden noch reichen müßte, so wußten die Madi doch nicht hauszuhalten. Hatten sie viel, so verzehrten sie viel; ja, um ihre Traglast zu erleichtern, streuten sie ihr Maismehl absichtlich auf den Weg. So wurden denn nicht wenige von ihnen bald durch den Hunger erschöpft und hielten nur mühsam und schwankend mit der Karawane Schritt. Dazu kam, daß sie, viel weniger abgehärtet als die Sansibariten, die kalten Regenschauer, welche im Urwalde nicht selten niedergingen, nicht ertragen konnten. Wohl ließ Stanley bei den ersten Zeichen eines Regens Halt machen und eine mächtige Zeltleinwand von 45 m ins Geviert ausbreiten, damit jeder, der es wollte, darunter gegen den Regen Schutz finden könnte; aber der beim Weitermarsche von den Blättern herabklatschende Schauer machte sie wie Espenlaub vor Frost zittern. Bei vielen nahm ihre ebenholzartige schwarze Hautfarbe eine aschgraue Färbung an, Krankheiten stellten sich ein und alle Knochen markierten sich wie bei einem wandelnden Gerippe. So kam es denn, daß fast täglich 2 oder 3 von den Madi starben: eben noch gingen sie schwankend in der Reihe mit; plötzlich stürzten sie zu Boden wie ins Herz geschossen und waren tot. Von einem Ankämpfen gegen die Schwäche, von einem Anspannen des Willens war bei keinem die Rede. Ihr Häuptling hatte das Mißgeschick, sich einen scharfen Holzsplitter in den Fuß zu treten; widerstandslos gab er sich verloren. Am Morgen, als die Trompete zum Weitermarsche erklang, berief er seine Landsleute zu sich, verteilte seine blanken eisernen Arm- und Beinspangen, seine Halsbänder und Ohrringe unter sie und streckte sich dann ohne die geringste Gemütsbewegung aus, um zu sterben. Und ruhig zogen die andern weiter und überließen ihn dem Schicksal, dem er sich, zum Widerstande zu energielos, ergeben hatte.

Freilich streiften die Leiden des Marsches im Urwalde fortwährend an die äußerste Grenze des Erträglichen. Bei jedem Schritte wurde man von den Dornen des Rotangs, von zähen Epheuranken oder einer riesigen Distel festgehalten, die alles zerkratzten und zerrissen, woran sie sich festhakten. Während man unter dem Blätterdache marschierte, ließen sich auf die Dahinschreitenden glatte, schwarze Ameisen hinabfallen, von deren Bissen die Haut rasch anschwoll und blasig wurde. Die Luft war heiß und

erstickend; das ewige Dämmerlicht des Waldes bedrückte das Gemüt. Dazu kamen die unzureichenden Lebensmittel, die auch nur durch weites Ausschwärmen der Fouragierer erlangt werden konnten. Selbst Stanley hatte seit einem Monate nicht einen Bissen Fleisch gegessen. Hinter seinem Zelte stand Sali, sein Zeltdiener, im Gespräche mit einem andern Sansibariten.

„Ich glaube", sagte Sali, „der Herr wird nicht mehr lange leben. Man kann sehen, wie seine Kräfte rasch abnehmen."

„Wenn es Gott gefällt", erwiderte der andere, „werden wir in einigen Tagen Ziegen oder Hühner finden. Der Herr braucht Fleisch, und er soll es haben, wenn Ugarrowwa nicht das ganze Land ausgeräumt hat."

„Ach", sagte Sali, „wenn die Wangwana nur Menschen und nicht Tiere wären, dann würden sie mit dem Herrn das Fleisch teilen, das sie mit seinen eigenen Gewehren sich verschaffen."

„So schlecht sind wenige hier, daß sie das nicht thun sollten."

„Das weiß ich besser", meinte Sali. „Einige von uns finden fast täglich ein Huhn oder eine Ziege: aber hat man schon gesehen, daß sie dem Herrn etwas davon gebracht haben?"

Stanley hatte das Gespräch mit angehört: er rief Sali in das Zelt und fragte ihn weiter aus. Da ergab sich denn, daß wirklich zwei Sansibaritenführer beim Fouragieren eine Ziege und drei Hühner erbeutet und in aller Stille allein aufgegessen hatten. Danach traf Stanley seine Maßregeln und erhielt denn auch noch an demselben Abende drei Hühner abgeliefert, die ihm eine ebenso willkommene als notwendige Stärkung waren.

Inzwischen war es der Expedition gelungen, sich in den Besitz einiger Kanoes zu setzen, sodaß die Kranken und ein Teil der Traglasten den Fluß hinab gefahren werden konnten. Infolgedessen rückte die Kolonne jetzt schneller vor und erreichte am letzten Julitage das Dorf Avisibba, dessen Bewohner bei dem Hinaufmarsche der Expedition sich so hartnäckig deren Vorrücken widersetzt hatten. Nun war es totenstill im Dorfe; denn eilfertig hatten sie jetzt, sobald Stanley einige Signalschüsse hatte abgeben lassen, sich in das Dickicht des Waldes geflüchtet. Um so größer war daher Stanleys Erstaunen, als er, eben gelandet, aus dem Gebüsche ein kleines nacktes Mädchen gesetzten Schrittes auf sich zukommen sah.

„Ist es denn wahr?" fragte die Kleine auf Kisuaheli, der Sprache der Sansibariten. „Ich hörte in meinem Versteck einen

Gewehrschuß und sagte zu mir: das müssen meine eigenen Leute sein; ich will hingehen und sie aufsuchen; denn die Heiden haben keine Gewehre."

„Wie heißest du denn?"

„Hatuna-mgini."*

„Und wie bist du hierher gekommen?"

„Ugarrowwa, der große Araber, hat mich und fünf Frauen hier zurückgelassen, weil sie krank waren."

„Er war also hier?"

„Ja, fünf Tage war er hier, um Lebensmittel zu sammeln und zurecht zu machen und schoß in einer Schlacht mit den Avisibba viele von diesen tot. Dann fuhr er weiter vor vielen, vielen, ja vor mehr als zehn Tagen mit seiner großen Kanoeflotte. Da kamen die Eingebornen wieder herbeigelaufen und töteten die fünf Frauen; aber ich lief fort und versteckte mich im Gebüsch. Da bin ich immer ganz still geblieben und aß wilde Früchte; aber in der Nacht schlich ich mich näher an das Dorf heran und pflückte mir reife Bananen."

Das war die erste eingehende Nachricht, welche Stanley über den Marsch Ugarrowwas erhielt: er mußte eilen, ihn einzuholen, wollte er nicht, hinter ihm herziehend, seine Leute dem Hungertode aussetzen. Denn nur in großer Entfernung von dem Flußufer vermochten die Fouragierer genügende Lebensmittel aufzufinden. Großen Aufenthalt verursachte dabei die Mühe, um die häufigen Stromschnellen und Wasserfälle die aus 19 Kanoes jetzt bestehende Flotille der Expedition zu Lande herumzuschieben. Aber mußte für die viel zahlreichere Schar des Arabers dieser Aufenthalt nicht noch viel größer sein? Indessen die Panga-Fälle hatte Ugarrowwa schon passiert: verbrannte Dörfer und niedergehauene Paradiesfeigenpflanzungen bezeichneten seinen Weg. In Mijui überraschte Stanleys Vortrab einige Eingeborne am Flußufer, wie sie eben beschäftigt waren, ein kannibalisches Mahl zuzubereiten: sie entsprangen ins Gebüsch und ließen die Leiche einer eben erst getöteten Frau (offenbar aus Ugarrowwas Gefolge) mit den bereit stehenden Kochtöpfen am Ufer zurück. Erst an demselben Morgen, brachten Stanleys Kundschafter in Erfahrung, war Ugarrowwa in Mijui gewesen und dann stromabwärts gefahren. Demnach war zu erwarten, daß bei den nächsten größeren

---

* Auf Deutsch: wir haben keinen andern.

Katarakten, den Wespenfällen, Stanley ihn einholen würde. Mit kräftigen Ruderschlägen ging es daher am nächsten Morgen in aller Frühe vorwärts, und noch vor der Mittagsrast erkannte man am rechten Ufer des mächtig dahinströmenden Flusses ein ungeheures Lager und sah die Gestalten weiß gekleideter Menschen in dem Gebüsche sich bewegen.

Stanley hielt es doch für geraten, nach dem linken Ufer zu abzulenken. Dann zog er die (ägyptische) Flagge der Expedition auf und ließ drei Signalschüsse abfeuern. Mit tiefem Knall antworteten von drüben die schwer geladenen Gewehre des Arabers, und mehrere große Kanoes stießen vom rechten Ufer ab, um Stanley zu begrüßen. Auf Kisuaheli riefen sie die dahin fahrende Expedition an; die üblichen Höflichkeiten wurden ausgetauscht, und Stanley erhielt auf die Frage, ob die Manjema nichts von den Boten wüßten, die er im Februar den Strom hinab entsandt habe, die überraschende Mitteilung, daß die Boten sich wohlbehalten in Ugarrowwas Lager befänden. Keineswegs indessen hatten sie den Auftrag, welchen sie übernommen, vernachlässigt; bis zu den Wespenfällen hatten sie sich hindurchgearbeitet durch die Wildnis. Hier aber mußten sie die Unmöglichkeit erkennen, mit ihrer geringen Zahl durch die wildfeindseligen Eingebornen sich hindurchzuschlagen; sie waren daher zu Ugarrowwa zurückgekehrt und hatten sich unter dessen Schutz gestellt. Im Mai hatte dann der Araber seine Leute von den Außenstationen gesammelt und war mit seiner ganzen Macht den Ituri hinabgezogen. So waren in seinem Gefolge die Boten jetzt zum zweitenmal zu den Wespenfällen hinabgelangt. Sofort beschied nun Stanley sie vor sich.

Noch war die Expedition beschäftigt, in dem von den Eingebornen verlassenen Dorfe Bandeja am linken Ufer des Stromes, gegenüber dem Lager Ugarrowwas, Quartier zu machen, als dort auch schon in einem Kanoe die so lange vermißten Boten eintrafen. Sie hatten gar nichts ausgerichtet: aber war es ihre Schuld? Ugarrowwa selbst und seine Leute geleiteten sie zu Stanley.

„Herr", begann der Führer der Boten seinen Bericht, dem voll Spannung in atemloser Stille die ganze Expedition lauschte, „Herr, als Ihr Freiwillige aufriefet, um Euer Schreiben an den Major zu befördern, da gab es keinen Mann unter uns, der nicht entschlossen war, sein möglichstes zu thun, weil wir wußten, daß wir alle eine hohe Belohnung haben und große Ehre erzielen würden, wenn wir Erfolg hätten. Wir haben unser Bestes gethan, aber es ist vergeblich gewesen. Wir haben deshalb sowohl die Be-

lohnung als auch die Ehren verloren. Die Leute, welche mit Euch nach dem Njansa gegangen sind und den Pascha gefunden und sich rühmen können, ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, sind es, welche die beste Belohnung aus Eurer Hand verdienen. Aber wenn es uns nicht gelungen ist, den Major aufzufinden und sein Herz mit den guten Botschaften, die wir zu überbringen hatten, zu erfreuen, so weiß Gott, daß das nicht unsere Schuld gewesen ist, sondern sein Wille war, daß wir das nicht sollten. Wir haben vier von unserer Schar verloren und ich bin der einzige, welcher keine während der Reise erhaltene Wunde zeigen kann. Wir haben zwei Mann, die zwar noch am Leben sind, aber wegen des Giftes in ihrem Blute unheilbar zu sein scheinen. Einige von unsern Leuten können Euch bis zu fünf Pfeilwunden zeigen. Bis nach Avisibba kamen wir ziemlich ungehindert den Fluß hinab, aber dann begann bald die scharfe Arbeit. In Engwedde wurden zwei verwundet; bei den Panga-Fällen wurden drei Mann durch Pfeile sehr ernstlich verletzt. Zwischen den Panga-Fällen und hier fand Tag für Tag und Nacht für Nacht ein beständiger Kampf statt; die Eingebornen schienen, lange bevor sie uns erreichten, unsere Stärke genau zu kennen und griffen uns entweder bei hellem Tage oder in der Dunkelheit an, als ob sie entschlossen wären, uns zu vernichten. Weshalb sie so viel Mut uns gegenüber zeigten, nachdem sie sich so feig benommen hatten, als wir mit Euch flußaufwärts gingen, kann ich nicht sagen, wenn nicht unsere zu halben Dutzenden stromabwärts gekommenen Deserteure die Heiden in den Stand gesetzt haben, den Geschmack des Blutes der Sansibarleute zu erproben, und sie nicht meinen, daß das, was ihnen bei jenen gelungen, ihnen auch bei uns gelingen könnte. Als wir aber dies Dorf, in welchem Ihr Euch jetzt befindet, erreichten, waren nur noch elf von uns zu etwas tauglich, die übrigen waren an den Wunden krank und einer war hülflos. Kaum hatten wir diesen Ort erreicht, als der Kampf mit wirklichem Ernste begann. Die Bewohner des großen Dorfes uns gegenüber vereinigten sich mit den Eingebornen von Bandeja, der Fluß schien von Kanoes zu schwärmen und das Dickicht um das Dorf herum war ganz lebendig von Eingebornen. Nach einstündigem Versuche, während dessen namentlich auf dem Flusse viele von ihnen getötet sein müssen, weil sie überall so dicht gedrängt waren, wurden wir in Ruhe gelassen. Wir benutzten die Zeit, um die wenigen Hütten, welche wir zu unserm Quartier ausgewählt hatten, so gut wie möglich zu befestigen.

„Als die Dunkelheit anbrach, stellten wir in üblicher Weise Schildwachen aus, wie Ihr und Leutnant Stairs und Ugarrowwa sämtlich uns dringend geraten hattet; aber ermüdet von der Arbeit und ermattet von der Sorge müssen unsere Posten geschlafen haben, denn das erste, was wir erfuhren, war, daß die Eingebornen unser Boma niedergerissen hatten und ins Lager gekommen waren, und als wir durch den wilden Schrei eines Mannes, der mit einem Speer den Todesstoß erhalten hatte, erweckt wurden, fanden wir sie mitten unter uns. Jeder von uns griff nach dem Gewehr und feuerte auf den nächsten Mann, sodaß sechs Eingeborne tot zu unsern Füßen hinstürzten. Das lähmte sie für einen Augenblick, aber dann hörten wir die Stimme eines Häuptlings sagen: «Diese Leute sind Bula-Matari davongelaufen. Nicht einer von ihnen darf am Leben bleiben.» Und darauf kamen sie in dichten Scharen, die von dem Aufblitzen unserer Gewehre beleuchtet wurden, vom Flusse und aus dem Dickicht heran und ihre Zahl war so groß, daß sie selbst die Besten von uns eine kurze Zeit erschreckte. Lakkin jedoch, der nie so spaßhaft ist, als wenn er sich in Schwierigkeiten befindet, rief aus: «Diese Burschen sind wegen des Fleisches gekommen, gebt es ihnen, laßt es aber ihr eigenes sein!» Und Verwundete und alle ergriffen ihre Gewehre und zielten, als ob sie nach der Scheibe schössen. Wie viele von den Eingebornen fielen, kann ich nicht sagen, aber als unsere Patronen auf die Neige zu gehen begannen, liefen sie von dannen und überließen es uns, die Toten um uns herum zu zählen. Zwei von unsern Leuten antworteten beim Aufruf nicht mehr auf ihre Namen, ein dritter, Djuma, der Sohn des Nassib, rief mich und als ich zu ihm kam, sah ich ihn zu Tode bluten. Er hatte gerade noch Kraft genug, um mich aufzufordern, die Reise aufzugeben. «Geht zurück!» sagte er. «Ich gebe euch meine letzten Worte. Geht zurück. Ihr könnt den Major nicht erreichen; deshalb, was ihr auch thut, geht zurück zu Ugarrowwa.» Nachdem er das gesagt hatte, stieß er seinen letzten Atemzug aus und fiel tot um.

„Am nächsten Morgen beerdigten wir unsere eigenen Leute und fanden um das Boma 9 tote Eingeborne, während innerhalb desselben 6 lagen. Wir enthaupteten die Leichen, sammelten die Köpfe auf einen Haufen und berieten dann miteinander über das Beste, was wir jetzt thun könnten. Es waren noch 17 von uns am Leben, aber nur vier, die unverletzt von Wunden waren. Djumas letzte Worte klangen uns auch wie eine Warnung ins Ohr, und wir be-

schlossen daher, nach Ugarrowwas Lager zurückzukehren. Das war aber leichter gesagt, als gethan. Ich will Euch nicht mit Einzelheiten langweilen; wir stießen auf eine Schwierigkeit nach der andern. Diejenigen, welche schon früher verwundet waren, wurden nochmals von Pfeilen verwundet, und die nicht verwundet waren, entkamen nicht ohne Wunden, außer mir, der ich durch Gottes Gnade noch heil bin. Ein Kanoe kenterte, und wir verloren fünf Gewehre. Ismaili wurde bei den Panga-Fällen erschossen. Aber weshalb soll ich das noch einmal erzählen, was ich schon geschildert habe? Es waren von uns nur 16 am Leben und 15 davon waren verwundet. Mögen die Narben dieser Wunden Euch das übrige erzählen. Wir stehen alle in Gottes und in Ihrer Hand, Herr. Thut mit uns, wie Ihr es für gut haltet! Meine Worte sind zu Ende."

Mit tiefer Bewegung hatten alle, die zugegen waren, die Leidensgeschichte vernommen; alle Hände streckten sich den Wackeren entgegen. „Gott sei Dank!" rief man ihnen zu. „Ja, Gott sei Dank! Ihr habt euch tapfer benommen! Ja, ihr habt wirklichen Wert und Mannesmut gezeigt!"

Auch Ugarrowwa sprach sich mit viel Anerkennung aus. Er hatte die kleine Heldenschar pflegen lassen, bis die Wunden geheilt waren. Nur zwei von den Boten lagen jetzt noch schwer darnieder: zwei Monate später war der eine von ihnen ebenfalls wieder völlig hergestellt, der andere aber seinen Wunden erlegen.

Auch gegen Stanley erwies sich der Araber sehr entgegenkommend: er sandte der Expedition als Geschenk 4 Ziegen und 4 Säcke mit Reis. Auch 3 große Kanoes überließ er Stanley, sodaß jetzt sämtliche Mannschaften und Traglasten in Kanoes untergebracht werden konnten, und die Expedition auf dem Flusse nunmehr mit verdreifachter Geschwindigkeit im stande war, ihren Weg fortzusetzen. Das war von höchster Wichtigkeit; denn die Sorge um Barttelot und die Nachhut, von der, als wäre sie vom Erdboden verschwunden, jegliche Nachricht ausblieb, zermarterte Stanleys Gemüt Tag und Nacht.

Schnell ging nun die Fahrt stromab; wiederholt traf es sich, daß jetzt die Expedition an einem Tage drei ihrer Lager auf dem Hinaufmarsche passierte. Am 16. August wurde die Insel Bungangeta erreicht, auf der es Hütten genug zur bequemen Rast gab. Die Ufer des Flusses aber waren verödet, die Dörfer zu beiden Seiten verwüstet und verlassen. Die Raubscharen Ugarrowwas konnten daran nicht schuld sein; denn jetzt waren sie noch weit hinter Stanley

Zusammentreffen mit der Nachhut bei Banalja.

S. 155.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

zurück. Vielmehr waren diese Zerstörungen die traurige Folge der Bürgerkriege, durch welche die Flußanwohner sich selbst zerfleischten. Auch am nächsten Morgen, als die Flotille die mächtige Kurve passierte, welche der Aruwimi bei Banalja beschreibt, sah man von den zahlreichen Dörfern des linken Flußufers, welche die Expedition auf dem Hinaufmarsche durchzogen hatte, nur noch trostlose Trümmer.

Doch nein, ein Dorf im Hintergrunde der Flußkrümmung schien noch zu stehen: durch den leichten Morgennebel, der auf dem

Kurve von Banalja.

Strome lag, erkannte man die feste Dorfumzäunung. Doch zwischen den braunen Eingebornen schienen Gestalten in weißen Gewändern vor dem Zaun sich zu bewegen: aufmerksam schaute Stanley hinüber. Auch eine rote Flagge auf hohem Maste glaubte er zu erkennen. Da entrollte sie ein leichter Windstoß auf einen Moment: kein Zweifel, es war der weiße Halbmond im roten Felde. In höchster Erregung sprang Stanley in seinem Boote auf: „Der Major, Jungens!“ schrie er den Leuten zu. „Rudert wacker!“ Und mit lautem Hurra, während die Ruder sich bogen, schossen die Kanoes über den spiegelglatten Strom auf den Flaggenmast zu.

Neuntes Kapitel.

Das Trauerspiel in Banalja.

„Wir sind Stanleys Leute!“ — Tippu-Tibs Zögern. — Kriegsrat. — Tippu-Tib in Jambuja. — Vormarsch nach Banalja. — Barttelots Tod. — Sanga, der Mörder. — Jamesons Ende. — Wards Rückreise. — Der Kirchhof Banalja. — Stanleys Ermutigung. — „Maniok mit Sauce ist besser!“ — Selims Rede. — Das Maniok-Gift. — Die Stimmung hebt sich. — Die Musterung der Expedition. — Der Abmarsch. — Selim ben Mohammed.

In Bogenschußweite vom Ufer setzten auf einen Wink Stanleys die Ruderer aus.

„Wessen Leute seid ihr?“ rief er den zahlreich vor dem Dorfzaun sich Versammelnden zu.

„Wir sind Stanleys Leute!“ klang die Antwort herüber.

Wirklich sah er in der Nähe des Dorfthores einen Europäer stehen; schnell erkannte Stanley in diesem William Bonny, den Assistenten des Doktors. Als der erste sprang er, sobald jetzt die Boote aufstießen, an Land und schüttelte Bonny die Hand:

„Nun, Bonny, wie geht's Ihnen? Wo ist der Major? Wohl krank?“

„Der Major ist tot, mein Herr.“

„Tot? Guter Gott! Wie gestorben? Am Fieber?“

„Nein, mein Herr, er ist erschossen worden.“

„Von wem?“

„Von den Manjema — Tippu-Tibs Leuten.“

„Gütiger Himmel! Und wo ist Jameson?“

„An den Stanley-Fällen.“

„Um Gottes willen, was macht er dort?“

„Er hat sich hinbegeben, um mehr Träger zu erhalten.“

„Nun denn, wo ist Herr Ward oder Herr Troup?“

„Herr Ward ist in Bangala."

„Bangala! Bangala! Was kann er dort machen?"

„Ja, mein Herr, er ist in Bangala, und Herr Troup ist schon vor mehreren Monaten krank nach Hause zurückgekehrt."

Diese Fragen, rasch gestellt und ebenso rasch beantwortet, während alle noch neben dem Thore am Wasser standen, bereiteten Stanley darauf vor, eine höchst traurige Geschichte von den Schicksalen der Nachhut zu hören: die Bestätigung der Ahnungen, die ihn all' die Zeit über erfüllt hatten.

271 Mann stark hatte Stanley am 28. Juni 1887 die Nachhut dem Major Barttelot übergeben, um sie ihm nachzuführen: und jetzt nach fast 14 Monaten war sie nicht weiter als 144 km, von Jambuja bis Banalja vorgerückt, und kaum noch die Hälfte der Leute war vorhanden. Wie war das möglich?

Tippu-Tib hatte die Verpflichtung übernommen, 600 Träger nach Jambuja zu schicken, welche die bei der Nachhut zurückgelassenen Traglasten nach dem Albert-See befördern sollten. Sobald ihm aber klar wurde, daß Barttelot ohne diese Träger den Marsch nicht glaubte antreten zu können, erschien ihm die ausbedungene Bezahlung zu gering, und da seine arabischen Freunde überhaupt den ganzen Vertrag mißbilligten, so brach er sein Versprechen: auch nicht ein Träger erschien in Jambuja.

Dagegen traf zur festgesetzten Zeit dort der Dampfer „Stanley" ein, welcher die letzten Trägerlasten unter Troups Obhut vom Stanley-Pool und zugleich von der Station Bolobo Ward und Bonny mit den dort einstweilen zurückgelassenen letzten Mannschaften heraufbrachte. Etwa 600 Trägerlasten lagerten nunmehr in dem Magazine der Nachhut. Mit den Umwohnern bestand ein durchaus freundliches Verhältnis; regelmäßig erschienen sie im Lager und brachten mannigfaltige Lebensmittel zum Verkaufe. Allein am Tage nach der Ankunft der Offiziere hörte man im Lager Schießen auf dem jenseitigen Ufer des Flusses: eine Bande Manjema hatte ein Dorf überfallen, welches die Eingebornen sich unlängst dort errichtet hatten. Alsbald sandte Barttelot Ward und Bonny über den Fluß; allein die Raubgesellen hatten sich schon, durch den Anblick des im Flusse ankernden Dampfers erschreckt, wieder in den Wald zurückgezogen. Indes am folgenden Morgen erschien Abdallah, der Anführer der Manjema, im Lager und erzählte, Tippu-Tib hätte seinem Versprechen gemäß 500 Mann in Kanoes von seiner Station

bei den Stanley-Fällen nach Jambuja abgesandt; diese hätten jedoch das Lager der Expedition nicht auffinden können und sich daher in kleine Trupps zerstreut, um es aufzusuchen; er selbst wäre der Anführer eines solchen Trupps. Zugleich erbot er sich, auf dem Landwege in sechs Tagen, wenn der Major etwa eine Botschaft an Tippu-Tib senden wolle, diese nach den Stanley-Fällen zu führen. Barttelot bestimmte Jameson und Ward zu Boten. Diesen erzählte nun Tippu-Tib die gleiche Geschichte mit dem Hinzufügen, daß seine Leute wegen Mangels an Schießpulver den Widerstand der Eingebornen nicht hätten überwinden können. Er versprach neue Träger zu liefern, doch brauche er einige Zeit, um die gehörige Anzahl zusammenzubringen.

Barttelot hielt Kriegsrat. Die einstimmige Ansicht ging dahin, da für die vorhandenen 600 Lasten nur 175 wirklich brauchbare Träger im Lager wären, lieber auf die Träger Tippu-Tibs zu warten, als in kurzen dreifachen Märschen, wie es Stanley empfohlen, die Traglasten vorwärts zu schaffen. Denn bei diesen schien die doppelte Gefahr des Mangels an Lebensmitteln wie der Desertion der Träger zu drohen.

Indessen Monat um Monat verging; im Lager griff Entmutigung und Krankheit um sich, in Menge starben die Sansibariten hin. Jedes Mittel wurde versucht, um Tippu-Tib zur Entsendung der Träger zu bestimmen; indessen jedes versagte. Vergebens begab sich Barttelot wiederholt nach den Stanley-Fällen und bot dem Araber höheren Lohn; und als Tippu-Tib erklärte, er müsse die Träger aus seiner Station Kasongo weit im Süden beschaffen, begleitete ihn Jameson auch dorthin. Endlich sagte er gegen eine außerordentliche Entschädigung von 200 000 Mark, für die sich Jameson verbürgte, die Stellung wenigstens von 400 Trägern zu; und wirklich traf er persönlich mit diesen am 4. Juni 1888 mit einem Dampfer in Jambuja ein.

An demselben Tage warf auch der „Stanley“ vor Jambuja wieder Anker, Briefe für die Offiziere bringend. Gerüchte, daß Stanleys Expedition im Walde ihren Untergang gefunden, waren auch nach Jambuja gedrungen. Dadurch in Unruhe versetzt, hatte der Major mit einer telegraphischen Anfrage an das leitende Komitee in London, wie er sich weiter zu verhalten habe, Ward nach der Station Bangala geschickt, wo dieser auch die Antwort abwarten sollte. Jetzt glaubte er nun, den Dampfer, mit welchem wegen Er-

krankung auch Troup zurückkehrte, dazu benutzen zu sollen, um zur Erleichterung der Träger alle diejenigen Lasten, welche Stanleys persönliches Gepäck enthielten, nach Leopoldville und weiter zur Kongomündung zurückzuschicken: sein Entschluß war, wenn es auch Stanley mißlungen sein sollte, selbst den Entsatz Emin Paschas in die Hand zu nehmen.

Allein Tippu-Tib schien nur deswegen nach Jambuja gekommen zu sein, um den Abmarsch Barttelots zu verzögern. Er erklärte die Traglasten für zu schwer; nur 300 zu 20 kg und 100 zu 10 kg könnten die von ihm gesandten Manjema-Träger befördern. Es mußten daher die Ballen dem entsprechend umgepackt werden; besonders verlangte er es für die Kisten mit Munition: sein Ziel war also, zu gleicher Zeit die Expedition aufzuhalten und zu schwächen. Und nun erst gab er seine Zustimmung zum Abmarsch der Manjema, deren Führung dem Araber Muini Somai übertragen war.

So konnte denn endlich am 11. Juni 1888 die Nachhut von Jambuja aufbrechen; sie bestand aus 108 Sansibariten, 22 Sudanesen, 1 Somali und 430 Manjema. Mehr als 100 Sansibariten waren in Jambuja gestorben, und 29 Sansibariten und 4 Sudanesen mußten als zu schwach zum Marsche in dem alten Lager zurückgelassen werden.

Nur ganz langsam vermochte sie vorzurücken; erst am 43. Tage erreichte sie die nur 144 km von Jambuja entfernte Station Tippu-Tibs, welche dieser inzwischen an der Flußkrümmung bei Banalja angelegt und unter das Kommando des Arabers Abdallah Karoni gestellt hatte.

Die Führung der ganzen Schar hatte Barttelot, da Jameson die Nachzügler zusammenzuhalten hatte, Bonny überlassen; er selbst war nochmals nach den Stanley-Fällen gereist, um von dem inzwischen dorthin zurückgekehrten Tippu-Tib eine Verstärkung der Trägerzahl zu erlangen. Indes gleichzeitig mit der Nachhut traf er in Banalja wieder ein, da Tippu-Tib ihn an Abdallah Karoni verwiesen hatte. Dieser aber wollte von weiteren Trägern nichts wissen: es gab eine heftige Scene zwischen Barttelot und dem Araber, bei welcher der Major Abdallah drohte, er würde am nächsten Tage ihn mit nach den Stanley-Fällen nehmen, wenn er nicht die versprochenen Träger beschaffe.

Indes dazu sollte es nicht kommen. Am nächsten Tage, dem 19. Juli, hörte Barttelot schon in aller Frühe ein Manjema-Weib,

das an hysterischen Anfällen litt, im Lager die Trommel schlagen und singen, wie sie es täglich that. Ärgerlich über den Lärm, sandte der Major seinen Zeltjungen Saudi hin und ließ ihr den Gesang verbieten. Die Manjema aber, sofort für das Weib Partei nehmend, trotzten dem Befehle; und zwei von ihnen feuerten drohend ihre Gewehre ab. Jetzt gab der Major einigen Sudanesen den Befehl, diese beiden zu verhaften. Allein die Manjema widersetzten sich, Lärm und Geschrei entstand, sodaß Barttelot, den Revolver in der Hand, selbst aus der Hütte heraustrat. Die Sudanesen berichteten ihm, sie vermöchten die Leute, welche geschossen hätten, nicht herauszufinden: worauf der Major einige der schreienden Manjema bei Seite stieß und, dicht vor das singende Weib hintretend, ihm befahl, sofort mit dem Trommeln und Singen aufzuhören. Da fiel ein Schuß — und dicht unter dem Herzen zum Tode getroffen, stürzte Major Barttelot zu Boden. Durch das Luftloch einer gegenüber stehenden Hütte hatte Sanga, der Mann jenes Weibes, den todbringenden Schuß abgegeben, angeblich weil er glaubte, der Major hätte das Weib geschlagen. In wirrer Flucht stürzte jetzt alles von dannen; die Sansibariten versteckten sich in den Hütten, denn sie glaubten, daß der Tod des Majors das Signal zu einem allgemeinen Gemetzel sein würde. Von dem Somali und einem Sudanesen unterstützt, trug Bonny den Toten in seine Hütte.

In dem furchtbaren Lärmen, Schreien, Durcheinanderlaufen waren die Manjema, später auch die Sansibariten darauf bedacht, die Warenballen bei Seite zu schaffen. Aber Bonny beschied die Anführer der Manjema vor sich und erklärte ihnen, daß Tippu-Tib für jeden Verlust verantwortlich wäre. Das wirkte: eine große Anzahl der Ballen wurde ohne weiteres zurückgeliefert, und die meisten andern fand Bonny, als er nachher die Hütten absuchte, wenn auch manche Last aufgeschnitten und ihres Inhaltes teilweise beraubt war.

Am Abend des Unglückstages wurde der arme Major, dessen stolzen Hoffnungen ein so jähes Ende bereitet war, zur letzten Ruhe bestattet. Am Rande des Waldes hatte Bonny ein tiefes Grab graben und am Boden weich mit Blättern belegen lassen. Dorthinein, in eine Decke eingeschlagen, wurde Edmund Barttelot gebettet. Bonny las aus seinem Gebetbuche ein Kirchengebet über dem Grabe: das war das Ende.

Am nächsten Morgen war der größte Teil der Manjema aus-

der Station Banalja verschwunden; mit Muini Somai zogen sie nach den Stanley-Fällen ab. Dorthin hatte sich auch Sanga, der Mörder, geflüchtet. Auf die Kunde von dem Geschehenen begab sich alsbald auch Jameson nach den Stanley-Fällen. Auf sein Verlangen erklärte sich Tippu-Tib bereit, den Mörder auszuliefern, damit die Gerechtigkeit ihren Lauf nehme. Im Namen des Kongostaates wurde Sanga zum Tode verurteilt und auf der Stelle erschossen.

Durch den Tod des Majors Barttelot war Jameson jetzt Befehlshaber der Nachhut geworden. Es war ihm daher von Wichtigkeit, bevor er irgendwelche Anordnungen träfe, die Antwort des geschäftsführenden Komitees in London auf Barttelots telegraphische Anfrage zu erhalten. Ward hatte die Depesche von Jambuja nach Bangala gebracht und von dort nach São Paulo de Loanda an der afrikanischen Westküste geschickt, von wo der elektrische Funke sie zu Sir Mackinnon getragen hatte. Auf demselben Wege mußte die Antwort zurückkommen: es war zu vermuten, daß sie jetzt, nach drei Monaten, schon bis Bangala zu Ward gelangt war. Um keine Zeit zu verlieren, bestieg Jameson, da kein Dampfer zur Verfügung war, ein von 10 Sansibariten gerudertes Boot und brach von den Stanley-Fällen stromabwärts nach Bangala auf. Allein schon am ersten Tage der langen Stromfahrt zog er sich eine starke Erkältung zu, welche ein heftiges Gallenfieber bei ihm hervorrief. Mangel an jeglicher Pflege verschlimmerte das Fieber; die Ruderer strengten sich auf das äußerste an, die Station zu erreichen; aber als das Boot endlich dort anlegen konnte, war Jameson schon so entkräftet, daß er an das Ufer getragen wurde, um in den Armen seines Freundes Ward zu sterben.

Gewiß war es ein schwerer Verlust, welcher die Expedition durch den Tod des allzeit bereiten, nimmer sich schonenden Jameson traf. Aber auch Ward ging ihr verloren. Die Antwort Mackinnons an Barttelot hatte diesen auf die ihm von Stanley erteilten Instruktionen verwiesen; wenn er indessen danach noch nicht marschieren könne, so sollte er bleiben, wo er sich befände, und auf Stanleys Ankunft warten, oder bis er neue Instruktionen von diesem erhielte. Ward nun hielt es bei der jetzt veränderten Lage der Dinge für nötig, von dem leitenden Komitee neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Er begab sich daher an die Küste und erstattete telegraphisch Bericht über das, was sich ereignet hatte. Er erhielt die Weisung, nach den Stanley-Fällen zurückzukehren, die noch vorhandenen Vor-

räte der Station des Kongostaates auszuhändigen und Bonny und die Mannschaften der Nachhut zur Einschiffung stromabwärts zu bringen. Er war indessen auf der Reise dorthin erst bis Leopoldville gelangt, als dort die Nachricht anlangte, Stanley selbst wäre in Banalja eingetroffen. Dennoch setzte Ward seine Reise nach den Stanley-Fällen fort, alle Trägerlasten, die einst Barttelot als entbehrlich den Kongo hinabgesandt hatte, dorthin mitnehmend. Einen Monat lang wartete er nun darauf, von Stanley irgendwelche Weisungen zu erhalten. Statt deren aber kam nur die Nachricht nach den Fällen, daß Stanley wieder ostwärts abmarschiert wäre. Was sollte Ward jetzt thun? Er hielt es für unmöglich, Stanley noch einzuholen; vielmehr fuhr er den Kongo hinab und bat telegraphisch in London um weitere Verhaltungsbefehle. Sie lauteten dahin, daß er nunmehr nach Europa zurückzukehren habe.

Rührend war die Freude, mit welcher Stanley und seine wackeren Sansibariten in Banalja von denen, welche jetzt noch die Mannschaft der Nachhut ausmachten, bewillkommnet wurden: um so ergreifender mußte auf alle aber der Jammer wirken, den sie jetzt mit Augen vor sich sahen. Ein Würgengel hielt unter ihnen seine schreckliche Ernte: 100 waren in Jambuja ihm schon zum Opfer gefallen; und von den 33 Mann, die krank und elend dort hatten zurückgelassen werden müssen, wer mochte von denen noch am Leben sein? 10 waren unterwegs gestorben, 6 Leichen lagen noch unbeerdigt im Lager, 20 Mann waren desertiert und von denen, welche noch lebten, schienen auch an die 40 das Mal des Todes schon an der Stirn zu tragen: Jammergestalten, zu Gerippen abgemagert, in schmutzige Lumpen gekleidet, mit Krankheit und schrecklichen Geschwüren behaftet! Ja manche, welche nicht mehr gehen konnten, krochen herbei, um mit hohler Stimme der „weißen Mütze" ihr Willkommen zuzurufen: Willkommen auf dem Kirchhofe Banalja!

Aber Stanleys Erscheinen wirkte belebend auf alle ein: von ihm erwarteten sie Wandel ihres Elends. Am nächsten Morgen erschienen sie fast vollzählig und baten Stanley um ein Schauri: sie wollten sich mit ihm besprechen, wie ihnen zu helfen wäre. Zwar auch Stanleys Njansa-Leute, welche sie begleiteten, sahen nicht schön aus; in Felle und Rindenzeug gekleidet, glichen sie gar sehr den „Waschensi", den Wilden des Urwaldes, aber Lebensmut sprach aus ihren Augen, Gesundheit und Kraft aus jeder Bewegung.

„Setzt euch nieder, Kinder", sagte Stanley, „und laßt uns ruhig über die Sache sprechen."

In einem großen Halbkreise setzten sich um ihn die Banalja-Leute auf den Erdboden nieder, während die Njansa-Männer sich hinter ihnen gruppierten.

„Jetzt, meine armen Leute", hob er an, „sind die Tage des Weinens und Jammerns vorüber. Trocknet euere Thränen und seid froh. Seht diese kräftigen Burschen hinter euch an. Sie haben den weißen Pascha gesehen, seinen Überfluß an Fleisch, Milch und Hirse geteilt und sein Lob über ihre Mannhaftigkeit vernommen. Sie sind diejenigen, welche weinen sollten, aber weinen vor Freude, denn jeder Schritt von hier bringt sie um so viel näher nach Sansibar. Wir sind vom Njansa zurückgekommen, um euch, die ihr so lange für uns verloren waret, aufzusuchen. Gott sei Dank, wir haben euch gefunden. Nun laßt Vergangenes vergangen sein. Ich vermag die Toten nicht wieder zum Leben zu erwecken, kann aber die Herzen der Lebenden erfreuen. Denkt nicht mehr an euere Leiden, sondern lebt in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es war notwendig, daß wir vor euch gingen, um den Weg zu bahnen und dem weißen Manne zu helfen, bevor er umkäme. Wir haben euch alles dies gesagt, ehe wir uns von euch trennten. Ihr hättet euch an unser Versprechen erinnern sollen, daß wir mit der guten Botschaft zu euch zurückkommen würden, sobald wir ihn, den wir suchten, gefunden hatten. Wir haben unser Wort gehalten — habt ihr das euere gehalten?

„Nein, ihr habt den Glauben an uns verloren. Als die von unserer Kolonne Davongelaufenen zu euch zurückkamen und, um das Verbrechen ihrer Desertion zu verbergen, euch lügenden Mundes erzählten, was falsch war, da horchtet ihr mit weitgeöffneten Ohren und nahmt ihre Erzählungen als Wahrheit hin. Haben sie einen Brief von irgendeinem der unserigen mitgebracht? Nein, aber ihr fandet silberne Uhren und goldgestickte arabische Burnusse in ihrem Gepäck! Finden gewöhnliche Träger solche Dinge im Walde? Wenn das der Fall ist, dann hättet ihr zu ihnen sagen sollen: «Kommt, kehrt mit uns um und zeigt uns die Stelle, wo wir auch solchen Reichtum finden können.» Die Träger hatten uns die Sachen gestohlen und waren mit ihrem Raube davongelaufen. Ihr habt diese Dinge gesehen und doch glaubtet ihr, wir seien alle vernichtet, ich sei an 17 Stellen verwundet, alle Weißen seien getötet, mit Aus-

nahme eines einzigen, und dieser sei nach Udschidschi gegangen. O, über euern geringen Verstand!

„Was, fast 400 Sansibariten und 6 weiße Männer sollten alle verloren sein bis auf einige wenige, und diese wenigen sollten nach Udschidschi gegangen sein, anstatt zu euch, ihren Brüdern und Freunden, zu kommen? Das ist zu viel, um es zu glauben. Ich dachte, die Sansibariten wären klügere Leute, denn wahrlich ich habe zu meiner Zeit klügere gesehen.

„Und wie kamt ihr, wenn ich nicht tot war, zu dem Glauben, daß ich euch und meine weißen Söhne, die ich bei euch ließ, vergessen würde? Wohin konnte ich gehen, außer zu meinen eigenen Kindern, wenn ich in Not war und nicht weiter konnte? War nicht die Thatsache unserer langen Abwesenheit ein Beweis, daß wir unser Werk noch fortsetzten, da sogar Deserteure und Diebe keinen andern Zufluchtsort hatten, wohin sie fliehen konnten, als euch?

„O, ich sehe ganz gut, wie das bei euch gekommen ist. Ihr lagt im Lager auf dem Rücken und verkamt und grübeltet und brütetet, bis Schaitan, der Teufel, euch ins Gehirn drang. Euer Gemüt verhärtete sich und ihr wurdet grausam gegen euern eigenen Körper. Anstatt zu den Herren zu gehen und ihnen eure Sorgen und Befürchtungen mitzuteilen, sagtet ihr: Mambu Kwa Mungu — es ist Gottes Sache! Unsere Herren bekümmern sich nicht um uns, und wir bekümmern uns nicht um sie.

„Nun, Feradji, du bist ein Anführer, welche Ursache zur Beschwerde hast du im besondern? Haben die weißen Männer dich schlecht behandelt?“

„Nein, sie sind gut gegen mich gewesen, waren aber hart gegen einige Leute.“

„Wie? Hart? Und gegen wen?“

„Gegen die Sansibarleute, wenn sie nicht fleißig waren.“

„Aber weshalb sollten sie fleißig sein? Hattet ihr eine wichtige Arbeit zu thun?“

„Nein, denn als der Dampfer fortging, war wenig zu thun, nur der Erdwall zu machen, das Lager auszufegen, Brennholz zu hacken und nachts Posten zu stehen. Aber die Goi-gois, die Faulen, wollten nicht kommen, wenn sie gerufen wurden. Darauf wurden die weißen Männer ungeduldig und riefen dann nochmals lauter. Dann kamen die Goi-gois langsam, träge, ganz allmählich herbei und sagten, sie hätten Schmerzen im Kopf, im Körper, im Rücken

in der Brust oder in den Füßen. Nun wurden die Herren ärgerlich und behaupteten, es sei Verstellung. Das wiederholte sich jeden Tag."

„Aber wie konnte Lagerfegen, Brennholzholen und Postenstehen schwere Arbeit für 250 Leute sein?"

„Es war gar keine Arbeit."

„Wurde noch sonst jemand bestraft außer den Goi-gois?"

„Niemand außer den Dieben."

„Hattet ihr viele Diebe?"

„Ich glaube, alle Diebe von Sansibar haben sich diesmal den «Reisemachern» angeschlossen."

„Das kann nicht sein, Feradji, denn wir hatten bei uns ebenfalls Diebe; und einige mußten doch auch an der Küste zurückbleiben!"

Die Zuhörer lachten. Feradji erwiderte: „Das ist in der That wahr, doch hatten wir sehr viele. Täglich verschwanden Messingstangen, Kauris und Kleidungsstücke. Die Sansibarleute beschuldigten die Sudanesen, die Sudanesen die Somali, die Somali die Sansibarleute, und so ging es im Kreise herum. Nichts war sicher. Legte man es unter das Kissen, rollte man es unter die Schlafmatte, band man es fest oder machte man ein Kopfpfühl daraus: bah, es war doch am Morgen fort. In der That, ich fürchtete, daß man mir bald meine Zähne stehlen würde."

„Aber deine weißen Zähne sind doch nicht gekauft: oder doch, Feradji?"

„Nein, Allah sei Dank, sie sind mit mir geboren, aber man kann die, welche auf Diebstahl sinnen, mit Recht fürchten."

„Das ist wahr, Feradji, aber weshalb können sie während der ganzen Zeit gestohlen haben?"

„Der Hunger ließ sie stehlen. Der Hunger tötet in der Fabel den starken Löwen und wird den besten Menschen töten."

„Hunger! Was sprichst du von Hunger bei all diesen Maniokfeldern in der Nähe?"

„Maniok, Herr! Maniok ist eine Zeit lang ganz gut, aber Maniok mit Sauce ist besser."

„Sauce? Ich verstehe dich nicht, Feradji."

„Nun, trockener Maniok — Maniok mit nichts dabei als Maniok, Maniok am Morgen, am Mittag und zum Abendessen, nichts als ewig Maniok ohne Salz, Fisch, Fleisch, Öl, Butter oder Fett irgendeiner Art, um das Hinabgleiten durch den Schlund zu

befördern — führt leicht zur Übersättigung. Gebt dem Appetit hin und wieder mit dem Maniok etwas zu riechen oder zu sehen, und der Sansibarmann ist zufrieden. Sonst schließt der Magen seine Thür und will nichts mehr annehmen, und die Leute sterben."

„Das ist wahr, aber ich habe Salz im Magazin gelassen. Und die Messingstangen, Kauris und Perlen waren dazu da, daß ihr Fische, Bananen und Palmöl dafür kauftet."

„Ah, nun kommt Ihr der Hauptsache etwas näher, Herr. Zuweilen — nein, schon lange haben wir von allen diesen Dingen nichts gehabt."

„Aber wenn sie in dem Magazin waren, muß doch ein Grund vorhanden gewesen sein, weshalb ihr sie nicht erhieltet?"

„Da kommen wir wieder auf die Diebe, die eine solche Thätigkeit entwickelten, daß sie unsere Äxte und Haumesser stahlen und den Eingebornen gegen Fische verkauften. Diejenigen, welche die Fische mitverzehrten, wollten die Diebe nicht nennen, und infolgedessen wurden unsere Rationen an Kauris und Messingstangen nicht ausgegeben."

„Trotz alledem, Feradji, ist Maniok, wenn auch eine sehr trockene Speise, doch eine sehr gute Nahrung. Denke nur daran, daß alle Schwarzen von Banana bis zu den Stanley-Fällen davon leben; weshalb sollten die Sansibariten dieser Expedition nicht davon bestehen können, wie sie es sechs Jahre bei mir am Kongo gethan haben? Ich sehe keinen Grund, weshalb Maniok 100 Leute innerhalb 11 Monaten töten sollte. Sage mir, wann die Leute zu kränkeln anfingen."

„Als Ihr abmarschiertet, waren etwa ein Dutzend Kranke da, die an Geschwüren, am Unterleib und an der Brust litten. Einige wurden wiederhergestellt, dann aber wurden, nach etwa vier Wochen, viele sehr schwach, fielen immer mehr ab und wurden dünner, bis sie starben und wir sie begruben. Als unsere Freunde von Bolobo heraufkamen, meinten wir, daß sie ganz anders aussähen, als wir in Jambuja. Sie waren dick und kräftig — wir mager und sterbend. Dann nach einem weiteren Monat begannen auch die Leute von Bolobo zu kränkeln und zu sterben und jeden Tag begruben wir einen, zwei oder gar drei auf einmal. Nach einer Weile war kein Unterschied mehr zwischen den Leuten von Jambuja und denen von Bolobo."

„Hattet ihr Cholera, Pocken, Fieber oder Ruhr unter euern Leuten?"

„Nein, die Leute sind an keiner dieser Krankheiten gestorben. Vielleicht haben die Somali und Sudanesen sich nicht gut an das Klima gewöhnen können; doch war es nicht das Klima, das die Sansibarleute getötet hat. O —"

„Und du sagst, sie sind nicht durch den Stock, schwere Arbeit, Cholera, Pocken, Fieber, Ruhr oder Klima getötet?"

„Nichts davon hat die Sansibarleute getötet."

„Wurden sie erschossen, gehängt, vergiftet oder ertränkt?"

„Alles das ist ihnen nicht geschehen. Ein ordentlicher und guter Mann wurde nie bestraft, und wir hatten von den sieben Tagen der Woche einen für uns."

„Nun, im Namen des Propheten Mohammed — wirf deinen Blick auf diese 40 Leute, die hier vor mir sitzen. Betrachte dir die großen Augen, die hohlen Wangen, die dünnen Nacken und die hervorstehenden Rippen. Du siehst sie? Was hat diese Leute so gemacht?"

„Das weiß Gott."

„Und dennoch schwinden sie dahin, Mann, und werden sterben."

„Das ist wahr."

„Nun, dann gieb mir eine Idee: was tötet sie?"

„Das vermag ich Euch nicht zu sagen, Herr; vielleicht ist es ihr Schicksal, daß es so sein muß."

„Ach was! Gott hat sein Bestes für euch gethan. Er hat euch Augen zum Sehen, Hände zum Fühlen, Füße zum Gehen, einen guten Magen zum Verdauen der Speisen und Verstand gegeben, um euch auf euerm Lebenswege zu führen. Sage nicht, daß Gott kräftige Menschen geschaffen hat, damit sie in dieser Weise dahinschwinden. Ich muß und will den Grund davon ausfindig machen.

„Nun du, Selim, Sohn des Raschid, sprich du zu mir. Der Sohn eines weisen Vaters müßte einige weise Dinge zu sagen wissen. Der Tod ist unter euch, und ich will wissen, weshalb. Sage du mir, wie du und deine Gefährten, die ihr ein Jahr lang im Lager gelebt habt, mehr Leben verlieren konntet, als wir während unserer ganzen Reise durch diesen großen Wald, trotz all des Hungers und der schweren Arbeit, der wir begegneten?"

Selim auf diese Weise gedrängt, erwiderte bescheiden: „Ich bin nicht weise, und die ganze Welt weiß das. Ich bin nur ein Jüngling und ein Träger, der gegen geringen Lohn hierher gekommen

ist, um sich mit dem Tragen von Lasten durch das Land der Heiden etwas Geld zu verdienen. Was ich an Kraft besitze, gebe ich gern dem Eigentümer der Karawane hin. Es sind uns bittere Dinge geschehen, während Ihr fort waret. Ich habe einen Bruder verloren, seitdem ich hierher kam. Ihr müßt wissen, daß trockener Maniok und Wasser für einen Sohn Adams nicht gut ist. Wenn unsere Freunde und Verwandten krank geworden und gestorben sind, so muß sicherlich der Maniok etwas damit zu thun haben. Ich bin, Gott sei Dank, wohl und kräftig, ich habe aber Tage erlebt, an denen ich gern meine Freiheit gegen eine volle Mahlzeit verkauft hätte. Was mir zur Füllung des Magens dienen konnte, habe ich gesucht und habe Tag für Tag davon gelebt, bis — Gott und dem Propheten sei Preis — Ihr zu uns zurückgekommen seid. Aber, Herr, alle Menschen sind nicht gleich, und der Verstand ist nicht bei allen derselbe; vielleicht unterscheiden die weißen Männer sich ebenso sehr voneinander wie wir Schwarzen, denn ich sehe, daß einige reich und andere arm sind, einige die Maschinen im Bauch des Schiffes bedienen und andere auf dem Quarterdeck umherwandeln und befehlen."

„Ah, Selim spricht gut!" murmelte beifällig die Menge.

Dadurch ermutigt, fuhr Selim nach kurzem Räuspern fort: „Es ist kein Zweifel, daß die Hauptschuld an dem Maniok liegt. Derselbe ist von der bittersten Sorte, und wir alle kennen die Folgen des Essens davon. Wir kennen die Krankheit, das Würgen, das Zittern der Beine, das Schlaffwerden der Muskeln, den Schmerz im Kopfe, als ob dieser mit Eisen gefesselt sei und die Erde sich um die Stelle, wo wir stehen, herumdrehe, und die todesähnlichen Ohnmachtsanfälle. Ich sage, wir haben alles das selbst gefühlt und bei andern gesehen. Einige von uns haben sich Mühe gegeben, die Knollen eßbar zu machen, andere waren aber schon zu schwach oder zu träge, um dies zu versuchen oder noch nach dem Leben zu fragen. Eine Zeit lang haben wir geglaubt, daß in jedem unserer Lager nichts als Gräber seien, nur Sterben und Begraben. Wir hatten kein Fleisch, kein Salz, kein Fett und keine Sauce. Aber wenn der Schlund trocken ist, was soll dann die Speise durch denselben hinabtreiben? Wenn der Magen mit Ekel gefüllt ist, braucht man ein klein wenig Sauce oder Fett, um die Speise genießbar zu machen.

„Wir wußten, daß wir in wenigen Wochen von hier nach den

Stanley-Fällen oder flußaufwärts aufbrechen sollten, und hatten beschlossen, daß wir alle den Dienst der weißen Männer verlassen wollten. Der Tod ist unter uns gewesen und ist es noch, und niemand weiß, was die Ursache davon ist. Ich selbst glaube nicht, daß es davon kommt, daß wir für die weißen Männer arbeiten, aber einige von uns meinen dies. Aber wir waren, bis Ihr kamt, alle derselben Ansicht, daß wir genug davon erlebt hätten. Ich möchte noch etwas anderes sagen, und dies ist folgendes: wir haben uns gewundert, weshalb wir, die diesem Lande angehören, sterben müssen, die weißen Männer aber, die hier doch Fremde sind, am Leben bleiben. Als wir uns am Kongo befanden und auf andern Reisen waren es die Weißen welche starben und nicht wir. Jetzt sterben wir, und zwar hundert Schwarze gegen einen Weißen. Nein, Herr, die Ursache des Todes liegt in der Nahrung. Die Weißen haben Ziegenfleisch, Hühner und Fische, und wir haben nichts als Maniok und sterben deshalb. Ich habe meine Worte gesprochen."

„Nun, jetzt ist an mir die Reihe zu sprechen. Ich habe zugehört und nachgedacht, und es scheint mir alles klar zu sein. Ihr sagt, in Jambuja sei Maniok euere Nahrung gewesen, er habe euch krank gemacht, und euere Leute seien daran gestorben?"

„Ja."

„Und ihr sagt, daß die Leute von Bolobo bei der Ankunft in Jambuja in guter Körperbeschaffenheit waren?"

„Ja."

„Sie seien aber später krank geworden und ebenfalls gestorben?"

„Ja."

„Was aßen die Leute von Bolobo, als sie dort waren?"

„Tschikuanga."

„Nun, was ist Tschikuanga anderes als aus Maniok hergestelltes Brot?"

„Das ist wahr?"

„Habt ihr Brot aus dem Maniok gemacht?"

„Einige von uns."

„Und einige von euch sind am Leben geblieben. Nun, die Wahrheit der Sache ist die: ihr gingt auf die Felder und sammeltet die Maniokknollen, die damals am schönsten und besten waren; auch habt ihr einige Maniokblätter abgeschnitten und mitgebracht, um sie zu zerquetschen und als Gemüse zu essen. Dieser Maniok gehört

der bittern Sorte an. Der bittere Geschmack desselben ist das Gift, das nicht einige hundert, sondern eine ganze Rasse töten würde.

„Wenn ihr die Knollen geschält hattet, schnittet ihr einige rohe Scheiben ab und aßet sie; ihr stampftet die Blätter und aßet sie als «Kitoweo» ebenfalls. Das sind zwei Fälle, in denen ihr Gift genommen habt.

„Nun haben die Leute von Bolobo von den Weibern der Eingebornen Maniokbrot gekauft. Diese haben die Knollen 5 oder 6 Tage im Flusse weichen lassen, bis das Gift vollständig herausgezogen war, dann die Fasern entfernt, den übrigbleibenden Brei getrocknet und, wenn derselbe trocken war, gutes Brot daraus gemacht. Das war, was die Bolobo-Leute fett gemacht hat. Die Leute in Jambuja haben aber den Maniok abgeschabt, die Wurzeln in Stücke geschnitten, um sie in der Sonne zu trocknen, und bei dieser Beschäftigung manches Stück roh gegessen; sie haben auch einige der Schnitten verzehrt, ehe sie vollständig getrocknet waren, weil sie keinen Reservevorrat von Nahrung hatten und der Hunger sie zwang. Selbst diejenigen von euch, welche ihre Knollen zum Weichen ins Wasser legten, haben manches gut aussehende Stück gegessen und ihr habt die Blätter zerquetscht und gekocht, um sie mit einem schlecht zubereiteten Brot zu verspeisen. Wer das that, wurde natürlich krank und starb. Und die Leute von Bolobo haben es, als sie heraufkamen, ebenso gemacht wie die von Jambuja, und sind nach einer Weile krank geworden und gleichfalls gestorben. Das ist der Grund, weshalb sich in Jambuja 100 Gräber befinden und weshalb so viele hier krank sind. Von den weißen Männern ist nicht einer gestorben, weil sie Reis, Bohnen und Fleisch von Hühnern und Ziegen hatten. Wäre es das Klima, was euere Freunde getötet hat, so würden die Weißen, die noch weniger an dasselbe gewöhnt sind, zuerst gestorben sein, wie es am Kongo der Fall war; aber weder das Klima noch das Lager hat mit eurer tödlichen Krankheit etwas zu thun, sondern das Würgen, das Zittern der Beine, der Schwindel und Schmerz im Kopfe, die Schwäche in den Knien, das Schlaffwerden der Muskeln, der schließlich entstehende Ekel und die Gleichgültigkeit gegen das Leben sind nichts als die Folge des Giftes des bittern Maniok.

„Was ihr hättet thun sollen, war, täglich 2 oder 3 Mann von jeder Tischgemeinschaft auszuschicken, um den Maniok in genügenden Mengen zu sammeln und im Flusse zu weichen, damit ihr stets

einen Vorrat von zubereitetem Mehl fertig hattet, um Brei oder Klöße herzustellen, wenn ihr hungrig waret. Hättet ihr das gethan, dann würde ich jetzt mehr als 200 geschmeidige, kräftige und für den Marsch nach Sansibar bereite Burschen haben.

„Nun achtet darauf, was ich euch jetzt sage. Verzehrt so wenig wie möglich von diesem Maniok. Geht hin und sammelt eine Menge davon, legt ihn in den Fluß zum Weichen und eßt euch, solange dies geschieht, an Bananen und Paradiesfeigen satt. In einem oder zwei Tagen will ich den Marsch von hier fortsetzen; die Kranken sollen nach einer wenige Stunden von hier entfernten großen Insel gebracht werden, wo ihr Mehl für 20tägige Rationen vorbereiten müßt. Diejenigen, welche nicht genügend Bananen sammeln können, sollen Roste über den Feuern herstellen, die Bananen in dünne Scheiben schneiden und bis zum Morgen trocknen lassen; dann zerstoßt sie zu Mehl und eßt, was ebenso gut für den weißen wie für den schwarzen Mann ist. Kommt morgen alle wieder zu mir; ihr sollt eure schmutzigen Kleiderfetzen in den Fluß werfen und ich will euch neue Kleider geben. Inzwischen seid froh und dankt Gott, daß wir gekommen sind, um euch vor dem Grabe zu bewahren."

Es war ein glücklicher Gedanke Stanleys, die armen Banaljaleute mit neuen Kleidern auszustatten. Denn die Freude darüber hob gar sehr ihre Stimmung. Nach einigen Tagen teilte er dann für die überstandenen Drangsale an sämtliche Mannschaften Belohnungen aus; jeder Mann von der Njansa-Truppe erhielt 20 m Zeug und an Geld: $1^1/_2$ kg Kaurimuscheln, $^1/_2$ kg Perlen und 15 Messingstangen; denn Kauris, Perlen und Messingdraht vertreten neben dem Zeuge das Geld in Innerafrika. Von den Banaljaleuten empfing jeder die Hälfte.

Sehr wesentlich trugen zur Erhöhung der allgemeinen Stimmung auch die Erzählungen der Njansa-Leute von dem guten Leben bei, das sie im Graslande geführt hatten. „Inschallah", sagten sie zu ihren bekümmerten und vor dem Walde sich fürchtenden Gefährten in Banalja, „wir werden wieder Fleisch essen, und ihr werdet dann über die Zeit lachen, da ihr euch von Maniokknollen und Kraut nährtet."

Vor allem aber schien es Stanley notwendig, die Leute von Banalja, wo so vieles sie niederdrückte, zu entfernen. Schon am dritten Tage schiffte er daher alle Kranken in Kanoes ein und fuhr mit ihnen stromauf nach der Insel Bungangeta, während die Ge-

funden zu Lande gleiches Weges zogen. Ugarrowwa indessen, der von den Wespen-Schnellen an Stanley gefolgt war, hatte inzwischen auf Bungangeta sein Lager aufgeschlagen; so fuhr denn Stanley noch ein wenig weiter den Fluß hinauf und besetzte eine andere Insel, die ihm noch besser zu einer Wartestation geeignet zu sein schien. Denn es bedurfte natürlich einiger Zeit, um die Expedition von neuem zu organisieren und die Warenballen wieder marschmäßig zu packen. Außerdem hatte Stanley auch sofort nach seiner Ankunft in Banalja an Tippu-Tib geschrieben mit dem Versprechen, zehn Tage auf die Antwort von den Stanley-Fällen zu warten. Die unablässigen Versuche Barttelots und Jamesons, den habgierigen Araber durch glänzende Geschenke und weitgehende Versprechungen zu gewinnen, hatten ihn nur um so ungefüger gemacht. Stanley schrieb daher sehr kühl: „Wenn Sie den Marsch nicht antreten wollen, ist es gut; wenn Sie mit mir gehen, ist es auch gut. Handeln Sie nach Ihrem eigenen freien Willen. Ich brauche Sie nicht; aber wenn Sie mir folgen wollen, kann ich Nutzen von Ihnen haben und werde Sie nach der Zahl der Lasten, welche Sie befördern, bezahlen.“ Indessen gingen die zehn Tage herum, ohne daß ein Bote oder ein Brief von den Stanley-Fällen eintraf.

Dagegen dienten diese zehn Tage dazu, das Verhältnis der Manjema zu der Expedition Stanleys klar zu stellen. Mit der ganzen Unbeständigkeit von echten „Wilden“ gelobten die Manjema-Häuptlinge an dem einen Tage Stanley die strengste Treue, am nächsten kamen sie mit Beschwerden, Klagen, ja Drohungen. Die Antworten, welche Stanley ihnen gab, wiederholten nur die Worte, welche er an Tippu-Tib geschrieben hatte: was denn auch die meisten der Häuptlinge so auslegten, daß sie nun wieder nach Gefallen plündern und marodieren könnten. Nur drei erklärten sich bereit, die Expedition weiter zu begleiten. Zur Vorsicht jedoch bestimmte Stanley ihnen eine Probezeit von 30 Tagen; womit sie auch einverstanden waren.

465 Personen zählte die Expedition, als Stanley, im Begriffe die Insel zu verlassen, sie musterte: 165 gesunde und 45 kranke Sansibariten, 21 Sudanesen, 1 Somali, 4 Soldaten Emin Paschas, 57 Madi-Träger, 61 Manjema-Träger nebst 108 Personen, Weibern, Kindern und sonstigen Begleitern, welche das Gefolge der Manjema-Häuptlinge bildeten, endlich Stanley selbst, sein europäischer Diener und Bonny. 230 Traglasten waren fortzuschaffen, für welche 283 Träger vorhanden waren.

Am nächsten Morgen (31. August 1888) wurde der Abmarsch von der Insel angetreten. Es war eine ganze Flotille von 29 Kanoes, welche, mit den sämtlichen Kranken und den Trägerlasten beladen, den Fluß hinaufruderte, während die Landkolonne unter Bonnys Führung, nur mit ihrer eigenen Habe belastet, am südlichen Stromufer dahinzog. Sie durfte indessen nicht die Fühlung mit der Flotille verlieren, da sie immer zur Hand sein mußte, die Kanoes um die zahlreichen Stromschnellen, welche die Stromfahrt sperrten, herumzuziehen.

In 4 Tagen war so die Expedition bis nach Süd-Mupe gelangt, als unversehens in ihrem Lager Selim ben Mohammed, der Neffe Tippu-Tibs, von Ugarrowwa begleitet, eintraf. Er komme, sagte er, um im Auftrage Tippu-Tibs Stanley zu fragen, was er zu thun gedächte. Die Frage war nach allem, was vorgefallen war, so naiv, daß Stanley nicht umhin konnte, eine Arglist darunter zu vermuten; er wünschte daher mit dieser ganzen Araber-Gesellschaft völlig klaren Tisch zu machen.

„Hören Sie wohl zu, Selim ben Mohammed", sagte er, „was ich Ihnen sagen will. Wenn ich dächte, daß Sie oder Tippu-Tib in irgendeiner Weise an dem Morde meines Freundes Barttelot beteiligt wären: Sie würden dieses Lager nie lebend verlassen! Sie haben mich bis jetzt nur von einer Seite kennen gelernt. Aber ich glaube von ganzem Herzen, daß weder Sie noch Tippu-Tib den Tod des Majors verursacht haben. Wir können daher wie früher ohne Unwillen miteinander sprechen. Tippu-Tib hat mich nicht weiter geschädigt, als was der britische Konsul und der Sultan in Sansibar leicht allein abmachen können. Ihren Händen werde ich den Fall übergeben. Sagen Sie Ihrem Onkel, daß die Überfahrt von Sansibar nach den Stanley-Fällen für ihn und seine 96 Begleiter bezahlt und der Verlust an Waren, Gewehren und Munition, sowie an Zeit für die ganze Expedition wieder gut gemacht werden muß. Sagen Sie ihm, er könne thun, was ihm beliebe; schließlich würde ich aber doch gewinnen. Er kann mir keinen Schaden zufügen, wohl aber ich ihm. Sagen Sie ihm, er möge sich die Sache überlegen und dann zu der Überzeugung gelangen, daß es doch besser sei, im letzten Augenblick den Beweis zu liefern, daß die Geschichte ihm leid thue und er in Zukunft versuchen werde, sich zu bessern. Wenn er dies versuchen, seine Leute sammeln und mich einholen wollte, ehe ich in etwa 50 Tagen von heute mit der Expedition

über den Ituri setzte, würde er die Aussicht haben, meine gute Meinung wieder zu gewinnen und jedem gerichtlichen Verfahren aus dem Wege zu gehen."

„Sehr gut, ich höre alles, was Sie sagen. Ich werde heute Abend nach Banalja zurückkehren, Ugarrowwa wird mir Kanoes leihen. In acht Tagen werde ich bei Tippu-Tib und am 17. Tage hier zurück und auf Ihrer Fährte sein. Ich werde Sie vor Ablauf von 40 Tagen einholen."

„Gut denn", erwiderte Stanley, „es ist am besten, wir sagen uns hier das letzte Lebewohl, denn wir werden uns nicht eher wiedersehen, als bis wir uns in ungefähr achtzehn Monaten von heute in Sansibar treffen."

„Weshalb?"

„Weil weder Sie noch Tippu-Tib die leiseste Absicht haben, Ihr Wort zu halten. Ihr Auftrag hier war, die bei mir befindlichen Manjema nach den Stanley-Fällen zurück zu beordern. Aber das ist vollständig unwesentlich. Nehmen Sie sie zurück! Denn ich wiederhole Ihnen nochmals, es steht nicht in Ihrer Macht, mich zu schädigen."

„Inschallah, Inschallah, lassen Sie Ihr Herz in Frieden ruhen; wir werden uns in weniger als 40 Tagen wiedersehen: ich schwöre es Ihnen!" antwortete Selim mit Würde — und begab sich sofort zu den Manjema-Häuptlingen, um sie zu bestimmen, die Expedition zu verlassen.

Indessen die Manjema lehnten die Zumutung ab und ließen sich auch weder durch den Ärger Selims noch durch seine Drohungen dazu bewegen, ihm zu folgen; vielmehr wandten sie sich, um Schutz bittend, an Stanley.

„Es ist also wahr geworden, Selim", sagte Stanley zu dem etwas betretenen Araber, „was Sie mir eben versprachen: in weniger als 40 Tagen haben wir uns wiedergesehen! Aber was wollen Sie? Dies sind unabhängige Häuptlinge, welche Tippu-Tib gesandt hat, damit sie uns begleiten. Sie befolgen also nur Tippu-Tibs Befehle. Lassen Sie sie zufrieden und besteigen Sie Ihr Kanoe! Aber machen Sie schnell; denn Sie haben ja geschworen, in 40 Tagen mich einzuholen, Selim, Sohn des Mohammed!"

Das war der Abschied. Die Lächerlichkeit vertrieb den Rest der Furcht, welche die Manjema vor dem hochfahrenden Araber noch empfunden hatten.

Zehntes Kapitel.

Der letzte Hinaufmarsch.

Im Walde. — Die feindseligen Eingebornen. — Jagd auf eine Buschantilope. — Die schwarzen Pocken. — Stanleys Zuversicht. — Das Zwergenpaar. — Am Ihuru. — In Andikumu. — Die Zwerge mit der Munitionskiste. — Über den Dui. — „Amani, du schwankst." — Die Not im Lager. — Saburi. — „Allah ho Akbar." — Das Ende der Entbehrung. — Im Fort Bodo. — Aufbruch zum Njansa. — Nachrichten von Malleju. — Kriegsläufte und Friedensbündnis.

Raubzüge und Bürgerkrieg hatten das Ufergelände des Aruwimi verwüstet. Wo vordem Ansiedelungen gewesen waren, hatte das wuchernde Unterholz die Bananenstauden erstickt, Elefanten hatten die Pflanzungen zerstampft; aber der emporgeschossene Wurzelaufschlag hatte wieder ein wirres Dickicht geschaffen. Das mannigfaltige Grün erhält durch die schneeflockenartigen Blumen des wilden Mangobaumes, durch die hellgelbe, seidenartige Samenwolle des Wollbaumes reiche Abwechselung. Hin und wieder springen ganze Scharen von Affen in fröhlichen Sätzen durch das Geäst, während andere 30 m über dem Erdboden an ihren langen Schwänzen sich umherschwingen; da dringt ein Knacken und Krachen, ein ungewohnter Ton an ihr Ohr, und mit wunderbarer Gelenkigkeit schleudern sie die zierlichen Körper über gähnende Abgründe durch die Luft, ergreifen jenseits einen Zweig, werfen einen kurzen, letzten Blick auf die lange heranziehende Linie von Menschen und verschwinden in dem Blätterdickicht. Eilfertig flattern auch die grauen und die kleinen grünen Papageien von dannen; dort schwingt sich ein weißkragiger Adler empor und segelt leicht über die Baumwipfel dahin, während der wenig scheue Ibis kreischend seine Gefährten herbeiruft, die vorüberziehende lange Karawane sich anzusehen.

Wacker werden die Haumesser geschwungen. Wirr ertönt's durch das Krachen der Äste: Achtet nicht auf die roten Ameisen! Nehmt einen Trunk Wasser aus dem Bach! Trennt die Ranken durch, haut die starken Triebe ab! Kein Weg jetzt? So geht der Wildspur nach, Jungens, haut sie breiter! Haut nur drauf los mit Messer und Säbel! Vorwärts! Wir wollen nicht wie Narren in dieser Wildnis sterben.

So geht's weiter Tag für Tag am südlichen Ufer des Aruwimi entlang, die Kranken und die Lasten in den Booten, die Gesunden auf dem Landwege, den sie sich schaffen. Früh am Nachmittage schon wird Halt gemacht; denn nun wird ausgeschwärmt, um Lebensmittel zu suchen: 8 oder 10 km weit, denn der Uferstrich ist völlig verwüstet. Mit Strenge werden die Leute angewiesen, sich zusammenzuhalten, aber mit einem Leichtsinn ohne gleichen zerstreuen sie sich immer wieder und fordern durch ihre Vereinzelung die feindseligen Eingebornen zu Überfällen geradezu heraus. Täglich kommt bei Anbruch der Nacht der eine oder andere von den Leuten, von einem vergifteten Pfeile getroffen, zu Stanley: sofort wird die oft kaum sichtbare Wunde ausgewaschen und kohlensaures Ammonium unter die Haut gespritzt. Mancher wird so gerettet; aber häufig ist es doch auch zu spät. In 30 Tagen erlagen 14 Mann den empfangenen Pfeilwunden, unter ihnen Feradji, der noch in Banalja mit humorvoller Beredsamkeit „Sauce" zum Maniok verlangt hatte. Nach seiner Verwundung war er sofort nach dem Lager zurückgegangen; aber es war eine Stunde Weges: eine Ohnmacht wandelte ihn an — er legte sich auf die Erde und war tot.

Es war nicht der Hunger, welcher trotz aller Warnungen die Leute immer wieder in solche Gefahren trieb; denn an Bananen und Paradiesfeigen fehlte es nicht; sondern lediglich das Verlangen nach Fleisch ließ sie alle Vorsicht verachten. Um eine Ziege oder ein paar Hühner zu erbeuten, setzten sie fast jeden Abend ihr Leben aufs Spiel; und wenn einmal im Gebüsch eine Buschantilope, ein kleines Tier, das für zwei Mann kaum zu einer Mahlzeit genügt, aufsprang, so zerriß sofort jegliche Ordnung: jeder wollte das Tier haschen. Bei Mambanga hätte es damit fast ein Unglück gegeben. Die Expedition hatte abends schon ihr Lager aufgeschlagen, als unversehens aus einem nahen Gebüsche, durch den Lärm aufgescheucht, eine Buschantilope hervorstürzte, gerade auf die am Ufer vertauten Kanoes zurannte und über diese hinweg in den Strom sprang.

Mit lautem Geschrei eilten auf der Stelle wenigstens 50 Männer ihr nach: wie mit schwarzen Köpfen besäet erschien das Wasser. Ein wildes Wettschwimmen begann: das Tierchen tauchte sehr geschickt, um erst weit entfernt wieder empor zu kommen, und täuschte fort und fort die Leute. Voll Sorge um die Schwimmer sandte Stanley schleunigst ihnen 5 Kanoes nach; allein, selbst als es Ferusi, einem jungen Burschen, endlich gelang, fast einen Kilometer von dem Landungsplatze das Tier im Wasser am Halse zu ergreifen, ließen sie noch nicht nach; denn nun faßten die vordersten der Schwimmer den glücklichen Sieger, um ihm den Preis abzunehmen: ein Ringen im Wasser entstand, das verhängnisvoll hätte werden können, wenn die rasch herzueilenden Kanoes nicht die Erschöpften aufgenommen hätten. Das Tier wurde geschlachtet; aber nun zerrissen es die Männer mit solcher Gier, daß Ferusi nur einen kleinen Fetzen von dem Fleisch erhielt, den er, um ihn sich zu sichern, roh und blutig, wie er war, in den Mund steckte.

Unaufhörlich voll wilder Mordgier umschwärmten die Eingebornen die Karawane und folgten ihr nach, um die Zurückbleibenden und Erschöpften zu einem kannibalischen Mahle abzufangen; ja mitunter schlichen sie sich fast mitten in den Zug hinein. Es war bei Avamburi, als während des Marsches plötzlich ein Eingeborner hinter einem Baume hervorsprang, ein kleines Manjema-Mädchen ergriff und ihm einen zweischneidigen Dolch in die Brust stieß, sodaß die Spitze aus dem Rücken wieder hervorkam. Dann schwenkte er die blutige Waffe über seinem Kopfe, stieß einen wilden Schrei aus — und war im Dickicht verschwunden.

So fand auch die junge, hübsche Frau des Tambours der Manjema ihren Tod. Sie war in Avedjeli nur in die ganz nahen Gärten des Dorfes gegangen, um etwas Gemüse zu holen. Allein die Eingebornen, welche ohne Furcht vor der Karawane in dem Gebüsche sich versteckt hatten, schossen sofort auf sie. Von sieben Pfeilen getroffen, fiel sie mit lautem Aufschrei nieder: ohne Besinnen sprangen die Manjema hinzu, hoben die Verwundete auf und führten sie zu Stanley. Dieser eilte zu helfen; bevor es indessen noch geschehen konnte, sank sie auf die Seite nieder, hob die Arme, umarmte innig ihren jungen Gatten, holte noch einmal tief Atem und war tot.

Jedoch noch ein anderer Feind, unheimlicher als die feindseligen Eingebornen, richtete im geheimen seine Giftpfeile gegen Stanleys

Leute. Durch Manjema waren die schwarzen Pocken in die Expedition gebracht worden. Schrecklich griff die Seuche um sich; aber nur Manjema und Madi wurden von ihr befallen. Die Sansibariten blieben völlig verschont; denn während der Überfahrt auf der „Madura" hatte Stanley sie sämtlich impfen lassen. Nur Tam, der von der Komoren-Insel Johanna stammte, hatte sich geweigert, sich impfen zu lassen: er wurde von der Krankheit ergriffen und stürzte in einem Fieberanfalle sich selbst in den Strom. Es war freilich nicht zu verwundern, daß die Pocken so um sich griffen; denn mit der größten Sorglosigkeit verkehrten Gesunde und Kranke mit einander. Täglich betrug die Zahl der Pockenkranken 10—20. Die Opfer der Krankheit wurden, mit Steinen beschwert, in den Strom geworfen. Denn die Eingebornen, welche der Expedition nachschlichen, gruben die begrabenen Leichen wieder aus der Erde hervor, um sie zu kochen und zu verzehren.

Nicht weniger als 44 Mann verlor die Expedition in den ersten 49 Marschtagen teils durch die Pocken, teils durch die Hinterlist der Eingebornen. Dennoch kam sie rüstig vorwärts. Zwar war die Regenzeit eingetreten, während der zu bestimmten Tagesstunden, häufig von Wirbelstürmen begleitet, in rauschenden Schauern der Regen herabfiel, die Pfade schlammig machte und zahllose Bäche zum Strome hinabsandte: aber das Bewußtsein, daß das Ende doch allmählich näher rücke, erfüllte einen jeden mit getroster Zuversicht. „Wir befinden uns", schrieb Stanley an der Lenda-Mündung am Abend des 25. Oktober in sein Tagebuch, „jetzt noch ungefähr 260 km von dem Graslande entfernt, und leben einstweilen in der Vorfreude. Wir ertragen daher den Regen ohne Murren, wir verwünschen auch den ewigen Schlamm nicht mehr, obwohl wir gestern 32 Wasserläufe überschritten und die schlüpfrigen Ufer und Moräste die Geduld stark auf die Probe stellten. Mancherlei Genugthuung steht uns noch bevor. Es wird uns eine große Erleichterung sein, wenn wir von den Angriffen der roten Ameisen befreit und Tag und Nacht vor ihren Bissen sicher sind; wenn wir die Sohlen unserer Stiefel zum letzten mal getrocknet und den Staub der Wälder von den Schuhen gewischt haben, werden unsere Träume von diesem Feinde wenigstens nicht mehr gestört werden. Während wir unter den Stichen der wütenden kleinen Bienen leiden, bei dem Biß der winzigen Ameisen aufspringen, uns unter dem Gift der Hornissen winden, bei den Angriffen der teuflischen Wespen ächzen, die zu-

dringlichen Schmetterlinge fortscheuchen, die schädlichen Tigerschnecken fortschleudern, in nervöser Hast den herankommenden grünlichen Tausendfuß zertreten, erinnern wir uns daran, daß alles dieses Elend nicht mehr viele Tage dauern wird. Noch ein klein wenig Geduld, dann kommen frohere Zeiten. Seit dem 17. August schlachteten wir vier Ziegen, um uns mit Fleisch zu versorgen; wir haben uns hauptsächlich von gerösteten Bananen genährt, die eben ausreichen, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Aber wir waren auch dafür dankbar, obwohl wir uns unserer Kraft jetzt nicht gerade rühmen können. Mit Wohlgefallen denken wir an die vor uns liegende abwechselungsvolle Kost von Rind- und Hammelfleisch, von Wild, garniert mit süßen Kartoffeln und Bohnen, sowie an das Hirsemehl zu Milchbrei und das Sesamöl zum Kochen. Auch die Befreiung von der Besorgnis, daß ein Wilder mit Speer und vergifteten Pfeilen wenige Schritte von uns umherschleicht, wird uns sehr angenehm sein. Die unaufhörliche Sorge, die angespannte Aufmerksamkeit, um den Leuten Lebensmittel zu verschaffen und sie vor den beim Umherstreifen ihnen drohenden Gefahren zu schützen, wird nachlassen und ich werde mich freuen, wenn ich wieder besser von der Welt und ihren Bewohnern denken kann als in dem Gefühl der zweifelhaften Liebe, welche ich zu dem Menschengeschlecht des Waldes hege."

Gewiß hatte Stanley Recht, sich freudig angeregt zu fühlen; denn die erste und, wie er meinte, schwierigere Hälfte des Waldmarsches war am Lenda, bei den schäumenden Katarakten, die er vor sich sah, überwunden. Zwar hatten die Kanoes auf dem Flusse der Karawane große Erleichterung gewährt, und die Katarakte bezeichneten das Ende der Bootfahrt; aber zugleich hatten die Kanoes die Landkolonne stets im Uferlande, das, verwüstet und ausgeraubt, gar nichts bot, festgehalten: jetzt war er entschlossen, auf der nördlichen Seite des Ituri-Stromes weiterziehend, seinen Weg so zu wählen, daß er die Uferlandschaften, so weit nur die Araber mit ihren Raubscharen gekommen waren, in einem großen nördlichen Bogen umginge. Am 27. Oktober setzte daher die ganze Expedition nach dem Norduser des Flusses über: die Kanoes wurden im Gebüsche versteckt, die Träger hoben die Traglasten auf die Köpfe und hinein ging es landeinwärts in das unbekannte Land.

Unter großen Entbehrungen hatten die Leute die weite Wüstenei, welche sich um Ugarrowwas verlassene Station bis über den Lenda

hinaus ausdehnte, überwunden: jetzt sahen sie nach dreistündigem Marsche die reichen Pflanzungen von Avatiko vor sich, aus denen vor der nahenden Karawane die Bewohner sich geflüchtet hatten, und stürzten sich wie ausgehungerte Wölfe darauf. Gern gewährte Stanley eine zweitägige Rast, um die leeren Bäuche zu füllen und Lebensmittel für den Weitermarsch zurechtzumachen.

Gefangener Zwerg aus Avatiko.

Ein Zwergenpaar indes war bei der allgemeinen Flucht doch wohl nicht flink genug gewesen: es wurde gefangen und zu Stanley geführt. Der Mann mochte etwa 21 Jahre zählen; seine Größe betrug nur 1,2 m, sodaß die Madi-Träger geradezu wie Riesen neben ihm erschienen. Die Hautfarbe war kupfrig; ein Flaum seidenweicher Haare von etwa 1,3 cm Länge bedeckte den ganzen Körper. Seine Kleidung bildete ein breiter Streifen von Baumrindenstoff,

den er um die Hüften geschlungen hatte; auf dem Kopfe trug er eine eckige Kappe, welche ein Büschel von Papageienfedern schmückte.

Zwischen den neben ihm hünenhaften Gestalten der Leute fühlte der Zwerg sich sehr unbehaglich; ein leichtes Zittern des Kopfes, die Entfärbung der Lippen und ein nervöses Zwinkern der Augenwinkel verriet seine innere Unruhe. Indes Stanley beruhigte ihn über sein sorgenvoll erwartetes Schicksal; er hieß ihn, sich neben ihn zu setzen, klopfte ihm freundlich auf den Rücken und gab ihm einige geröstete Bananen, die ein dankbares Lächeln in dem Gesichte des Zwerges hervorriefen. Jeder Wechsel in seinen Mienen spiegelte sich getreulich in denen seiner kleinen nußbraunen Frau wieder, die daneben stand: Zweifel, Furcht, Hoffnung, Neugier, nur daß mitunter ein listiger Zug über ihr kleines, rundes Gesicht glitt, obwohl sie, die herabhängenden Hände gefaltet, den Eindruck größter Bescheidenheit machte.

Nur mit Gesten antwortete der Zwerg auf die ihm vorgelegten Fragen, aber so gewandt und deutlich, daß kein Zweifel über das, was er meinte, bleiben konnte.

„Wie weit ist es bis zum nächsten Dorfe, wo wir Lebensmittel erhalten können?"

Er legte seine rechte Hand mit der Fläche über das linke Handgelenk. (Mehr als zwei Tagemärsche.)

„In welcher Richtung?"

Er wies nach Osten.

„Wie weit ist es bis zum Ihuru?"

„O!" Er hob seine rechte Hand bis zum Ellbogen. Das ist die doppelte Entfernung, vier Tage.

„Sind nach Norden hin Lebensmittel?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nach Westen oder Nordwesten?"

Er schüttelte wieder den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er einen Haufen Sand fortwischen.

„Weshalb?"

Er streckte seine beiden Hände aus, als ob er ein Gewehr festhielte, und sagte: „Duuu!"

Sicherlich hatten die Manjema alles vernichtet.

„Sind jetzt «Duuu» in der Nachbarschaft?"

Er blickte auf und lächelte, als ob er sagen wollte: „Das wißt ihr doch am besten!"

„Willst du uns den Weg nach dem Dorfe zeigen, wo wir Lebensmittel erhalten können?“

Er nickte rasch mit dem Kopfe und strich seinen runden Bauch, was bedeutete: „Ja! Denn dort werde ich eine volle Mahlzeit erhalten, hier“ — nun lächelte er verächtlich und drückte den Daumennagel auf das erste Glied des linken Zeigefingers — „sind die Paradiesfeigen nur so groß, während sie dort“ — indem er seine Wade mit beiden Händen umspannte — „so groß sind.“

„O, das Paradies!“ schrien die umstehenden Leute, „Bananen so groß wie ein Menschenbein!“ Sie schienen ihn umarmen zu wollen, während seine Züge arglose Unschuld ausdrückten, obwohl er sehr gut wußte, daß er in ihrer Meinung nicht viel unter den Engeln stand.

So wurde denn also nach der Rast in Avatiko unter der Führung der Zwerge in südöstlicher Richtung nach Andaki aufgebrochen, wo es die verheißenen Ungetüme von Paradiesfeigen geben sollte. Am 1. November schon wurde die Lichtung erreicht. Zwar erwiesen sich die Feigen denn doch nicht so groß, wie der Zwerg angekündigt hatte, aber sie waren reif und voll; und ehe eine Stunde vergangen war, sah man alle Hände im Lager beschäftigt, die Früchte in Scheiben zu zerschneiden und auf Holzstäben über dem Feuer zu rösten.

Ostwärts ging der Marsch weiter; indes nach wenigen Stunden schon kündigte durch sein unaufhörliches Getöse von fern der Ihuru sich an. Er bildete, durch die täglichen Regengüsse hoch angeschwollen, eine ununterbrochene Reihe von rauschenden Stromschnellen, von tosenden Wasserfällen. Nirgends gab es eine Furt. So mußte denn die Expedition, obwohl sie dadurch ganz nach Nordosten abgelenkt wurde, an dem rechten Ufer des reißenden Stromes dahinziehen, fort und fort nach einem Übergange spähend. Zahllose Rinnsale, die dem Ihuru zustrebten, waren zu überschreiten, und immerfort galt es durch das Dickicht durchzukriechen, durchzugleiten, sich durchzuhauen, über Stämme zu klimmen, vorsichtig Moräste zu durchwaten, Bäche zu passieren: immer vorwärts durch all das Pflanzengewirr! Wehmütig betrachtete Stanley die Risse in seiner Kleidung, die Fetzen und Lappen, welche wie Troddeln an ihm herabhingen. In Banalja hatte er ja die dringend nötige Ergänzung der Kleidung nicht vorgefunden, da man von Jambuja sein ganzes Privatgepäck, selbst seine Reservestiefeln, als entbehrlich den Kongo

hinabgeschickt hatte. Mit einer Ratte, die durch die Stäbe einer Falle gezogen wäre, verglich ihn jetzt lachend ein witziger Sansibarite.

Allenthalben stieß auf diesem mühseligen Marsche die Expedition auf die Spuren von Zwergen. An den Pfaden, die sich hier und da ihr boten, lagen Fruchtschalen von Amomum, geknackte Nüsse, abgerissene Phryniumbeeren. Hie und da konnte man erkennen, wo die Zwerge Rast gemacht, um sich ihre Pfeifen anzuzünden oder Wildfallen zu stellen; hin und wieder waren 90 cm über dem Boden die Zweige abgeknickt, mitunter sah man auch im Schlamme ihre zierlichen Fußspuren. Allmählich indessen besserte sich der Pfad und wurde schließlich zu einer guten und ebenen Straße. Diese Straße führte zu der großen Lichtung von Andikumu. Während nun der Vortrab über die Baumstämme, welche wie ein Verhau auf dem Boden lagen, hinweg kletterte, schossen die Eingebornen auf die Vordringenden. Zwei Mann wurden von den Pfeilen getroffen. Augenblicks warfen jetzt alle ihre Ballen und Kisten zur Erde und griffen zu den Gewehren. Ein lebhaftes Scharmützel entspann sich. Als aber nach einer halben Stunde der Haupttrupp der Expedition eintraf, hielten es die streitbaren Eingebornen doch für geraten, sich zu flüchten und ihre Pflanzungen den Ankömmlingen zu überlassen.

Woher aber diese Feindseligkeit der Dorfbewohner? Bald ward Stanley die Antwort auf diese Frage. Er fand an einem Pfade die Bäume mit den Merkzeichen der Manjema gezeichnet, auch eins der Dörfer in der Lichtung in Trümmern liegen: indes die Lichtung war zu groß, als daß die Räuberbanden der Manjema die prachtvollen Bananenhaine hätten zerstören können. Das war ein großes Glück für die Mannschaften der Expedition, die sich nach dem langen, entbehrungsreichen Marsche jetzt in Andikumu wieder einmal ordentlich satt essen konnten.

Als nun gegen Abend das Lager aufgeschlagen war, in welchem an bestimmtem Platze die Traglasten aufgestapelt wurden, stellte bei dem Nachzählen es sich heraus, daß die Munitionskiste, welche der Sudanese Dain Mohammed zu tragen hatte, fehlte. Er erklärte, daß er sie vor dem Verhau am Fuße eines großen Baumes in der Nähe des Weges niedergelegt habe. Sofort sandte ihn Stanley mit vier Anführern zurück, um die Kiste zu holen. Als diese zu der Stelle zurückkamen, fanden sie einen ganzen Stamm von Zwergen, Männer, Frauen und Kinder, unter dem Baume versammelt. Vorsichtig schlichen sie sich näher, um zu sehen, was dieselben dort

vorhätten. Offenbar herrschte bei den Zwergen große Freude über den Fund. Die Kinder hüpften auf einem Bein umher und klatschten sich vor Vergnügen auf die Schenkel; die Frauen, Säuglinge, klein wie Puppen, auf dem Rücken tragend, schrien mit kreischender Stimme weisen Rat den ratschlagenden Männern zu. Endlich schob ein beherzter Mann eine leichte Stange durch die beiden Endgriffe der Kiste, und zwei Krieger versuchten unter dem lauten Freudengekreische der ganzen Gesellschaft mit äußerster Anstrengung die schwere Kiste aufzuheben und an der Stange schwankenden Schrittes ins Dickicht zu tragen. Da knallte ein Schuß. Entsetzt ließen die Zwergenkrieger die schwere Kiste fallen und das ganze Volk flüchtete sich, als nun der Sudanese mit seinen Begleitern aus dem Gebüsche hervorstürzte, mit gellendem Geschrei flinkfüßig von dannen.

Drei Tage lang wurde, von vielen bis zum Übermaß, in den reichen Vorräten von Andikumu geschwelgt; dann ging es weiter, wie der Fluß die Marschrichtung vorschrieb. Bald hinter Andikumu indessen ergießt sich der wasserreiche Dui von Norden her in den Ihuru. Aber auch er war zu breit und tief, als daß die Expedition ihn hätte überschreiten können. So wurde denn der Marsch jetzt in fast ganz nördliche Richtung abgelenkt. Spärlich zerstreut lagen in dieser Gegend die Ansiedelungen, sodaß auf die schwelgerischen Tage von Andikumu bald wieder eine Zeit des Entbehrens folgte. Erst als das Dorf Indemau erreicht wurde, wo es ausgedehnte Paradiesfeigenpflanzungen gab, waren wieder in Überfluß Lebensmittel vorhanden. Allein die Unverständigen stopften sich nun Tag für Tag mit Paradiesfeigen so voll, daß sie jeden Morgen klagend zu Stanley kamen und um Medizin gegen die Beschwerden, die sie empfanden, baten.

Bei Indemau, welches etwa $9^1/_2$ km von dem Dui entfernt lag, teilte sich der Fluß in fünf Arme. Hier schien es also möglich, den Übergang zu gewinnen. 60 Mann zimmerten unter Bonnys Leitung, während die Expedition in dem Dorfe sich ruhte und pflegte, eine 75 m lange Holzbrücke, welche sämtliche Flußarme überbrückte: fest genug, daß am 1. Dezember die ganze Karawane mit ihren Traglasten sie ohne Fährnis überschreiten konnte.

Nun wurde die Richtung scharf gegen Südosten genommen, um das durch den Nordostmarsch Versäumte wieder einzubringen, und am 4. Dezember das große, von reichen Bananenpflanzungen umgebene Dorf Ngwetsa erreicht. Hier mußte die Karawane sich

Die Zwerge mit der Munitionskiste. S. 184.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

verproviantieren; denn in ihrer Richtung gab es bis zum Ihuru keine Niederlassungen mehr. Am nächsten Morgen rief daher der Ausrufer durch das ganze Lager aus, daß jeder Mann sich mit Bananenmehl auf 5 Tage zu versehen hätte; und den ganzen Tag brachten die einen Bananen ins Lager, während die andern sie chälten, in Scheiben über Feuer trockneten und zu Mehl zerrieben.

Der Marsch war beschwerlich; sanft senkte sich das Gelände gegen den Ihuru hin. Fluß folgte auf Fluß: alle breit und schlammig, in ockerroten Ufern träge dahinfließend, eingefaßt von

Überbrückung des Dui-Flusses.

dichten Gruppen von Rotang und Raphiapalmen. Zahlreiche Zwergendörfer kreuzte der Pfad; aber auch nicht in einem war ein Bewohner zu finden. Erst am Nachmittage überraschte der Vortrab einige Zwergenfamilien im Dickicht und fing zwei Weiber und einen jungen Burschen ab, die weiterhin als Führer dienen sollten. Aber sie sollten die Expedition in eine Gefahr bringen, größer als alle, welche sie bisher bestanden hatte.

Wenige Tage erst war die Karawane in der neuen Richtung, nachdem sie Ngwetsa verlassen, weitermarschiert, als Stanley abends beim Aufschlagen des Lagers einen jungen Burschen beobachtete, welcher auffällig schwankenden Ganges dahinschritt.

„Amani", rief er ihn an, „du schwankst: warum?"

„O Herr, ich habe nichts gegessen."

„Hast du denn deine fünftägige Mehlration heute, am dritten Tage, schon aufgegessen?"

„Nein, Herr, ich habe sie schon am ersten Tage fortgeworfen, da die Zwerge sagten, wir würden noch am Abend eine Pflanzung erreichen, deren Bananen die größten auf der Welt wären."

„Wovon hast du denn aber die zwei Tage seitdem gelebt?"

„Gestern Abend haben wir uns Schwämme gesucht und davon eine Suppe gekocht: das war unser Essen. Heute Morgen haben wir gefastet; doch werden wir uns jetzt wieder Schwämme suchen."

„Und was wollt ihr morgen essen?"

„Das Morgen ist in Gottes Hand! Ich will in der Hoffnung leben, daß ich etwas finde."

Amani war nicht der einzige, welcher den Vorspiegelungen der Zwerge Glauben geschenkt. Als Stanley weiter nachforschte, ergab sich, daß nicht weniger als 150 Leute im Vertrauen auf die Zwerge ihr Mehl fortgeworfen und jetzt schon seit zwei Tagen nichts gegessen hatten.

An dem südlichen Ufer des Ituri wachsen in großer Menge die „Makweme", deren Frucht aus 4 großen herzförmigen Bohnen besteht, welche, von ihrer lederartigen Haut befreit, eine leicht verdauliche, wenngleich nicht gerade schmackhafte Speise sind. Dort wächst auch in der Nähe der Waldbohnenbäume die „Fenessi", eine wilde Brotfrucht, so groß wie eine Wassermelone, die, im reifen Zustande gegessen, schmackhaft und gesund ist. Makweme und Fenessi hatten im Jahr zuvor Stanleys Kolonne vor dem Verhungern geschützt: aber hier zwischen Dui und Ihuru gab es weder das eine noch das andere. Das einzige, was hier der Wald bot, waren die kirschenähnlichen Phryniumbeeren und die blutrote Frucht des Amomum, in deren Schale sich ein genießbares, sauersüßes Fleisch befand. Indes konnte das ausreichen, 150 Menschen nicht nur am Leben, sondern auch als Träger bei Kräften zu erhalten? Was sollte aus der Expedition werden, wenn diese sich erschöpft hinlegten und starben?

In dieser höchst bedenklichen Lage berief Stanley noch an demselben Abende die Anführer zu einer Beratung: es wurde beschlossen, daß gleich am nächsten Morgen 200 Mann von der Karawane nach Ngwetsa zurückkehren sollten, um für die kraftlosen Verhungernden

Austeilung des letzten Proviants im Hungerlager hinter Ugwetsa. S. 187.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

einen neuen Vorrat von Bananen zu holen. Inzwischen erhielten die Zurückbleibenden von dem noch vorhandenen Bananenmehle eine halbe Tasse voll als Tagesration. Dazu fügte Stanley aus dem europäischen Proviant noch einen Eßlöffel voll Butter und einen voll kondensierter Milch, um mit heißem Wasser daraus eine Suppe herzustellen. Die Kräftigsten zerstreuten sich dann, wenn sie ihre Suppe gegessen hatten, in den Wald, sich Phrynium- und Amomum-beeren zu suchen. Wer Glück hatte, fand auch wohl einen eßbaren Pilz.

So verging im Warten Tag um Tag. Auf einer Rekognos-cierungstour nach Südosten hatte Bonny den Ihuru-Lauf gefunden; von dem Strom aber war, wie alle wußten, nicht mehr weit nach Fort Bodo. Das belebte die Zuversicht. Aber mit jedem Tage bot der Wald, stets weiter abgesucht, immer weniger, sodaß nur die am weitesten Herumstreifenden noch Aussicht hatten, irgend etwas zu finden. Manche verirrten sich dann und kehrten nicht mehr ins Lager zurück. So blieb auch Stanleys Gewehrträger, der kleine Saburi, eines Abends aus. Der muntere Knabe, welcher auf dem Marsche Stanley Gewehr und Patronentasche nachtrug, sehr aufmerksam und anstellig, war zu weit in den pfadlosen Wald hineingeraten. Stanley ließ, als die Nacht ihn nicht zurückführte, Signalschüsse abgeben, den Sammelruf blasen, die großen elfen-beinernen Signalhörner ertönen: umsonst, zu Stanleys Schmerze blieb der kleine Bursche verloren.

Aber auch die nach Ngwetsa ausgesandten Leute kehrten nicht zurück. Mit jedem Tage stieg die Not im Hungerlager höher; denn eine Büchse mit Butter und eine mit Milch, als einzige Nahrung täglich unter 130 Personen verteilt, konnten doch das Ende nur wenig aufhalten. 43 Personen waren am sechsten Tage der Auflösung nahe, wenn sie nicht binnen 24 Stunden genügende Lebensmittel erhalten konnten; selbst die kräftigen Manjema wider-standen nicht länger: der Häuptling Sadi meldete, daß von seinen Leuten 14 nicht mehr im stande seien, sich zu bewegen. Konnte da Stanley noch länger warten? Aber was sollte er thun?

Er berief die sämtlichen Anführer zu einer Beratung: alle billigten seinen Gedanken, mit den noch marschfähigen Leuten ohne Verzug den Rückmarsch nach dem 56 km entfernten Ngwetsa an-zutreten, um schleunigst Lebensmittel für die Zurückgebliebenen zu beschaffen und die Rückkehr der vor sechs Tagen Abmarschierten zu beschleunigen. Aber würden nicht die Zurückbleibenden sofort die

Trägerlasten aufschneiden und, in ihrem Unverstande nach Eßbarem suchend, die ganze Expedition in Frage stellen? Dem zu begegnen, erbot sich Bonny mit einigen Leuten im Hungerlager zurückzubleiben, wenn Stanley ihnen auf 10 Tage Lebensmittel dalassen wolle. Es trafen zwar bloß außer etwas Butter und Milch 4 Biskuits und eine halbe Tasse voll Maismehl als Tagesration auf den Kopf: aber es mußte genügen. Für die übrigen indes, welche nicht mehr Willen und Kraft hatten, den Marsch nach Ngwetsa zu machen, konnte nichts geschehen. „Betet inzwischen für unsern Erfolg! Gott allein kann euch jetzt helfen", war der einzige Trost, den Stanley ihnen hinterlassen konnte.

Da trat unversehens mitten unter diesen Zurüstungen, frisch und sorglos, als wenn er von einem Spaziergange zurückkehre, der kleine Saburi ins Lager.

„Was, Saburi? Wo bist du gewesen?" rief Stanley erfreut ihm zu.

„Ich habe mich beim Beerensuchen verirrt und bin umhergewandert, bis ich gegen Abend an einen Pfad kam. Ich sah die Zeichen der Äxte und sagte zu mir: O, das ist unser Weg, und folgte demselben in der Meinung, ich würde nach unserm Lager kommen. Aber statt dessen sah ich nur einen großen Fluß. Es war der Ihuru! Dann fand ich einen dicken hohlen Baum, kroch hinein und schlief; nun bin ich auf dem Wege zurückgekommen, bis ich hier wieder eintraf. Das ist alles."

Mittag war eben vorüber, als Stanley von Bonny Abschied nahm und mit 65 Männern und 12 Weibern nordwärts nach Ngwetsa von dannen zog. Schweigend schritten sie dahin, jeder in traurigen Gedanken befangen. Die Nacht kam, und einzeln oder in Gruppen warfen sie im Gebüsch sich auf den Erdboden: aber Stanley floh der Schlaf. „Verloren, verloren! Arbeit und Sorge umsonst!" schien es aus den Wipfeln des tiefschwarzen Buschwerks über ihm, die ein leiser Windzug bewegte, unablässig ihm zuzuflüstern. „Allah ho Akbar!" machte wenige Schritte von ihm die gepreßte Seele eines seiner Begleiter sich Luft. „Ja, Gott ist groß!" klang es in Stanleys Seele wieder. „Soll der Moslem den Christen beschämen?" Und Friede senkte sich in sein Herz und er schlief ein.

Allein das erste Morgengrauen des trübe anbrechenden Tages fand ihn schon wieder wach. Im düsteren Dämmerscheine sah er

die stillen Gruppen seiner schlafenden Gefährten um sich herum liegen. „Auf, Jungens, auf!“ rief er mit erzwungener Fröhlichkeit ihnen zu. „Zu den Bananen! Auf! Will's Gott, so werden wir heute Bananen haben.“ Aber nur langsam erhoben sie sich und stellten sich fröstelnd in die Reihe, und ohne einen Imbiß ging es im Gänsemarsch noch im Zwielicht in den nebelerfüllten Wald hinein. Mit starkem Schritte schritt Stanley zu, damit seine Gefährten durch die raschere Bewegung bald wieder warm werden sollten: da, nach kaum einer Viertelstunde rüstigen Ausschreitens, hörte er ein Gemurmel von Stimmen vor sich. Achtsam hielt der kleine Saburi ihm das Gewehr hin; indes ein schnell prüfender Blick, und Stanley sah hinter den breiten Blättern eines Phryniumstrauches einen Haufen mit Ranken umschnürter, grüner Bananen in Manneshöhe auftauchen. „Gott sei Dank!“ rief er laut aus; denn er sah, daß er die gemächlich heranziehende Kolonne seiner Fouragierer gefunden hatte.

Es bedurfte nur eines Blickes auf die ersten Leute der herankommenden Kolonne, um zu erkennen, was die unbesonnene, gedankenlose Schar gethan hatte. Jedoch jetzt war nicht Zeit, Vorwürfe zu machen; auf der Stelle vielmehr ließ Stanley Feuer anzünden und eine Anzahl der grünen Früchte rösten, um seinen Begleitern die Kraft zum Rückmarsche zu geben. Und schon nach einer Stunde waren alle auf dem Rückwege nach dem Hungerlager, das sie noch an demselben Nachmittage erreichten, mit innigen Dankesrufen von den Verschmachtenden bewillkommnet. In freudigem Wetteifer waren jetzt den ganzen Nachmittag über Sansibariten und Manjema, Sudanesen und Madi beschäftigt, Bananen zu rösten oder aus den getrockneten Mehlbrei zu kochen, über der fröhlichen Gegenwart ganz die trübselige Vergangenheit vergessend; und ein jeder gelobte feierlich, in Zukunft besonnener und haushälterischer zu sein — bis zum nächsten Mal.

Getrosten Mutes wurde nun am nächsten Tage weitermarschiert. Bald war der Ihuru erreicht, der hier in seinem oberen Laufe sich seicht genug erwies, um ihn ohne Gefahr durchschreiten zu können; und zwei Tage später (20. Dezember 1888) trat die lange Kolonne aus dem pfadlosen Dickicht heraus auf die gebahnte Straße, welche auf Fort Bodo zuführte. Bei der nächsten Wegebiegung trat unversehens eine Sansibariten-Patrouille den Nahenden entgegen; die Überraschung hielt sie einen Moment gefangen, dann erkannten die

Getreuen die „weiße Mütze", und eine donnernde Salve that denen drinnen im Fort kund, wer wieder da wäre. In ausgelassenen Sprüngen und Sätzen stürzten die Sansibariten vom Fort herbei, unter den ersten Parke, der Arzt, der in Befriedigung melden konnte: „Im Fort ist alles wohl."

Gleichmäßig waren den im Fort Zurückgebliebenen die Tage dahingegangen. Die Geschicklichkeit und Sorgfalt des Doktors hatte alle Kranken und Schwachen bis auf vier wieder hergestellt; auch Kapitän Nelson trat jetzt in seiner alten Frische und Kraft Stanley entgegen. Wohl waren Elefanten in die Pflanzungen eingebrochen, wohl hatten die Eingebornen nachts die Tabaksplantage geplündert und die Zwerge Bananen gestohlen; aber Stairs, der Kommandant, hatte durch unermüdliche Wachsamkeit sie verscheucht und alle unliebsamen Nachbarn bis auf 15 km ringsum in Respekt gehalten. So lagen jetzt große Vorräte von Mais in den Magazinen des Forts und in den Pflanzungen gediehen Bananen, Tabak und Bohnen vortrefflich; Fische dazu lieferte der nahe Bach.

Indessen weder von Emin Pascha noch von Jephson wußte man im Fort auch nur das Geringste. Um die Mitte des August hatte die Besatzung deren Ankunft in Bodo erwartet; als aber niemand erschien, um sie nach dem Njansa abzuholen, erbaten die Leute von Stairs die Erlaubnis, ein Schauri zu halten. Stairs gewährte sie, und die Mannschaft faßte nun den Beschluß, das Fort zu verlassen und mit allen Traglasten bis zu dem Lande Masambonis vorzudringen, oder wenigstens durch 15 Boten einen Brief an Jephson mit der Bitte um Entsatz zu senden. Als aber Stairs ihnen vorstellte, daß wegen der Menge der Kranken der Abmarsch unmöglich wäre und auch die Entsendung von Boten die Besatzung allzu sehr schwächen würde, hatten sie sich zufrieden gegeben und ruhig abwechselnd Wachtdienst und Feldarbeit gethan, wie es die Ordnung im Fort vorschrieb. Jetzt waren sie jeden Augenblick bereit, nach dem Njansa abzumarschieren: aber war es die Kolonne, welche Stanley von Banalja hergeführt hatte?

Die Mühsale des viermonatlichen Marsches waren furchtbar gewesen: 106 Personen waren ihnen unterwegs erlegen, und Stanley selbst hatte an Körpergewicht 15 kg eingebüßt. Dennoch konnte Stanley den Leuten nur wenige Tage Rast gewähren, da er Emin Pascha versprochen hatte, am 16. Januar 1889 am See zu sein; ihn drängte auch die Sorge um Jephson. Indes eine Schwierigkeit

stellte sich entgegen: es waren, wenn auch nur die notwendigsten Gegenstände mitgenommen wurden, immer noch 55 Lasten mehr vorhanden, als brauchbare Träger. Doch erklärten ohne weiteres sich auf seine Anfrage 55 Mann bereit, den Weg dreifach zu machen, um jene Lasten zu befördern; natürlich sagte er ihnen für die Extraarbeit auch Extralohn zu.

So brach denn in einer Stärke von 412 Personen (209 Sansibariten, 17 Sudanesen, 1 Somali, 151 Manjema, 26 Madi, 2 Soldaten Emin Paschas und 6 Weiße) am 23. Dezember die jetzt vereinigte Expedition nach dem Njansa auf. Nelson mit einer kleinen Schar blieb zurück, steckte das jetzt verlassene Fort in Brand und schloß sich dann am folgenden Tage der Expedition an. Stairs dagegen mit 100 Gewehrträgern zog voran, besetzte die Fähre durch den Ituri und verschanzte sich dann in Kandekore auf dem südlichen Flußufer, um die Hälfte seiner Macht, wie bestimmt war, zurücksenden zu können. Nach einigen Tagen traf auch Stanley mit der Hauptmacht in Kandekore ein, half die Befestigung des Lagers durch Beseitigung des ringsum stehenden dichten Gebüsches vollenden und trat am nächsten Tage, dem 10. Januar 1889 mit seiner Schar hinaus aus dem Waldesdunkel in das freie, sonnige Grasland. In freudiger Bewunderung blieben die Manjema und die Banalja-Leute stehen: so mächtig ergriff sie alle der ungeahnte Anblick.

Zwei Tage später erreichte die Expedition das Gebiet der Babesse. Sie hatten Stanley ihre Freundschaft bewahrt, nahmen ihn freundlich auf und erzählten ihm, daß Malleju, sein Bruder, in Njamsassi große Häuser baue; auch ginge das Gerücht, daß er nächstens mit vielen Begleitern durch das Land zu passieren beabsichtige. Das war die erste Nachricht, die der Besorgte über Emin erhielt: sie erfüllte ihn mit hoher Freude.

Mehr wußte indessen Masamboni, Stanleys „Bruder", zu berichten, als die Karawane zwei Tage später in dessen Dorf eintraf: Malleju habe in der Nähe des Sees Felder mit Mais für Bula-Matari bepflanzt, auch zehn Mann nach Kavalli geschickt, um Nachrichten über seine weißen Brüder zu erhalten; und „Buburika", der Panther, wie die Wangwana scherzend Jephson zu nennen pflegten, sei selbst vor zwei Tagen nach Kavalli gekommen. In der Freude über diese guten Nachrichten schenkte Stanley die beiden Rinder, welche Masamboni als Gastgeschenk ihm darbrachte, seinen Leuten und bewilligte ihnen zugleich einen Rasttag, damit sie, nachdem sie

so lange kein Fleisch gekostet, sie schlachten und verzehren könnten. Bei den Sansibariten war es seit einiger Zeit Sitte geworden, ihre Freude durch Krähen auszudrücken: sie krähten so laut wie noch nie, während die gesetzten Manjema nur durch Lächeln ihrer Befriedigung Ausdruck gaben.

Auch der alte Gavira nahm die Expedition als willkommene und geehrte Gäste auf. Nur einen starken Tagemarsch noch war Stanley hier von dem Njansa entfernt. Da erschienen nachmittags zwei Wahuma-Boten und brachten ihm von Kavalli Briefe von Emin Pascha und Jephson, die den eben noch freudig Angeregten in lähmende Bestürzung versetzten. Doch es war keine Zeit zu sinnen und zu grübeln; ohne Verzug brach Stanley nach Kavalli auf und sandte von dort 30 Gewehrträger mit seinen Antworten an Emin und Jephson zu dem See hinab. Die Boten gaben die Schreiben an den Häuptling Mogo ab und meldeten bei der Rückkehr, daß dieser damit sofort von Nsabe nach der Station Msua sich aufgemacht hätte.

Kriegsläufte kürzten die Zeit des Wartens. Melindua, der Häuptling der Balegga, ein Bundesgenosse Kabba-Regas von Unjoro, drohte mit einem Angriffe auf Kavalli. Allein Stanley kam ihm zuvor, indem er 60 Gewehrträger mit 1500 Bavira und Wahuma gegen die Balegga schickte und sie weit zurücktreiben ließ. Durch festliche Tänze feierten die Bavira-Frauen, mit rotem Thon bemalt und mit Blätterbüscheln geschmückt, im Lager zu Kavalli den Sieg; und Stanley benutzte den Eindruck, welchen der rasch erfochtene Sieg hervorgerufen hatte, dazu, um die größten Häuptlinge der Hochebene, Kavalli, den Gavira und Masamboni durch ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens zu vereinen und zugleich sich von ihnen regelmäßige Lieferungen von Schlachtvieh und Korn auszubedingen. Denn durfte er auf den Pascha noch rechnen? Da erhielt er endlich nach langem Warten am 5. Februar ein Billet von Jephson mit der Meldung, daß er am Ufer des Sees eingetroffen sei.

Sofort sandte Stanley eine Abteilung Sansibariten hinab, um den lange Vermißten nach Kavalli hinauf zu geleiten. Am nächsten Tage langte Jephson bei Stanley an: was hatte er alles zu berichten!

Elftes Kapitel.

Die Revolution in Hat-el-Estiwa.

Die Reihe der Stationen. — Stationsleben. — Bleiben oder Fortziehen? — In Wadelai. — Ferida. — Die Haltung des ersten Bataillons. — Dufilé. — Hamad Mohammeds Warnung. — Meuterei in Laboré. — Emin verhaftet und angeklagt. — „Wir mögen das neue Regiment nicht!“ — Das Schreiben Omar Salihs. — Der Fall von Redjaf. — Emin frei. — Die Niederlage der Derwische. — Emins Rückzug nach Tunguru. — Schwankende Entscheidung. — Jephsons Rückkehr nach Kavalli.

Als Stützpunkte der ägyptischen Herrschaft hatte schon Gordon in der Äquatorialprovinz befestigte Stationen angelegt. Er hatte für dieselben das linke besser geschützte Ufer des Weißen Nils, der hier noch Bahr-el-Djebel heißt, gewählt und die Entfernungen zwischen den einzelnen auf je einen guten Tagemarsch bemessen. Jetzt war, nachdem in Abwehr der Angriffe der Mahdisten Ladó aufgegeben war und das nahe Gondokoro sich als zu ungesund und wegen Versandung des Flusses als unbrauchbar erwiesen hatte, Redjaf am Fuße des Djebel Redjaf, des Erdbebenberges, die nördlichste der Stationen in Hat-el-Estiwa geworden. Dann folgte, 21 km weiter nach Süden, auf der Insel des Scheichs Beddén die Station Beddén; aber Stromschnellen machten, wenn auch ein Drahtseil deren Überwindung erleichterte, den Flußverkehr schwierig. Dadurch war Redjaf fast isoliert worden, dem Verkehr mit den südlicheren Stationen entrückt, und die Garnison hatte fast ganz das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Süden verloren. 36 km südlich von Bedden war Kiri erbaut, auf einer Bodenerhebung, welche den Nil und die Umgebung beherrschte. Endlich folgte, 22 km südlicher, Muggi an den Jerborahfällen, welche der Schiffahrt stromauf ein unübersteigliches Hindernis entgegenstellten. Diese Wasserfälle

erreichten stromaufwärts ihr Ende erst in Dufilé, von wo dann wieder freie Fahrt bis zum Albert-Njansa war.

Inmitten dieses Stromschnellengebietes, das von den Jerborah- bis zu den Makedo-Fällen reichte, war die Station Laboré, 28 km stromaufwärts von Muggi angelegt. Sie war dadurch dem Verkehr mit den Stromstationen so gut wie ganz entzogen, nur auf sich selbst angewiesen. Denn die Station Chor Aju, 11 km von Laboré in einem von Bergen eng umschlossenen Thale gelegen, war zu klein, um einen Einfluß auf Laboré ausüben zu können.

Ein starker Marsch von 37 km führte, den Bogen des Nils abschneidend, von Chor Aju nach Dufilé, der letzten Station, welche Gordon angelegt hatte. Emin Pascha aber hatte dies System von Stationen nun vervollständigt, indem er einerseits an den kleinen Flüssen, welche in jenen Nilbogen sich ergießen, gerade südwärts hinaufging und die kleinen Stationen Faloro, Fabbo und Fatiko gründete, teils in südwestlicher Richtung an dem Nil selbst hinaufging und die Station Abu Nachra sowie den Regierungssitz Wadelai anlegte. Dazu kamen dann noch später die Stationen Tunguru am Ausflusse des Nils aus dem Albert-Njansa und Msua am Westufer des Sees.

Auf diese Stationen beschränkte sich im wesentlichen, nachdem die Mahdistengefahr ihn gezwungen, das fruchtbare Makrakágebiet und das entlegene Monbuttuland aufzugeben, die Herrschaft des Mudir.

Das Leben in den Stationen war streng geregelt. Tag und Nacht wurden die Thore bewacht; geöffnet waren sie nur von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durfte keine Flinte abgefeuert werden, außer als Alarmsignal. Morgens um $5^1/_2$ Uhr blies der Trompeter die Reveille und gleich dahinter das Signal „Feuer anzünden!“ Dann war um 6 Uhr Appell, und die Thore wurden geöffnet. Nun exercieren die Soldaten, und die Weiber kehren die Straßen. Um $8^1/_2$ Uhr gehen alle mit alleiniger Ausnahme der Schildwachen zur Arbeit aufs Feld, schöpfen Wasser, holen Holz und treiben das Vieh, sobald das taufeuchte Gras getrocknet ist, auf die Weide. Denn nach den Einrichtungen, welche Emin getroffen hatte, mußten die Stationen sich von ihren Pflanzungen und Herden selbst erhalten. Von $11^1/_2$ bis $2^1/_2$ Uhr während der größten Mittagshitze wird geruht; dann wird die Arbeit draußen bis 5 Uhr fortgesetzt. Nunmehr kehren

die Soldaten in die Station zurück. Um 8 Uhr ist wieder Appell, und um 9 Uhr müssen sämtliche Feuer in den Stationsgebäuden ausgelöscht sein. Denn da die Gebäude größtenteils aus Holz gezimmert sind, so ist die Feuersgefahr sehr groß: wie denn 1887 die Station Wadelai aus mangelnder Vorsicht vollständig niedergebrannt war. Ein Offizier macht daher am Abend die Runde, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.

Selten einmal dringt von außen eine Kunde in diese Abgeschiedenheit der Stationen; und dann setzen in den Köpfen Ideen mit einer Hartnäckigkeit sich fest, welche aller Belehrung spottet. Die geringsten Vorgänge erhalten in dem gleichmäßig sich abspinnenden Leben unverdiente Bedeutung. Um so gewaltiger war naturgemäß die Aufregung, als im Frühling des Jahres 1888 das Gerücht von dem Eintreffen von Stanleys Expedition von Station zu Station ging und dann im Hochsommer als Stanleys Abgesandter Jephson mit seinen Begleitern im Gefolge des Mudir selbst in den Stationen erschien.

All die Jahre über hatte Emin Pascha mit peinlicher Gerechtigkeit und sich stets gleichbleibender Freundlichkeit seines schweren Amtes gewaltet und dadurch die Zuneigung so manches schlichten Soldatenherzens sich erworben. Jetzt nun trat an die Soldaten die Frage heran, wie sie ihr Schicksal ferner gestalten wollten. Entschlossen sie sich, die sich jetzt ihnen bietende Gelegenheit zur Rückkehr nach Ägypten zu benutzen, so wurde ihnen zwar ihre Löhnung bis zu ihrer Ankunft in Ägypten zugesichert, aber nichts betreffs ihrer künftigen Anstellung. Überdies war nicht nur die größte Zahl der Soldaten, sondern auch sehr viele von den Offizieren Sudanesen; ein großer Teil entstammte den benachbarten Stämmen der Dinka, Madi, Sandeh, Makraka, Monbuttu; so hatte die Äquatorialprovinz immerhin etwas Heimatliches für sie. Hier lebte selbst der gemeine Soldat wie ein Herr, führte einen großen Hausstand mit Weibern und Sklaven und ließ am Fett des Landes sich wohl sein. Sie wußten recht gut, daß sie eine solche Stellung, selbst wenn sie in Ägypten wieder angestellt würden, dort nicht zu erwarten hatten; ihr Gehalt würde dort für ihren Hausstand nicht entfernt zureichen: sollten sie also ihrer Weiber, Kinder und Sklaven sich entledigen? Entschieden sie sich dagegen dafür, in der Provinz zu bleiben, so konnten sie ihre Herrenstellung nur so lange aufrecht erhalten, als sie Munition besaßen. Denn lediglich auf ihren Gewehren beruhte

ihr Übergewicht über die unterworfenen Stämme des Landes, die sonst sich nicht lange würden besonnen haben, die kleine Zahl der Eroberer zu vernichten oder zu vertreiben. Wie lange aber konnte der noch vorhandene Munitionsvorrat, da kein Ersatz stattfand, noch reichen? Sicher mußte in ein oder zwei Jahren der Zeitpunkt kommen, wo sie vor leeren Magazinen standen.

Das war die Frage, welche Emin Pascha zunächst der Besatzung von Tunguru vorlegte. Die Soldaten, Schreiber und Angestellten der Station waren in ihren besten Uniformen in langer Linie aufgestellt; sie senkten die Fahnen, die ägyptische Nationalhymne ertönte, als der Mudir mit Jephson, Stanleys Abgesandtem, vor die Front trat. Der Hohe Befehl des Khedive, das Schreiben des Ministers Nubar Pascha sowie die Proklamation, welche Stanley im Namen der Entsatz-Expedition an sie richtete, wurde vorgelesen. Mehrere der Versammelten hielten Ansprachen, in welchen sie in den Ausdrücken höchster Verehrung von Emin Pascha, von seiner Gerechtigkeit, Freundlichkeit und Liebe sprachen, die er lange Jahre hindurch ihnen stets bewiesen habe.

Dann wurde ihnen angekündigt, daß sie einen Tag Zeit haben sollten, sich mit einander zu besprechen und ihren Entschluß zu überlegen, und mit einem dreimaligen Hoch auf den Khedive die Versammlung entlassen.

Am nächsten Tage trat die Versammlung wieder zusammen. Suliman Aga, der Chef der Station, führte für sie das Wort. „Wohin der Pascha geht", sagte er, „dahin folgen meine Soldaten und ich ihm!" Dabei bildete er mit den beiden Händen einen Kreis. „Das sind", erläuterte er, „meine Soldaten; in der Mitte geht der Pascha, und so werden wir marschieren, gleichviel welchen Weg der Pascha ziehen wird."

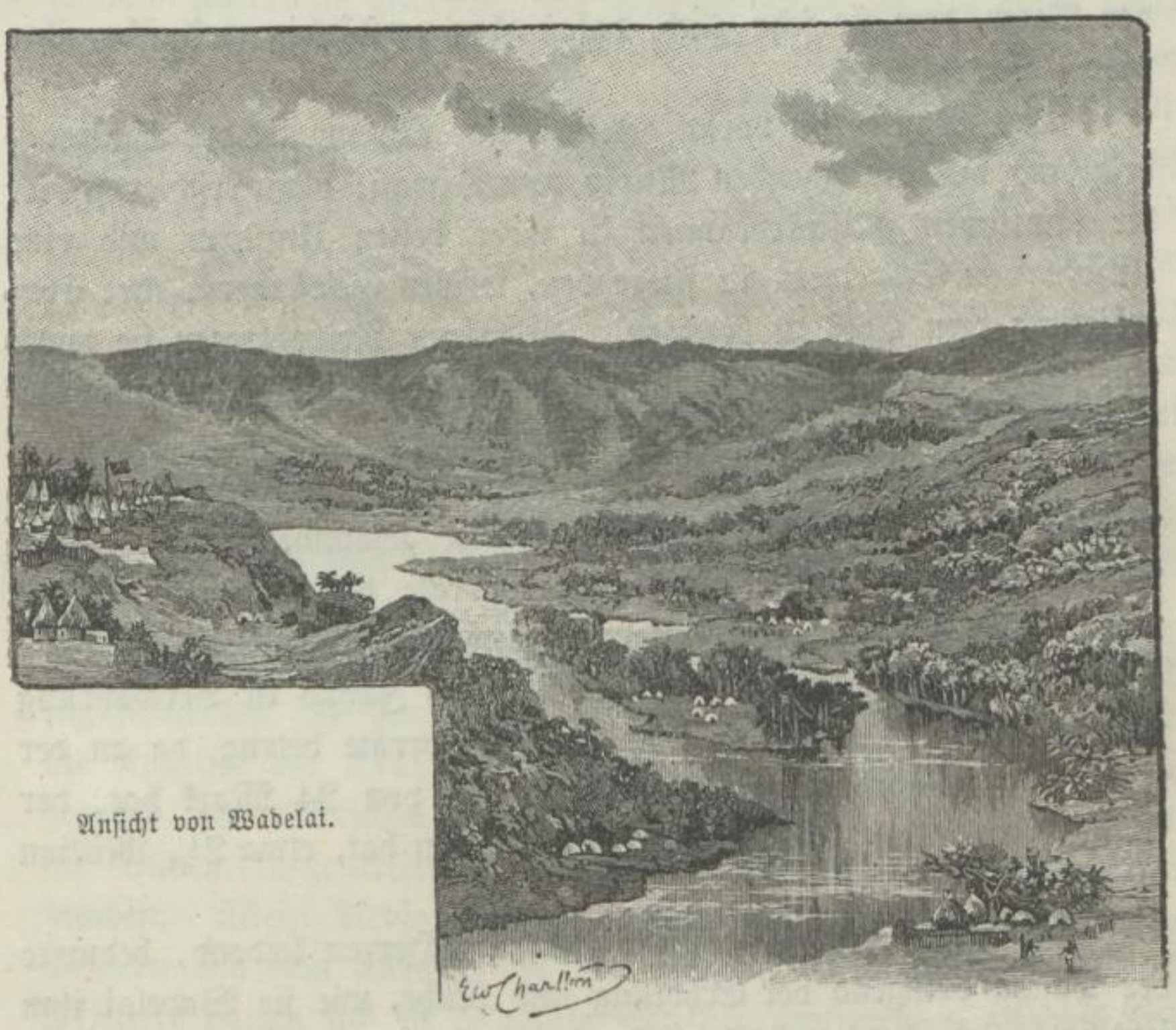
Ein zweitägiger Marsch führt durch eine schöne, offene Ebene zwischen den Bergen und dem Njansa von Tunguru nach Wadelai, der Residenzstation des Mudir. Baumgruppen und blühendes Gesträuch unterbrechen die Ebene; Rudel von Kudu-Antilopen und grasenden Springböcken und ganze Völker von Rebhühnern beleben sie. Ihren umfassenden Anbau indes hindert die Furcht vor Kabba-Rega. Doch kamen die benachbarten Häuptlinge herbei, um den Mudir mit seinem Gefolge zu begrüßen und zu bewirten. Auch der alte Wadelai, nach dessen Namen Emin die nahe Station benannt hatte, stand mit seinen Unterhäuptlingen, die dicke, gedrungene Ge-

Das Innere von Emins Diwan in Wadelai. S. 197.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

stalt in einen langen, schmutzigen Schlafrock gehüllt, am Eingange seines Dorfes zur Begrüßung bereit.

Wadelai liegt auf dem Gipfel eines isolierten Hügels, welcher etwa 90 m über den Nil steil sich erhebt. Eine Insel teilt davor den Fluß, den Übergang zu erleichtern. Der Ort, ringsum von einem tiefen Graben und Erdwerken umgeben, enthält mehrere breite Straßen; die Zahl seiner Bewohner beträgt etwa 2000. An jeder Ecke der Station befindet sich ein kleines Fort, mit einem Berg-



Ansicht von Wadelai.

geschütz versehen. Am Flußufer entlang dehnen sich etwa 3 km weit die Gärten der Station aus, in denen Zwiebeln, Tomaten, Bohnen u. a. gezogen werden; und ringsum ist die Station von Mais- und Sesamfeldern eingefaßt. Der Mittelpunkt der Station ist der Diwan des Mudir, eine aus Bambus erbaute große, runde Hütte, welche behaglich eingerichtet, auch gut möbliert ist. Nahebei liegen einige kleinere Hütten, von einem schattigen Garten voller Citronen-, Orangen- und Granatäpfelbäume umgeben, welchen ein weites Boma einschließt.

Hier wohnte Emin; hier wuchs auch Ferida, sein Töchterchen, heran. Der Pascha war mit einer Abessinierin verheiratet gewesen, welche ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hatte. Aber der Knabe war früh gestorben und vor drei Jahren war ihm die Mutter, einem innern Leiden erliegend, nachgefolgt. „Die kleine Ferida", sagte er zu Jephson, als das Kind kam, seinen «Baba» zu bewillkommnen, „ist jetzt alles, was mir auf der Welt noch geblieben ist." Ferida, malerisch wie ein Arabermädchen gekleidet, war ein außerordentlich zartes Kind von nicht dunklerer Hautfarbe als der Vater, dem sie sehr glich, dabei aber verständig weit über ihre vier Jahre hinaus.

Das Musikcorps voran geleitete eine Ehrenwache der Stationsbesatzung den anlangenden Mudir zum Diwan; dann erschienen hier die sämtlichen Militärbeamten in ihrer besten Uniform und eine Unzahl von Schreibern in fliegenden, weißen Gewändern, ihre Ehrerbietung dem Chef zu bezeigen. In langer Reihe traten sie durch eine Thür des Diwan ein, küßten dem Mudir die Hand und verschwanden durch eine andere Thür wieder.

In den Vorratshäusern zu Wadelai lagerte auch das Elfenbein, welches Emin Pascha in früheren Jahren gesammelt hatte. Doch wurden auch in Dufilé ansehnliche Vorräte von Elfenbein aufbewahrt; und bei einem befreundeten Häuptlinge der Monbuttu hatte Emin bei dem Aufgeben des Landes 1000 Zähne in Verwahrung zurückgelassen. Der Wert dieser großen Vorräte betrug, da an der Küste das Kilogramm einen Mindestpreis von 24 Mark hat, der freilich zurzeit auf das Doppelte sich gehoben hat, etwa $2^1/_4$ Million Mark.

Abgespannt und seit einiger Zeit am Herzen leidend, bedurfte der Pascha dringend der Erholung und Ruhe, wie sie Wadelai ihm jetzt bot. Jedoch die nächste Zeit schon brachte wieder Beunruhigung und Aufregung. Die regulären Streitkräfte der Provinz waren zu zwei Bataillonen formiert, von denen der Süden und Osten das Gebiet des zweiten, der Norden und Westen aber den Bereich des ersten Bataillons bildete. So groß nun auch das Vertrauen war, welches Emin auf das zweite Bataillon setzte, so sehr machte die Haltung des ersten ihm ernste Sorge. Zwar der Major desselben, Hamad Aga, ein großer, magerer Sudanese mit grauem Haar, stand treu zu dem Mudir, aber sein Einfluß auf die Offiziere des Bataillons war gering. Die Mehrzahl von diesen lebte in völliger

Auflehnung gegen den Pascha. Einige von ihnen hatten an dem Militäraufstande des Arabi in Ägypten teilgenommen und waren zur Strafe dafür unter die Truppen der Äquatorialprovinz gesteckt worden: sie thaten groß damit, daß, nachdem sie in Ägypten selbst gegen Seine Hoheit den Khedive rebelliert hätten, es für sie keine große Sache wäre, auch einmal gegen Seine Excellenz den Mudir zu revoltieren.

Das war ja überhaupt seit Jahren schon das Verhängnis der Äquatorialprovinz gewesen, daß man in Kairo sie als einen geeigneten Verbannungsort für Offiziere und Beamte, in der Heimat begangene Verbrechen abzubüßen, betrachtet hatte. Da war ein Major, welcher Regierungsvorräte entwendet und heimlich verkauft hatte, ein höherer Beamter, welcher Rechnungen gefälscht und 1500 Peitschenhiebe erhalten hatte, ein anderer, welcher Holzkohle an Stelle des von ihm unterschlagenen Pulvers in die Patronen hatte füllen lassen, selbst Mörder und Brandstifter waren in den Reihen dieser „Ägypter" vertreten. Mit dem Instinkte der Gemeinheit nahmen sie alle gegen Emin Pascha Partei. Auch im Süden der Provinz waren sie wohl nicht weniger zahlreich als im Norden vorhanden, hatten aber bisher, da hier der persönliche Einfluß des Pascha wirksamer war, nicht recht aufkommen können.

Der Anstoß zu dieser rebellischen Haltung des ersten Bataillons lag schon um fast vier Jahre zurück. Damals hatte Emin, als er die Angriffe der Truppen des Mahdi zurückgeschlagen, den Befehl gegeben, die nördlichen Stationen zu räumen; er wollte seine Kräfte im Süden konzentrieren, um sich dadurch widerstandsfähiger zu machen. Allein Redjaf, wo der Stab des ersten Bataillons lag, weigerte sich dem Befehle der Räumung nachzukommen; einige der Offiziere hatten sich in Makraka und der umliegenden Gegend festgesetzt, führten das Leben von Banditenhäuptlingen und brandschatzten mit großer Grausamkeit die Eingebornen. Man erklärte, es sei nicht wahr, daß Chartum in die Hand der Mahdisten gefallen wäre, und beschloß, dem Mudir den Gehorsam aufzusagen. Ein beleidigender Brief, von sämtlichen Beamten und Offizieren des ersten Bataillons, wurde an Emin Pascha gesandt, ja der Hauptmann Ali Aga Djabor machte wiederholt den Versuch, den Pascha gefangen zu nehmen, um ihn in Ketten nach Redjaf zu führen. Emin aber beschloß, fürs erste den Höllenbrodel sich selbst zu überlassen.

Die Kunde von dem Nahen der Expedition Stanleys wirkte jetzt aber auf das ganze erste Bataillon sehr beunruhigend. Denn das Gerücht, je weiter es von Süden nach Norden vordrang, übertrieb, wie üblich, deren Bedeutung immer mehr. Sofort schien das Bataillon sich zu ernüchtern; es sandte eine Deputation an Emin Pascha nach Wadelai, um wegen des Vorgefallenen seine Verzeihung zu erbitten und sich ihm von neuem zu unterwerfen: er möge selbst nach Redjaf kommen und seine Bedingungen stellen — sie würden all' seinen Befehlen Gehorsam leisten.

Gewählt wurden in diese Deputation der Major Hamad Aga, den gegen seinen Willen die Hochflut der Rebellion mit fortgerissen hatte, der Oberpriester Scheich Muradjan, ein Hauptmann und ein Leutnant. Jetzt erschienen die Abgesandten der reumütigen Meuterer in Wadelai. Emin nahm sie sehr kühl auf und machte ihnen Vorwürfe wegen ihrer Verräterei und Insubordination. Als sie aber mit Thränen in den Augen um Verzeihung baten und für die Zukunft alles Gute gelobten, entschloß er sich, das Vergangene zu vergeben und die Deputation selbst nach Redjaf zu begleiten. In ungeheuchelter Freude gab Hamad Aga ihrer Dankbarkeit Ausdruck. Auch zu Jephson sprach er sich mit vielem Lobe nach der Audienz über Emin aus; in aufopferndster Weise habe der Mudir für sein Volk gesorgt, nur sei er den Leuten gegenüber nicht fest genug. „Diese Leute", schloß er, „brauchen den Stock, und den haben sie vom Pascha nie bekommen!"

Bevor indessen Emin den Zug nach Norden antrat, ließ er auch in Wadelai die Besatzung zusammentreten, um sich über die Frage der Rückkehr nach Ägypten zu entscheiden. Die Antwort war wie in Tunguru: „Wir werden unserm Mudir folgen; wenn er geht, gehen wir auch; wenn er bleibt, bleiben wir ebenfalls." Nach Ägypten freilich, wie der Kommandant Kodi Aga erläuterte, zog es sie, natürlich mit Ausnahme der geborenen Ägypter, wenig; ihnen schwebte vor, daß Emin sie nach einem andern, dem Meere näher gelegenen Lande führen solle.

Von Wadelai bis Dufilé sind 110 km; in schwieriger Fahrt zwischen den zahllosen Papyrusinseln des Stromes hindurch wurden sie überwunden und nach einigen Tagen die große Station Dufilé erreicht, welche bald der Schauplatz höchst trauriger Ereignisse werden sollte.

Ein Quadrat im Grundriß steigt die Station von dem Flusse

an, an den drei Landseiten von einem $1^1/_4$ m hohen Erdwall und einem $3^1/_2$ m tiefen und 4 m breiten Graben umgeben. An jeder Ecke befindet sich, mit einem Berggeschütze armiert, eine erhöhte Bastion, welche die Erdwerke flankiert und den Graben beherrscht. Quer durch die Station läuft vom Landungsplatze zu dem Hauptthore ein breiter Weg, in der Mitte von einem andern Wege gekreuzt, welcher die beiden Seitenthore verbindet. Mächtige Holzflügel, schwer mit Eisen beschlagen, schließen die Thore. Am Schnittpunkte der beiden Wege liegt ein großer freier Platz; in der Mitte desselben erheben sich drei dichtschattige, gewaltige Feigenbäume, welche ein etwa fußhoch erhöhtes Podium umgiebt. Hier pflegen abends die Offiziere der Station sich zusammenzufinden, um zu rauchen und mit einander sich zu unterhalten.

An diesen viereckigen Platz grenzte das Gehege, welches die Wohnung des Mudir umschloß, aus $2^1/_4$ m hohen Bambusstäben sehr fest hergestellt. Das Wohnhaus darin mit meterdicken Steinwänden war hoch und luftig; es war mit ordentlichen Thüren und Fensterjalousien versehen, der Boden mit weißem Sande bestreut. Zahlreiche kleinere Hütten innerhalb des Boma dienten als Wohnungen für das Gefolge oder als Küchenräume. Ganz in der Nähe lag auch in einem schattigen Haine von Orangen- und Citronenbäumen die Wohnung des Stationskommandanten, des greisen Hawaschi Effendi, während weiter nach dem Flusse zu sich die Moschee, ein ansehnlicher Backsteinbau, erhob. Zu dem Flusse endlich senkte sich der Regierungsgarten hinab, nur durch eine breite Esplanade von dem Strome geschieden. Sie lief nordwärts in einen dichtschattigen Bananenhain aus, zu welchem eine schmale Erdbrücke, da hier, um bequeme Verbindung zu schaffen, der Graben nicht ausgehoben war, hinüberführte. Gärten und Felder bildeten 3 km weit die Umgebung der Station.

Die Soldaten standen in Parade, als der Dampfer an der langen Landungsbrücke anlegte. Mit höchsten Ehrenbezeugungen empfingen sie den ihre Reihe durchschreitenden Mudir. Eine Ehrenwache geleitete ihn dann nach dem schattigen Stationsplatze unter den Feigenbäumen, wo er die Begrüßung der Offiziere entgegennahm. Dann zog der Pascha sich in seine Wohnung zurück. Den Abend indes widmete er wieder, indem Kaffee und Cigaretten serviert wurden, der Unterhaltung mit den Offizieren auf dem Stationsplatze. Natürlich fehlte dabei auch der Kommandant nicht. Der

Major Hawaschi Effendi war wegen grober Unterschleife nach Hatel-Estiwa verbannt worden. Wegen seines hochfahrenden Wesens und seiner Habgier von aller Welt scheel angesehen, hielt er sich nur dadurch, daß er gegen den Pascha sich unbedingt zuverlässig zeigte und dessen Befehle zur genauesten Ausführung brachte. Er erzählte Jephson nichts Neues, wenn er ihn mit Berichten aus der Vergangenheit seiner ägyptischen Offiziere unterhielt, die gar manchem die Rückkehr in die Heimat durchaus nicht wünschenswert erscheinen ließ. „Und Sie?" mischte sich Emin mit einem Seitenblick auf den Indiskreten in das Gespräch. „O, Sie wissen, Excellenz", antwortete Hawaschi Effendi ohne den geringsten Anflug von Verlegenheit, „ich bin ebenso schlimm, wie die übrigen." Dann nahm er ruhig sein Gespräch mit Jephson wieder auf. „In diesem Lande giebt es nur Sudanesen und Ägypter. Kommt auf der einen Seite ein Sudanese mit mürrischem Blick und geladenem Gewehr auf Sie zu und auf der andern Seite ein Ägypter mit einem Teppich, den er Ihnen schenken will, und einem freundlichen Gruße, dann wenden Sie sich dem Sudanesen zu; denn er wird Ihnen mit seinem geladenen Gewehr weniger Leid zufügen, als der Ägypter mit seinem Lächeln und seinem Teppich. Sie sind fremd in diesem Lande: lassen Sie sich warnen!" Nur allzu sehr hatte er Recht: derselbe Platz unter den alten Feigenbäumen sollte des bald Zeuge sein.

Es war eine stattliche Karawane von etwa 400 Menschen, als der Mudir nach einigen Tagen mit seinem Gefolge und zahlreichen Trägern seine Reise nordwärts fortsetzte. Sein Ziel war Kiri, die südlichste Station des ersten Bataillons. Dort wollte er zunächst abwarten, was der vorausgesandte Hamad Aga ihm für Nachricht über die Stimmung in Redjaf senden würde.

Der Weg führte durch ein Land von wilder, parkartiger Schönheit zur Linken des Weißen Nil dahin. Walderfüllte Thäler traten allenthalben bis an den Fluß heran, der, von steilen Felsen eingeengt, mit donnerartigem Getöse über eine endlose Reihe von Stromschnellen dahinstürzte. Am zweiten Tage wurde über Chor Aju die bedeutende Station Laboré erreicht, welche auf einem hohen, den Fluß überragenden felsigen Hügel liegt. Mit den üblichen Ehrenbezeugungen empfing Surore Aga, der Kommandant, den Pascha. Auch Selim Aga, der Distriktschef, ein Sudanese von wahrer Hünengestalt, der schon Emin zu der ersten Zusammenkunft mit Stanley begleitet hatte, war hier zur Begrüßung anwesend. Doch setzte Emin,

den es drängte, vorwärts zu kommen, schon am nächsten Tage seine Reise fort. Muggi, in einer flachen Ebene am Nil gelegen, war der nächste Rastort; am 19. Juli wurde Kiri erreicht.

Bald hinter Laboré begann das Gebiet des Bari-Stammes. Aber unterwegs nahm man wenig von den Bari wahr; nur hier und dort bemerkte man große Kreise und Vierecke, aus Steinen aufgeführt. Hier hatten vordem ausgedehnte Bari-Dörfer gestanden; indes vor der Anmaßung und Habgier der Soldaten hatten sich die Einwohner längst weiter in das Innere des Landes zurückgezogen; mancher einzeln umherwandernde Soldat war schon in der Stille ihrer Erbitterung zum Opfer gefallen. Nirgends auch sah man Rinder oder Ziegen weiden; die Bari hatten die Reste ihrer Herden mit ihren Familien in die westlichen Berge geflüchtet. Nur bei Muggi traf man ganz in der Nähe der Station dichtbewohnte Dörfer und weidende Herden. Denn der Chef der Station, Abdullah Aga Mansal, ein Sudanese voll Energie und Einsicht, duldete nicht die geringsten Übergriffe seiner Soldaten.

Unterdessen hatte der voraus entsandte Hamad Aga in Redjaf die Offiziere zusammenberufen und ihnen mitgeteilt, der Mudir wäre in Kiri und bereit nach Redjaf zu kommen, um die ganze Lage der Provinz ihnen darzulegen, wenn sie vorher zu ihm sich begeben und ihre Unterwerfung ihm anzeigen würden. Bei dieser Besprechung waren indes zwei von den Offizieren der Station, Ali Aga Djabor und Mahmud Effendi el Adeini, nicht zugegen, beide die eigentlichen Häupter der rebellisch gesinnten Mehrheit des Bataillons. Mit der Hälfte der Garnisonen von Redjaf, Bedden und Kiri waren sie gegen den ausdrücklichen Befehl des Mudir wie ihres Majors nach Makraka gezogen und brandschatzten und drangsalierten die Bewohner der Landschaft. So groß aber war die Furcht der in Redjaf Zurückgebliebenen vor den gewaltthätigen Gesellen, daß sie keinen Beschluß ohne sie zu fassen wagten. Sie luden sie daher ein, nach Redjaf zur Beratung zu kommen. Damit war aber in Wahrheit schon die Entscheidung gegeben. Jene dachten nicht daran, ihr wüstes Räuberleben aufzugeben, sondern sannen einzig darauf, das Hemmnis, welches in der Nähe des Mudir ihnen drohte, aus dem Wege zu schaffen. Das einzige, was Hamad Aga dagegen zu thun vermochte, war, daß er den Pascha warnte. Ganz insgeheim sandte er in der Nacht einen Brief nach Kiri an den Pascha:

„An Se. Excellenz den Gouverneur von Hat-el-Estiwa.

„Nachdem ich Ihre Hände in aller Ehrfurcht geküßt habe, bitte ich Gott den Höchsten, mich nicht lange aus der Gegenwart Ew. Excellenz fern zu halten. Ich erlaube mir zu berichten, daß ich noch in Redjaf bin und dringend nach einer Gelegenheit suche, um von hier, wo ich zurückgehalten werde, fortzukommen und mich Ew. Excellenz wieder anzuschließen. Ich melde jetzt zu Ihren Gunsten, daß ich erfahren habe, daß die hiesigen Offiziere sich verschworen haben, Ew. Excellenz hier zurückzuhalten, falls Sie diesen Ort mit Ihrer Gegenwart beehren sollten. Sie wollten Ihnen nicht gestatten, zurückzukehren, sondern beabsichtigen, über Gondokoro aufzubrechen und sich ihrer Regierung wieder anzuschließen, die, wie sie überzeugt sind, noch in Chartum besteht. Ew. Excellenz sind nicht in Unkenntnis, wessen diese Leute fähig sind, und da ich es wegen meiner Ergebenheit gegen Sie für meine Pflicht halte, Ew. Excellenz hiervon Mitteilung zu machen, wage ich es, dieses Komplott zu enthüllen. Was mich selbst anbetrifft, so habe ich mich seit meiner Ankunft hierselbst in keiner Weise in die Angelegenheiten gemischt, und was geschehen ist, ist gethan, ohne mich zu befragen. Es ist jetzt mein höchster Wunsch, ein Mittel zu finden, um von hier zu entkommen. Wenn der Herr mir Seine Hand leiht und mich rettet, sei Er gelobt; wenn nicht, geschehe Sein Wille. Das ist alles, was ich Ew. Excellenz mitzuteilen im stande bin.

Station Redjaf,
am 28. Juli 1888.

Hamad Mohammed,
Major im ersten Bataillon."

Noch kein Jahr war verflossen, daß die Rebellen den Versuch gemacht hatten, in demselben Kiri, wo jetzt Emin weilte, ihn aufzuheben. Konnte er es darauf ankommen lassen, daß sie jetzt den Versuch wiederholten?

Auch in Kiri hatte der Pascha der ganzen Garnison die Schreiben aus Ägypten vorlesen lassen und Jephson hatte an die Proklamation Stanleys eine eindrucksvolle Mahnrede geknüpft, indem er den Soldaten zu Gemüte führte, daß sie nach dem Verbrauche ihrer Munition dem Hasse der Eingebornen erliegen oder wenigstens wieder auf die Stufe von Wilden hinabsinken würden. Mit großem Nachdruck hatten darauf Offiziere wie Mannschaften erklärt, sie seien zum Abmarsche bereit, sobald der Mudir den Befehl dazu geben würde. Jetzt, im Begriffe nach Muggi zurückzukehren, gab er den Befehl, die Station zu räumen und alle Munitionsvorräte

südwärts zu schicken. Aber noch war er nicht eine halbe Stunde unterwegs, als ein Bote des Kommandanten ihn einholte mit der Meldung, daß die Soldaten mit Gewalt der Absendung der Munition sich widersetzten.

Vor allem war es ja der Einfluß von Redjaf, der in diesem meuterischen Benehmen sich kundgab; aber auch aus der Proklamation Stanleys selber schöpften sie Mißtrauen. Nicht mit Unrecht; denn jedenfalls war es ungeschickt ausgedrückt, wenn er darin sagte: „Solltet ihr euch entschließen nach Ägypten zu gehen, so soll ich euch den Weg nach Sansibar zeigen, euch an Bord eines Dampfers bringen und nach Sues und von dort nach Kairo schaffen; ihr werdet eure Löhnung erhalten, bis ihr dort ankommt.“ Sie kannten nur einen Weg nach Ägypten, und der ging über Chartum. Wenn also Stanley sie nach Sansibar führen und gar an Bord eines Dampfers bringen wollte, so konnte das nur den Zweck haben, sie den Engländern zu überliefern: als was? — natürlich als Sklaven! Dann war ihr Mudir ein Verräter, der um irgend welchen Vorteils willen mit Stanley sich unter eine Decke gesteckt hatte, und Jephson weiter nichts, als der Agent des ganzen Geschäftes. Freilich ist es schwer auszusprechen, daß durch seine Proklamation Stanley die Revolution mit entzündet hat, welche den Sturz Emin Paschas herbeiführen sollte.

Noch einmal schienen in Muggi die Dinge sich wieder zum Guten zu wenden. Soldaten aus Kiri und eine Soldatendeputation aus Redjaf trafen dort bei dem Pascha ein in der Hoffnung, ihn zur Umkehr zu bewegen. Es war eine lange Unterredung, welche Emin in der Nacht darüber mit Jephson hatte, und unter deren Eindrucke dieser in sein Tagebuch einschrieb: „Ein wackerer Mann, der allen Prüfungen gegenüber standhielt und ohne zu zaudern die besten Jahre seines Lebens zum Besten seines Volkes hingab, von innen und außen von Schwierigkeiten bedroht, muß Emin jedem, der ihn in seinem Lande gesehen und kennen gelernt hat, stets als Gegenstand der Bewunderung und Sympathie erscheinen, während seine Herzensgüte, Selbstlosigkeit und Edelherzigkeit ihn denjenigen, die vertrauter mit ihm bekannt waren, liebenswert hätten machen müssen.“

Es fehlte denn selbst unter den Offizieren der nördlichen Stationen auch nicht an solchen, die in ihrer Treue und Verehrung für Emin unerschütterlich fest standen. Ein solcher war der junge Is-

mail Aga, Leutnant in Muggi. „Was wollt ihr?“ redete er einen Haufen rebellisch gesinnter Soldaten an. „Könnt ihr auch nur einen einzigen Fall anführen, wo der Mudir euch gemißhandelt, euch etwas fortgenommen oder wissentlich eine Ungerechtigkeit zugefügt hat? Hat er euch nicht gekleidet, gespeist, euch Gewehre und Munition gegeben, euch gepflegt, wenn ihr krank waret, und ist er nicht dreizehn Jahre lang wie ein Vater gegen euch gewesen? Weshalb wollt ihr denn also jetzt euch ihm nicht unterwerfen?“

Aber freilich die Zahl der Aufgereizten, Mißtrauischen und Verstimmten war größer; und ihnen schlossen daher alle Schwachen und Furchtsamen sich an. Bald schlug denn auch aus der schwelenden Verstimmung die Lohe offener Meuterei empor. Nachdem er die Räumung von Muggi befohlen und sich davon überzeugt hatte, daß Abdullah Aga in zweckmäßiger Weise diese in Angriff nahm, hatte Emin Pascha sich nach Laboré weiter begeben. Er ließ hier wie anderwärts den versammelten Mannschaften den Ferman des Khedive mit dem Schreiben des Ministers und der Proklamation Stanleys vorlesen. Da trat ein Soldat aus Reih' und Glied vor und rief: „Alles was ihr sagt, ist Lüge; die Briefe sind gefälscht. Chartum ist nicht gefallen. Nur über Chartum geht der richtige Weg nach Ägypten. Wir wollen nur auf diesem Wege gehen oder bleiben und hier im Lande sterben.“

Entrüstet befahl der Pascha, den Frechen in Eisen zu legen. Aber sofort stürzten alle Soldaten aus den Gliedern, umzingelten Emin und sein Gefolge, luden ihre Gewehre und richteten sie auf den Pascha und auf Jephson. Wilder Lärm erhob sich und bei der furchtbaren Aufregung, welche die offenbar schon seit langem aufgereizten Soldaten beherrschte, schien es um die Bedrohten geschehen zu sein. Emin zog seinen Säbel und rief den Wütenden zu, heranzukommen. Da rief jemand, daß Jephsons Ordonnanzsoldaten das Pulvermagazin besetzten. Sofort stürzten die Soldaten, ihren verhafteten Gefährten mit sich reißend, dorthin, und Emin und Jephson, deren Gefolge bei der fürchterlichen Scene sich meist schnell in Sicherheit gebracht hatte, blieben fast allein auf dem Platze. Jephson wagte nun ohne Waffen und Begleitung den Versuch, die bei dem Magazin versammelten Soldaten zu beruhigen. Sie empfingen ihn mit Heulen und Fluchen und richteten ihre geladenen Gewehre auf ihn. „Ich komme als Freund zu euch“, rief er ihnen zu. „Ihr seht, ich bin allein und unbewaffnet; ich fürchte euch nicht, denn

Die Meuterei in Laboré.

S. 206.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde
ifl

ihr seid Soldaten und keine Wilden." Das wirkte: sie überwanden sich, ihn ruhig anzuhören; und am folgenden Tage brachte er sie dahin, daß sie ihr Bedauern über das Vorgefallene aussprachen. Es verlautete, daß ein Sendling aus Redjaf sie aufgestachelt, und später kam es auch an den Tag, daß Surore Aga, der Kommandant der Station, selbst den frechen Meuterer angestiftet hatte.

Emin mißachtete die Warnung, welche in diesen Vorgängen offenbar für ihn lag; mit der Ruhe des guten Gewissens setzte er ohne eine schützende Eskorte mit seiner bisherigen Begleitung seine Reise fort.

Es war die Zeit des Id el Kebir-Festes, welches mit viel Lärm und Zechgelagen in allen Stationen gefeiert wurde, als Emin am 18. August in Dufilé eintraf.

Als vages Gerücht hatte man schon in Laboré vernommen, daß in Dufilé offene Meuterei ausgebrochen wäre. Wirklich hatte auch Fadl el Mulla Aga, ein tiefschwarzer Sudanese, der Kommandant der kleinen, weiter südlich gelegenen Station Fabbo, mit seinen Leuten sich Dufilés bemächtigt. Zwei frühere Offiziere des Rebellen Arabi und mehrere höhere Beamte hatten es sich angelegen sein lassen, der Besatzung weiß zu machen, daß Chartum mit nichten gefallen wäre, und daß der Ferman des Khedive wie das Schreiben Nubar Paschas einfach gefälscht wären. So hatte sich denn auch hier die Vorstellung in den Köpfen festgesetzt, Stanley sei ein Abenteurer, der gar nicht von Ägypten käme; er hätte nur mit Emin Pascha ein Komplott gemacht, um alle Leute aus dem Lande zu bringen und mit ihren Frauen und Kindern als Sklaven an die Engländer zu verkaufen.

In wilden Verwünschungen gegen den „verräterischen" Mudir machte die Aufregung der Bedrohten sich Luft; besonnene Mahnungen verhallten ungehört. Da langte Emin Pascha in Dufilé an. Niemand war da ihn zu begrüßen. Trunkene, lärmende Soldaten erfüllten die Straßen. Sobald nur der Pascha mit Jephson zur Seite in das Thor der Station eingeritten war, gab ein ägyptischer Offizier einen Befehl, worauf sich Schildwachen vor und hinter den beiden Reitern aufstellten und von ihrem Gefolge sie abschnitten. Alles Volk drängte sich jetzt an die Gefangenen heran, aber nur ein tscherkessischer Klempner hatte den Mut, dem Mudir zur Begrüßung die Hand zu küssen. Man führte die Verhafteten zu dem freien Platze in der Mitte der Station und wies sie dann in das Boma,

welches die Wohnhütten Emins umschloß. Acht Schildwachen wurden vor dessen Eingang gestellt. In seiner eigenen Provinz war Emin ein Gefangener! Schmerzlich zuckte es ihm um den Mund, als das Bomathor hinter ihm geschlossen wurde: ihm schnitt es ins Herz, daß sein Volk, für das er alles gethan und alles aufgegeben hatte, sich so gegen ihn wendete.

Fadl el Mulla meldete in prahlerischen Schreiben allen Stationen, daß er den Mudir wie den Abgesandten Stanleys ins Gefängnis geworfen, weil sie sich verschworen hätten, sie alle zu betrügen, und befahl den sämtlichen Offizieren nach Dufilé zu kommen, um gemeinsam zu beraten, was weiter zu thun wäre. Am 31. August trafen denn auch die Rebellen von Redjaf in Dufilé ein: mit fliegenden Fahnen und schmetternden Trompeten hielten sie ihren Einzug, von der ganzen Besatzung in Paradeaufmarsch empfangen. Und am nächsten Tage schon begannen unter den drei alten Feigenbäumen die Beratungen darüber, was mit den Gefangenen geschehen solle. Fadl el Mulla führte den Vorsitz. Der Hohe Befehl des Khedive und das Schreiben Nubar Paschas wurden geprüft und für Fälschungen erklärt. Daraufhin wurde nun eine lange Anklageschrift gegen den Mudir entworfen, welche nicht weniger als 37 Punkte ihm zur Last legte. Zugleich aber wurde auch gegen Hawaschi Effendi, den allen verhaßten Major des zweiten Bataillons und Kommandanten von Dufilé, Anklage erhoben. Jephson jedoch wurde gewährt, sich frei in der Station zu bewegen, ja, als das Gerücht von der Ankunft Stanleys am Albert-Njansa sich verbreitete, sich an den See zu begeben, um die Wahrheit des Gerüchtes zu ergründen. Es erwies sich als grundlos, und niedergeschlagen kehrte Jephson, durch Ehrenwort gebunden, nach Dufilé zurück. Er brachte Emin aus Wadelai von seiner Tochter ein Halsband aus Glasperlen mit. Die kleine Ferida hatte es sich vom Halse geknüpft und Jephson gegeben: „Bitte, nimm es meinem Baba mit. Ich habe gehört, daß die Leute in Dufilé ihm nicht viel zu essen geben. Nimm ihm darum die Perlen mit und sage ihm, er solle sich Hühner dafür kaufen."

Wirklich hatte sich die Lage Emins in Dufilé immer trauriger gestaltet. Zwar von den 37 Punkten der Anklage konnte auch nicht ein einziger bewiesen werden, obgleich alle seine Briefe und Rechnungen durchwühlt wurden. Auch die Echtheit der Schreiben des Khedive und Nubar Paschas hatte eine weitere Prüfung der Unter-

Hawaschi Effendi vor dem Gericht der Rebellen. S. 208.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

schriften ergeben. Dennoch erklärten die Rebellen den Mudir für abgesetzt und beschlossen, ihn nach Redjaf unter die Obhut des Rebellenführers Ali Aga Djabor zu senden. Furcht kannte Emin nicht, aber die Ungewißheit und Unsicherheit seiner Lage raubten ihm Schlaf und Eßlust und steigerten damit seine Nervosität in bedenklichster Weise. Eingepfercht in einen kleinen Hof, den ein dichtes, hohes Boma umschloß, umgeben von einer lärmenden, feindseligen Garnison, war Emin von der Welt abgeschlossen. Oft stieg er auf einen Stuhl, um nur einen Blick auf die grünen Höhen jenseit des Bambuszaunes werfen zu können. Immer wieder las er die wenigen Bücher, welche er bei sich hatte, um sich zu zerstreuen, von vorne durch. Wie oft las Jephson aus einigen alten Nummern des Graphic, einer illustrierten Wochenschrift, die immer wiederkehrenden marktschreierischen Anzeigen von Pears' Seife und van Houtens Kakao ihm vor! Dazu kam, daß die Rationen, welche den Gefangenen von der Station geliefert wurden, immer kleiner wurden; Fleisch namentlich mußten sie entbehren, wenn es nicht gelang, durch Kauf welches zu erhalten oder gute Freunde es ihnen insgeheim als Geschenk sandten.

Denn der Freunde besaß doch Emin in Dufilé gar manchen. Zwar von den früheren Anhängern Emins waren die meisten jetzt abgefallen. Auch Hawaschi Effendi, welcher angeklagt war, auf unrechtmäßige Weise Geld, Weiber, Sklaven sich verschafft zu haben, versuchte sich dadurch zu retten, daß er eine Liste der Geschenke einreichte, welche er dem Mudir wollte gemacht haben. Es half ihm nichts: sein ganzes Vermögen wurde konfisziert und er seines Bimbaschi-Ranges entsetzt. Für Emin indessen war die Folge, daß sein Haus in Wadelai von den Rebellen geplündert wurde. Dagegen ließ sich Osman Effendi Latif, der Wekil (Vice-Gouverneur) von Hat-el-Estiwa, in seiner Anhänglichkeit an Emin nicht wankend machen. Er war früher Chef der Geheimpolizei in Chartum gewesen und besaß ein ungewöhnliches Geschick, Nachrichten aufzuspüren, welche für Emin von Interesse sein konnten. Mit Gewalt wollten die Meuterer ihn zwingen, die Anklageschrift gegen den Mudir mit zu unterschreiben: aber er zog es vor, sich vor ihren Augen in den Nil zu stürzen. „Laßt ihn ersaufen!" schrien sie roh hinter ihm drein. „Rettet solches Aas nicht!" Dennoch nahm ein Kahn den Ertrinkenden auf und brachte ihn ans Land zurück.

Überhaupt scheuten die Rebellen sich nicht, jeden Widerspruch gegen ihr Regiment mit Gewalt zu unterdrücken. Der Rat unter

den Feigenbäumen erhob Fadl el Mulla und Hamad Aga zu Beys, ersetzte die Emin ergebenen Offiziere und Beamten durch rebellisch Gesinnte und gestaltete die Verwaltung allgemach ganz um. Darüber erhob sich unter den Soldaten, obgleich diese thun konnten, was sie wollten, und alles Exerzieren aufgehört hatte, Mißstimmung, die immer weiter gegen die neue Regierung um sich griff. Fadl el Mulla Bey ließ daher die Murrenden eines Tages zum Appell antreten und fragte sie nach dem Grunde ihrer Unzufriedenheit. Da traten fünf Unteroffiziere vor die Front: „Wir mögen das neue Regiment nicht und wünschen die Wiedereinsetzung des Mudir!“ Sofort ließ Fadl el Mulla sie ergreifen und ins Gefängnis schleppen. Dann schnaubte er die Soldaten an: „Ihr seid Narren! Als ich hierher kam, erklärtet ihr, ihr wolltet im Lande bleiben; und jetzt sagt ihr mir, ihr wolltet den Pascha, der euch nach Sansibar zu führen vorhat, wieder zum Mudir haben. Was meint ihr damit?“

„Wir wollen hier bleiben!“ erklärten die Soldaten. „Wenn aber unsere Kameraden nicht freigegeben werden, so werden wir das Gefängnis niederreißen und sie mit Gewalt befreien.“

Hier hatte Fadl el Mulla seinen Meister gefunden: sofort ließ er die dreisten fünf Unteroffiziere frei und spendete einige Ochsen und Schafe den Soldaten, damit sie nur wieder guter Laune würden. Alle Disziplin hatte aufgehört, Zwiespalt und Eifersucht legten jegliche Thätigkeit lahm.

Mitten hinein in die darob entstehenden Wirrnisse erklang plötzlich die Schreckenskunde: die Derwische sind wieder da! Auf 3 Dampfern und 9 schweren Segelbarken kam unter der Führung von Omar Salih ein Heer der Mahdisten den Nil herauf; zahlreiche Neger vom Stamme der Bari hatten sich ihnen angeschlossen. Durch drei Derwische mit einer Parlamentärflagge sandte Omar Salih ein Schreiben an Emin Pascha, aber die Rebellenführer ließen die Boten des Mahdi alsbald in Ketten legen. Die Soldaten der Station, durch die Nachricht vom Nahen der Danagla, wie sie die Mahdisten nannten, auf das äußerste erregt, erschienen in Masse vor den Rebellenführern und verlangten von Fadl el Mulla, daß er den Mudir bitten solle, in ihrer Not ihnen zu helfen. Auf Fadls Bitte erklärte sich Emin bereit, die sämtlichen Offiziere der Station bei sich zu empfangen. Es war die Furcht, welche sie ihm zuführte: die meisten sahen sehr beschämt aus und grüßten beim Eintreten den Pascha mit großem Respekt. Gewiß lag hierin eine Genugthuung für Emin;

er ließ seine unerwarteten Gäste auf bereit gestellte Stühle sich setzen, und das Schreiben der Mahdisten wurde vorgelesen:

„Von dem Diener Gottes, Omar Salih, Offizier des Mahdi — dem wir unsern ehrfurchtsvollen Gruß entbieten — ernannt zur Führung der Geschäfte in der Provinz Hat-el-Estiwa,

an den geehrten Mohammed Emin, Mudir von Hat-el-Estiwa.

„Möge Gott ihn auf den Pfad Seiner Gaben führen. Amen.

„Nachdem ich Sie begrüßt habe, möchte ich Sie daran erinnern, daß die Welt ein Haus der Veränderung und des Verfalles ist und daß alles in derselben eines Tages untergehen muß; nichts in der Welt ist für einen wahren Diener Gottes von Wert, als was zu seinem Besten im zukünftigen Leben ist. Wenn Gott freundlich gegen seinen Diener sein will, demütigt er ihn und segnet sein Thun, Gott ist der Segen bei allem und es geht von ihm kein Wort und keine That aus, die nicht seine unendliche Nachsicht beweist. Gott ist der Herr aller seiner Geschöpfe, in seiner Hand liegt der Schlüssel zu allen Dingen, über seine Macht geht nichts im Himmel und auf Erden. Er sieht alles innen und außen; und alles Gute und Böse liegt in seiner Hand. Der König verteilt seine Gaben nach seinem Gefallen, er sagt «Es sei» und es ist so.

„Da Sie verständig sind und einen guten Rat verstehen, so denken wir in aller Freundschaft von Ihnen, denn wir haben von Ihnen durch viele Ihrer Freunde gehört, welche uns von Ihrem Leben und Ihrem Wirken erzählt haben. Da wir gehört haben, daß Sie freundlich gegen Ihre Leute sind und die Gerechtigkeit lieben, so haben wir beschlossen, Ihnen von unsern Thaten und unserer Stellung zu erzählen, weil viele Leute Ihnen feindlich gesinnt sind und nicht die Wahrheit über unsere Sache sprechen, sondern sie vielleicht verleugnen. Wir gehören zur Armee Gottes und gehorchen nur seinem Wort; mit unserer Armee ist der Sieg und wir folgen dem Imam, Mohammed el Mahdi, dem Sohn des Abdullah — vor dem wir uns beugen — dem Khalifen und Propheten Gottes — dem wir unsern Gruß entbieten und von dem der Herr des Alls gesagt hat: «Und in diesen Tagen wird sich von meinem Sitze ein Mann erheben, der die Erde mit Gerechtigkeit und Licht erfüllen wird, wie sie vorher mit Ungerechtigkeit und Dunkelheit erfüllt war.» Wir sind jetzt auf seinen Befehl gekommen, und es ist kein anderes Resultat möglich, als was nach seinen Befehlen in dieser veränderlichen Welt gut ist. Wir haben uns

selbst, unsere Kinder und Besitztümer ihm als ein Gott gebrachtes Opfer übergeben und er hat sie von uns angenommen. Er hat seinen wahren Gläubigen durch sein Wort die Seelen und Besitztümer gebracht und das Paradies gehört ihnen. Wenn sie getötet werden, werden sie als ein Gott gebrachtes Opfer getötet, und wenn sie töten, so geschieht das in seiner Sache, wie es im Alten Testament und im Koran geschrieben steht.

„Jetzt sind wir mit drei Dampfern und mit neun Barken, gefüllt mit Soldaten von der Armee Gottes unter unserm Befehle, gekommen und von dem allmächtigen großen Oberhaupte aller Moslems, dem ewig Siegreichen in seiner Religion, der an Gott, den Herrn der Welt, glaubt, von dem Khalifen, dem Mahdi — möge Gott ihm Seine Gnade schenken — mit Seinen heiligen Befehlen, welche die Befehle Gottes und Seines Propheten sind, zu Ihnen gesandt, und es ist Ihre Pflicht, diesen Befehlen auf Grund der religiösen Lehren zu gehorchen, Ihre und die Pflicht derjenigen, die sonst noch bei Ihnen sein mögen, einerlei ob Moslems, Christen oder andere; und wir bringen Ihnen Nachrichten, welche Ihr Wohlergehen in dieser und der andern Welt sichern werden; und wir kommen, um Ihnen zu sagen, was Gott und sein Prophet wünschen, und um Sie und wer noch bei Ihnen sein mag, der vollen Begnadigung und des Schutzes für Ihre Kinder und Güter durch Gott und Seinen Propheten zu versichern unter der Bedingung, daß Sie sich Gott unterwerfen.

„Auf Erlaubnis unseres Herrn haben wir einige geschriebene Briefe von einigen Ihrer Brüder, die Ihnen wohlwollen, bei uns; dieselben sind von Abdul Kader Slatin, der früher Mudir von Dar-Fur war, und vielen anderen, welche mit Ihnen sympathisieren und jetzt durch die Gnade des Mahdi geehrt werden. Da sind auch Briefe von Ihrem Gefährten Abdullah Lupton, dem früheren Mudir von Bahr-el-Ghasal, Seyd Bey Djumah, Mudir von Fascher, und Eskender Bey, Befehlshaber von Kordofan. Gott hat ihnen allen mit seinem Segen geholfen und sie sind jetzt wohlhabend und haben keine Sorgen, denn Gott hat ihnen mehr gegeben, als sie je an weltlichen und himmlischen Gütern besessen haben; nachdem sie Freunde des Mahdi geworden waren, hat Gott sie belohnt.

„Nun hat der Khalif, der Mahdi, aus Nachsicht für Sie, der Sie in den Händen der Neger allein gelassen sind, und aus Mitleid für Ihre verlorene Lage — denn man hat schon seit langer Zeit

keine Nachrichten mehr von Ihnen und Sie müssen jegliche Hoffnung verloren haben — uns mit einer Armee zu Ihnen gesandt, um Sie aus dem Lande der Ungläubigen zur Vereinigung mit Ihren Brüdern, den Moslems, zu führen. Unterwerfen Sie sich daher mit Freuden den Wünschen Gottes und kommen Sie sofort zu mir, wo ich auch sein möge, denn ich bin Ihnen jetzt so nahe, daß ich Sie mit den heiligen Geboten ehren kann. Sie werden dieselben voll von wunderbaren Dingen finden, von denen Ihre Rettung in dieser und der andern Welt abhängt, und Sie werden darin den Willen Gottes, des Herrschers der Welt, finden. Ich habe auch hinzuzufügen, daß ich auf Befehl Seiner Hoheit — den niemand verleugnen kann — komme, daß ich Sie ehren und für Sie sorgen soll und daß, wenn wir zusammentreffen, alle Ihre Wünsche erfüllt werden sollen, wenn Sie nach dem Wunsche des Herrn einer unserer wahren Gläubigen werden.

„Und nun seien Sie guten Mutes und zögern Sie nicht. Ich habe genug gesagt für jemand, dessen Verstand klar ist, und wir beten jetzt, daß Gott Sie unserm Herrn zuführen möge, denn wir glauben, daß Sie zu denjenigen gehören, welche guten Rat hören und ihn befolgen, und in Wahrheit, derselbe ist Gottes Gabe. Deshalb und wegen der Nachsicht des Khalifen, des Mahdi, gegen Sie sind wir hierher gekommen.

„Möge Gott Sie bei allem Ihrem Thun segnen und unterstützen!

Salaam."

Sichtlichen Eindruck auf die Versammelten machte die Vorlesung; wirklich neigte die allgemeine Meinung sich dahin, daß es am besten sein würde, sich dem Mahdi zu ergeben. Aber dem trat, um seinen Rat gebeten, Emin Pascha mit Entschiedenheit entgegen: seine Ansicht ging dahin, schleunigst alle Stationen nördlich von Dufilé zu räumen und niederzubrennen und im Notfalle die ganze Kraft in Tunguru zu konzentrieren, das leicht uneinnehmbar gemacht und durch die beiden Dampfer fortlaufend verproviantiert werden könne. Dieser Plan leuchtete den Rebellen ein und sie zogen sich zurück, um über die Ausführung weiter unter sich zu beratschlagen. Aber sie verbrachten die Tage nur mit endlosem Geschwätz, ohne thatsächlich gegen die drohende Gefahr etwas in Angriff zu nehmen.

Die Mahdisten dagegen waren unterdessen nicht ebenso unthätig geblieben. Mit fliegenden Fahnen waren sie unter Trommelwirbeln am Nachmittage des 19. Oktober um die Station Redjaf herum-

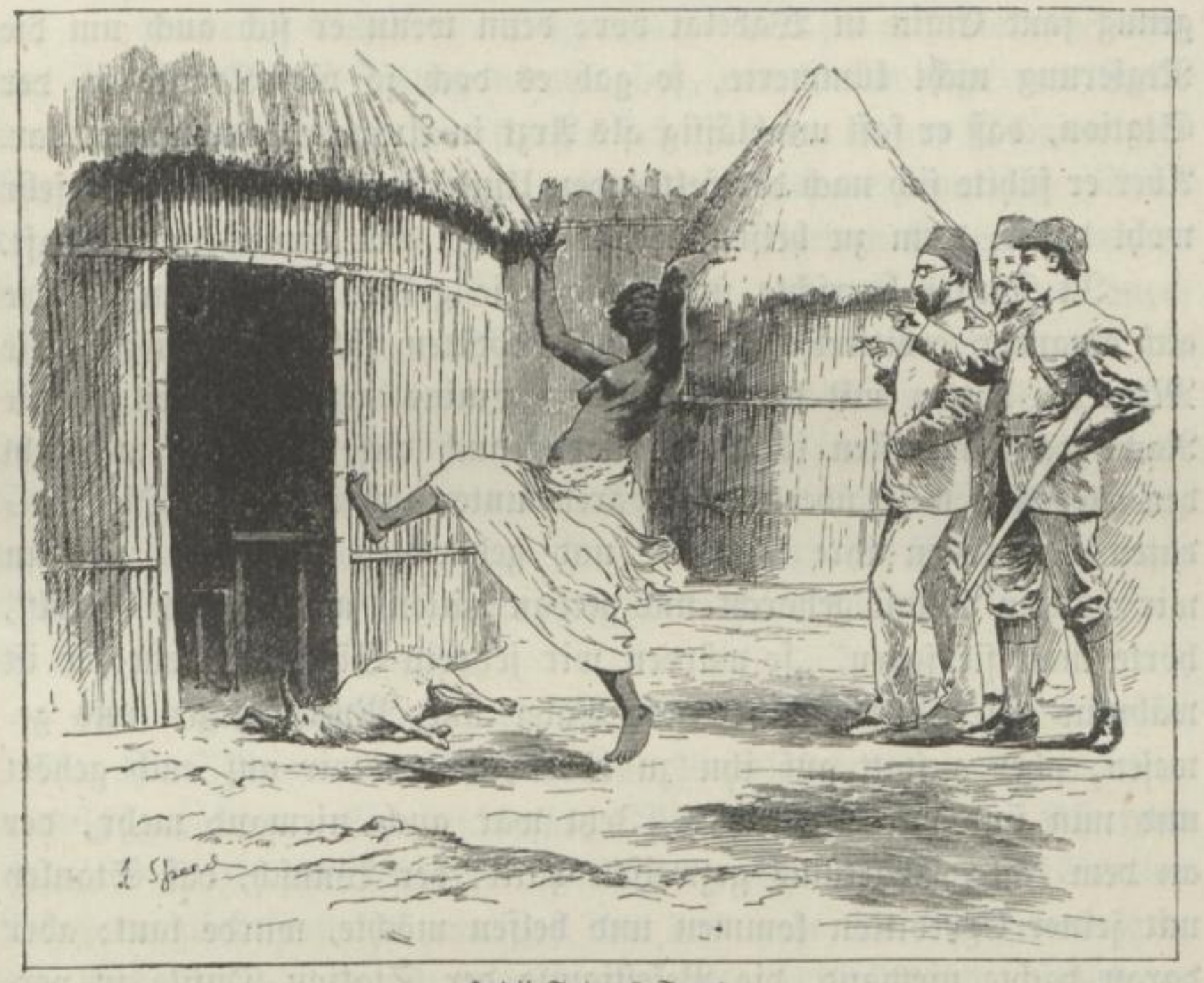
marschiert, hatten einen Sturm gegen das Hinterthor gemacht und es beim ersten Angriff, ohne ernstem Widerstande zu begegnen, genommen. Eine große Anzahl der Soldaten war in dem Kampfe, den die Mahdisten fast nur mit Schwert und Speer führten, gefallen und alle Weiber und Kinder der Station in die Gefangenschaft der Sieger geraten.

Die Bestürzung über den Fall von Redjaf war ungeheuer. Von den Stationen Bedden, Kiri und Muggi flüchteten sich die Offiziere und Soldaten mit ihren Weibern und Kindern in wildem Getümmel südwärts nach Laboré. Die Meuterer in Dufilé ließen jetzt, von Rachgier erfüllt, die drei Derwischboten, welche sie in Ketten zurückgehalten hatten, zum Flusse hinabführen, mit Knütteln tot schlagen und den Krokodilen die Leichen zum Fraße hinwerfen. Jetzt erst fanden sie auch wirklich den Entschluß, ernstlich an Verteidigung zu denken: sie sammelten aus allen südlichen Stationen Mannschaft und sandten sie nach Muggi, um die Station gegen die Derwische zu halten. Infolgedessen kamen in Muggi außer den meuterisch gesinnten Truppen auch solche in großer Menge zusammen, welche treu an Emin Pascha festhielten: sie erkärten jetzt, daß sie nur kämpfen würden, wenn ihr Mudir wieder in Freiheit gesetzt würde. Es wurde ihnen zugesagt; und nun rückte die ganze in Muggi gesammelte Mannschaft nordwärts zum Angriffe gegen die Derwische in Redjaf vor. Allein diese warteten den Angriff nicht ab, sondern warfen sich im Sturm auf die Herannarschierenden; zu einem Kampfe kam es gar nicht, sondern, ohne einen Schuß zu thun, stürzten die Soldaten in fassungsloser Flucht von dannen. Wer erschöpft zu Boden stürzte, erlag den Schwertstreichen der Mahdisten; auch von den rebellischen Offizieren wurde eine Anzahl auf der Flucht niedergehauen.

Diese Niederlage der Rebellen gab den zu Emin Pascha Haltenden den Mut, die Freilassung des Mudir mit Nachdruck zu fordern. Auch in der Bevölkerung von Dufilé erhob sich ein drohendes Murren gegen die Meuterer. Ali Aga Djabor drohte den unzufriedenen Soldaten mit Peitschen und Arrest; allein sie forderten dreist ihn auf, nur einen von ihnen mit dem Finger anzurühren, und erklärten, nur noch dem Mudir würden sie gehorchen. Und nachts kamen mehrere Unteroffiziere zu Emin, um ihm zu berichten, daß nur ein Verlangen die Soldaten erfülle: ihn wieder in seiner früheren Stellung zu sehen. „Ist es nicht lächerlich?“

sagte ein Sergeant. „Gegenseitig legen die Offiziere sich Titel bei: aber wer fragt nach ihren Beys und Hauptleuten?" Indessen Emin ermahnte die Murrenden zur Ruhe und Geduld. Auch in Wadelai wurden die Soldaten aufsäßig und erklärten, daß sie nur durch die Rückkehr Emins sich beruhigen lassen würden.

Durch diese Haltung der Soldaten sahen sich endlich die Rebellen dazu gedrängt, Emin Pascha wieder in Freiheit zu setzen. Doch verlangten sie von ihm, er solle sich nach Wadelai begeben



Hadji Fatmas Freude.

und sein Ehrenwort ihnen geben, daß er keinen Versuch machen wolle, seine Stellung als Mudir wiederzugewinnen. Dazu war Emin ohne weiteres bereit; denn nach der Behandlung, die er erfahren, hegte er durchaus nicht den Wunsch, die Leitung der Geschäfte wieder zu übernehmen.

Mit wahrhafter Begeisterung empfing Wadelai den Schwergeprüften. Die Garnison stand am Landungsplatze in Parade, um ihn zu begrüßen. Alle Offiziere und Beamte drängten sich auf das anlegende Schiff, um den Zurückkehrenden zu bewillkommnen, und geleiteten unter Freudenrufen ihn nach seinem Hause. Auch die

Mannschaften marschierten dorthin, um noch einmal vor ihm mit klingendem Spiele vorbeizudefiliern. Die alte Hadji Fatma aber, die dem Hauswesen des Paschas vorstand, geriet vor Freude ganz außer sich; unter strömenden Thränen küßte sie ihm die Hände, und, einmal über das andere „Allah sei gelobt!“ ausrufend, sprang und tanzte sie umher, als hätte sie den Verstand verloren. Auch der alte Häuptling Wadelai kam herbei und überreichte Emin zur Begrüßung einen großen Elefantenzahn; als Gegengabe erhielt er ein grünes Weinglas: was ihn ganz glücklich machte. Auch Arbeit genug fand Emin in Wadelai vor; denn wenn er sich auch um die Regierung nicht kümmerte, so gab es doch so viel Kranke in der Station, daß er fast unabläßig als Arzt in Anspruch genommen war. Aber er fühlte sich nach der folternden Unthätigkeit in Dufilé jetzt sehr wohl dabei; denn zu helfen, wo er konnte, war Emins Leidenschaft.

In Dufilé herrschte unterdessen die größte Verwirrung. Die auf einander erbitterten Offiziere befehdeten sich gegenseitig. Die Meuterer hatten mit der Freilassung Emins gezögert, weil sie die Rache der Eministen fürchteten; aber auch diese, obgleich an Zahl den Rebellen weit überlegen, waren unter sich uneins. Die Soldaten verfluchten ihre Offiziere und gehorchten niemand. „Wenn wir unserm Mudir gehorcht und gethan hätten, was er uns befahl“, hörte man sie sagen, „so würden wir jetzt in Sicherheit sein; er ist während aller dieser Jahre wie Vater und Mutter gegen uns gewesen; aber anstatt auf ihn zu hören, haben wir auf euch gehört und nun sind wir verloren.“ Jetzt war auch niemand mehr, der an dem Falle Chartums gezweifelt hätte; der Wunsch, daß Stanley mit seiner Expedition kommen und helfen möchte, wurde laut: aber daran dachte niemand, die Befestigung der Station Dufilé zu verstärken und sie für den Fall einer Belagerung zu verproviantieren. Und doch war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Derwische mit ihrem Angriffe auf Dufilé jetzt nicht lange zögern würden.

In Wahrheit erschienen sie denn auch, noch ehe der November zu Ende ging, vor Dufilé und begannen die Station einzuschließen. Nach vier Tagen wurde ein nächtlicher Überfall unternommen. Vierzig Mahdisten, welche in dem Bananenhain am Flusse sich versteckt hatten, drangen um 4 Uhr nachts über die immer noch vorhandene Erdbrücke in die Station ein, bemächtigten sich der beiden an der Landungsbrücke liegenden Dampfer und trieben dann die etwa 500 Mann starke Garnison vor sich her und aus der

Station hinaus. Nachdem sie so sich zu Herren der Station gemacht, drangen sie mit dem wilden Rufe: „Wo ist Mohammed Emin? Wo ist der weiße Christ?“ in das Boma Emin Paschas ein. Es wäre um Emin und Jephson geschehen gewesen, wenn sie noch in Dufilé geweilt hätten. Da sie jetzt also nicht gefunden wurden, begnügte sich die siegreiche Mahdistenschar, zu plündern und Weiber wegzufangen.

Indes die verjagte Garnison erholte sich bald von ihrer Bestürzung. Da sie vor sich das Hauptheer der Mahdisten und hinter sich die lärmende Schar der Sieger sah, hörte sie auf die anfeuernden Zurufe ihrer Offiziere, wandte sich, von Selim Aga und Suliman Aga geführt, um und stürzte sich auf die in der Station zerstreuten Mahdisten und tötete rasch einen nach dem andern. Denn da diese die Thore nicht geöffnet hatten, erhielten sie von draußen her keine Unterstützung. Aufgeregt durch diesen Erfolg und durch Beispiel und Zuruf der Offiziere ermutigt, unternahmen nun die Soldaten einen Ausfall und trieben die Mahdisten von den Wällen zurück. Um 8 Uhr war die Station wieder in ihrem Besitze und Omar Salih zog sich mit einem Verluste von 210 Mann zurück, um noch an dem gleichen Tage (28. November) den Rückmarsch nach Redjaf anzutreten. Elf Fahnen, darunter die des Emir selbst, blieben in den Händen der Sieger.

Auf die Nachricht von dem Anrücken der Mahdisten gegen Dufilé hatten die Offiziere und Soldaten in Wadelai eine gemeinsame Beratung gehalten. Sie beschlossen, Wadelai zu räumen, sich nach der zwei Tagereisen südlicher am Albert-Njansa gelegenen Station Tunguru zurückzuziehen und von dort das hohe Seeufer zu ersteigen, um nach Fort Bodo zu marschieren und bei Stanley Schutz zu suchen. Zu dem Behufe wurde am 5. Dezember alle im Stationsmagazine vorhandene Munition an die Soldaten ausgeteilt, um den Marsch anzutreten. Da erklärten die Soldaten im Momente des Aufbruchs, daß sie es jetzt, wo sie reichliche Munition besäßen, vorzögen, sich in ihre Heimat nach Makraká und den umliegenden Gegenden zu begeben, und zogen unbekümmert um ihre Offiziere nach Westen ab; nur 5 blieben ihrer Fahne treu.

Es war ein langer, zerstreuter Zug, in welchem jetzt, nur die notwendigsten Bedürfnisse in einigen Bündeln mit sich nehmend, die Beamten und Offiziere mit ihren Frauen und Kindern von dannen zogen. Nicht mehr als etwa 20 Gewehre zählte man in dem ganzen Zuge.

Noch unterwegs holte die Flüchtigen die Nachricht von der Niederlage ein, welche den Mahdi-Kriegern bei Dufilé beigebracht war. Die Offiziere, welche sich in dem Zuge befanden, und die wenigen Soldaten waren der Meinung, jetzt nach Wadelai zurückzukehren; allein Emin Pascha zog es nach den zahllosen Beweisen von Treulosigkeit und Wankelmut, die er hatte erfahren müssen, vor, mit seiner Begleitung den Marsch nach Tunguru fortzusetzen, und ließ sich auch weder durch die dringenden Wünsche der kleinen Schar von Soldaten und Offizieren, daß er sie nach Wadelai zurückführen möchte, noch durch Botschaften aus Wadelai, die ihm nachgesandt wurden, wankend machen. Jedenfalls entging er dadurch Erfahrungen noch bitterer Art. Denn den Meuterern begann, nachdem sie von der unmittelbaren Furcht vor den Derwischen befreit waren, alsbald wieder der Kamm zu schwellen. In einer Versammlung von Offizieren und Soldaten, welche in Wadelai stattfand, stellten sie den Antrag, da Emin Pascha sie an die Mahdisten verraten wolle, ihn mit Casati und Jephson zum Tode zu verurteilen. Indes hatten sie ihre Macht überschätzt. Die große Zahl der anwesenden Eministen unter Führung von Selim Aga, der bei Dufilé sich hervorgethan, fügte sich nicht; es kam zu heftigen Worten, ja schließlich zu einer Prügelei zwischen den Eministen und Fadl el Mulla und dessen rebellischem Anhang. Selim Aga bestand darauf, sich dem Pascha anzuschließen und mit ihm das Land zu verlassen, Fadl el Mulla wollte den Pascha und seine Begleiter gefangen nehmen. Er sandte auch dem Kommandanten von Tunguru, seinem Bruder, die Weisung, den Pascha und dessen Begleiter bis auf weitere Befehle in der Station Tunguru zurückzuhalten.

Mit edler Fassung ertrug Emin das schwere Geschick, welches über ihn hereingebrochen war. Wiederholt auch gab er von Dufilé und später von Tunguru aus Stanley Nachricht; denn so wie die Verhältnisse lagen, konnte ja jetzt von dem verabredeten Bau einer Station in Msabe am See nicht die Rede sein. Freilich erreichten Stanley die Briefe nicht früher als in Uvira: wie ganz anders, als er erwartet, hatten die Dinge sich gestaltet! Er schrieb an Emin, daß er binnen 20 Tagen von ihm eine definitive Antwort erwarte, ob er seine Begleitung und Hülfe, um Sansibar zu erreichen, anzunehmen beabsichtige, oder nicht.

Welche Antwort sollte Emin auf diese kategorische Frage geben? Die besten Jahre seines Mannesalters hatte er daran gesetzt, aus

der ihm übertragenen Provinz ein Reich zu schaffen, in welchem Recht und Gerechtigkeit walteten und das Glück der Unterthanen gesichert wäre; und die Hoffnung hatte ihn dabei umschwebt, daß von diesem Reiche dereinst ein segensreicher Einfluß weithin auch auf die Nachbarländer ausgehen werde. Jetzt lag diese Hoffnung, ein Wohlthäter der schwarzen Rasse zu werden, dessen Andenken die kommenden Geschlechter segnen würden, zerbrochen am Boden: aber war damit die Möglichkeit ausgeschlossen, unter besserer Gunst der Verhältnisse den Bau von neuem zu beginnen? Kein Entschluß ist so schwer, als dem zu entsagen, worin man seine Lebensaufgabe gesehen hat: selbst ein leiser Schimmer facht da die erlöschende Hoffnung von neuem an. Verließ Emin seine Provinz, so gab er endgültig auf, woran er bisher seine Kraft gesetzt, während doch vielleicht nur die Lebhaftigkeit seines Wunsches ihm immer wieder in der Ferne die Möglichkeit der Erneuerung seines Werkes zeigte. So rang er mit dem Entschlusse, faßte ihn, um ihn alsbald wieder aufzugeben. Der kühl wägende Verstand riet ihm das Unmögliche aufzugeben; das warm fühlende Herz wandte dagegen ein, welch ein Segen vielleicht doch noch aus dem Wagnisse des Bleibens aufsprossen könnte.

Für diese Seelenkämpfe Emins ging in Wahrheit Stanley, dem Manne der unbeugsamen Ausdauer, des kühn wagenden Mutes, jedes Verständnis ab. Selbst Jephson, der monatelang den Zauber der ganz ideal gerichteten Persönlichkeit Emins empfunden und ein warmer Verehrer der Seelentiefe des außerordentlichen Mannes geworden war — Stanley nannte ihn mit leisem Spotte den „Eministen“ —, selbst Jephson sah nicht viel mehr, als das Schwanken.

„Ich nehme an, Pascha“, sagte er zu Emin, „daß Sie jetzt, da Ihre Leute Sie abgesetzt und beiseite geschoben haben, wohl nicht mehr glauben werden, daß Sie noch irgend welche Verantwortung und Verpflichtung gegen sie haben.“

„Ich weiß“, antwortete Emin, „ich bin in keiner Weise verantwortlich für diese Leute, und dennoch kann ich es nicht über mich gewinnen, selbst fortzugehen und jemand zurückzulassen, der das Land zu verlassen wünscht. Ich weiß, es ist reines Gefühl, und vielleicht ein Gefühl, mit dem Sie nicht sympathisieren werden, allein meine Feinde in Wadelai würden mit Fingern auf mich zeigen und zu den Leuten sagen: «Ihr seht, er hat euch verlassen.»“

Als ein neues Moment trat nun aber noch die in Kavalli angelangte Expedition Stanleys in Erwägung: war sie stark genug gegen die Feinde draußen und drinnen sein Werk zu stützen, oder vielmehr es von neuem wieder aufzubauen? Gewiß reichte dazu die Zahl und Kraft der Sansibariten-Schar nicht aus; und wenn auch, konnte sein Gewissen die Bedingungen je gutheißen, unter denen allein eine solche Wiederaufrichtung möglich gewesen wäre? Nein, immer deutlicher stellte sich seinem zagenden, hoffenden Geiste dar, daß doch schließlich das Ende sein mußte: entsagen.

„Ich werde Herrn Stanley raten", sagte Jephson mit dem ungeduldigen Ungestüm, das ihm sonst so gut stand, „Sie zu verhaften, Pascha, und mitzunehmen, ob Sie nun wollen oder nicht."

„Nun, ich werde nichts thun", entgegnete Emin in schmerzlicher Resignation, „um ihn daran zu verhindern!"

Es war nur eine kurze Frist, die Stanley dem Pascha gewährt hatte, sich zu erklären: 20 Tage, und von denen waren, als der Brief in Tunguru eintraf, schon 9 verstrichen. Die Antwort, welche Emin gab, war damit vorgezeichnet: er erklärte sich zwar bereit, die von Stanley angebotene Hülfe anzunehmen, überließ es aber diesem allein, ob er nach 11 Tagen wieder aufbrechen oder auf Emin, Casati und die Menge derjenigen warten wolle, welche nach dem fernen Ägypten zurückzukehren wünschten.

Jephson wurde der Überbringer dieser Antwort: Stanley hatte ihn nach Kavalli zu sich beschieden. Der „Panther" entwischte dem Verbote der Rebellen zum Trotz aus der Station und begab sich nach Msua, wo Schukri Aga, ein treuer Anhänger Emins, Kommandant war. Dieser gab ihm ein Kanoe mit eingebornen Ruderern, um nach Njamsassi zu gelangen. Aber der See, zu dieser Jahreszeit stets gefährlich, zeigte sich mit seinen wilden Sturzwellen so ungeberdig, daß Jephson erst am fünften Tage Njamsassi zu erreichen vermochte. Stanley sandte ihm hierher eine Eskorte entgegen, die ihn sicher den steilen Paßweg zur Hochfläche hinauf geleitete. Freudig angeregt empfing Stanley den lange Vermißten. Dann saßen sie bei einander und Jephson erzählte —

„Wissen Sie, Herr Stanley", unterbrach er sich, „der arme, liebe Pascha! Ich kann nicht umhin, mit ihm zu sympathisieren: er ist ein so guter, lieber Mensch!" und dann fuhr er wieder fort in dem Roman seiner Erlebnisse in Hat-el-Estiwa.

Zwölftes Kapitel.

Im Lager zu Kavalli.

Die Lagerstadt. — Die Deputation aus Wadelai. — Das Murren der Sansibariten. — Die ägyptischen Flüchtlinge. — Casatis Bedenken. — Mohammed, der Maschinist. — Klage und Widerklage. — Der Widerspenstigen Zähmung. — Die Umtriebe der Ägypter. — „Aber wir wollen gar nicht kämpfen." — Das Ende der Verschwörung. — Sergeant Omar im Zweikampf. — Der Abmarsch.

Wie eine kleine Stadt dehnte an der Südseite von Kavallis Dorf sich das Lager der Expedition Stanleys aus. Denn seitdem mit Unterstützung von Masambonis Leuten auch Stairs vom Ituri mit sämtlichen dort zurückgelassenen Mannschaften und Traglasten eingetroffen war, zählte das Lager 339 Hütten und 5 Zelte. Die Hütten waren an der einen Seite eines großen, offenen Rechteckes von 180 m Länge und 55 m Breite errichtet. Große Zwischenräume trennten die einzelnen, um Feuersgefahr zu vermeiden, von einander. Die Bewohnerschaft zählte jetzt etwa 500 Köpfe, aber zuzeiten stieg sie bis gegen 2000. Denn Stanley war darauf bedacht gewesen, das Friedensbündnis, welches er unter den Häuptlingen der Hochfläche gestiftet hatte, immer weiter auszudehnen, sodaß es schließlich 11 Fürsten umfaßte; selbst Musiri, dem im vergangenen Jahre der verfehlte nächtliche Überfall gegolten hatte, war beigetreten. Stanley als das Haupt des Friedensbundes hatte es übernommen, mit seinen Gewehrträgern den ganzen Bund gegen die unruhigen Balegga wie gegen Kabba-Regas Raubscharen zu schützen; dafür hatten die Bundesgenossen nicht nur, wie anfangs festgesetzt war, Lebensmittel zu liefern, sondern jetzt auch Träger zu stellen.

Zwar für sich selber bedurfte die Expedition der Träger nicht. Aber Stanley hatte sich erboten, nicht nur die Personen der Flücht-

linge aus der Äquatorialprovinz sicher nach Ägypten zurückzugeleiten, sondern auch deren Habe. Als diese nun in Njamsassi am Seeufer eintrafen, wer sollte die Hunderte von Trägerlasten, die sie mitbrachten, den steilen Paßweg zur Hochfläche hinauftragen? Es wäre eine Aufgabe gewesen, welche die Sansibariten allein erdrückt hätte.

Der erste, der am Seegestade eintraf, war der Pascha selbst. War er aus seiner Haft in Tunguru entlassen?

Die Kunde von Stanleys Expedition war schnell auch nach Wadelai gedrungen, wo in der allgemeinen Verwirrung die Meuterer

Das Lager bei Kavalli.

das große Wort führten. Sie fürchteten, da das Gerücht die Zahl und Stärke der Truppen Stanleys sehr übertrieb, nunmehr also zwischen zwei Feuer zu geraten. Denn während die Derwische von Norden her drohten, erwarteten sie, daß Stanley auf die Kunde von der Meuterei, die sie gegen Emin angestiftet, von Süden her gegen sie anrücken würde. Selim Aga und die Emin günstig Gesinnten glaubten daher vor Stanley sich rechtfertigen zu müssen; aber nach heftigem Wortwechsel setzten die Gegner Emins es durch, daß auch eine Anzahl von ihnen, wie Surore Aga, an der Gesandtschaft teilnehmen sollte, um wenigstens die Machtmittel Stanleys durch den Augenschein zu prüfen.

Die Deputation der Rebellen vor Stanley in Mavalli. S. 223.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Aber wer sollte der Deputation Zutritt zu Stanley verschaffen? Wer anders als Emin Pascha selber? Die Deputation begab sich daher nach Tunguru und bat Emin, als ihr Dolmetscher sie nach Kavalli zu Stanley zu geleiten. Dies aber lehnte der Pascha mit Entschiedenheit ab, sodaß die Gesandtschaft etwas betreten sich zurückzog. In der Beratung, welche jetzt gehalten wurde, traten besonders Selim Aga und Schukri Aga für die Ansicht auf, daß Emin unmöglich anders denn als Mudir sie geleiten könne. Dem mußten auch die Meuterer sich fügen, und die Deputation kehrte jetzt zu Emin mit der Erklärung zurück, daß sie gekommen seien, sich ihm zu unterwerfen und ihn als Mudir wieder anzuerkennen, und bat ihn, als ihr Mudir sie zu Stanley zu führen und ihr Fürsprecher bei dem Gefürchteten zu werden. Jetzt sagte der Pascha ihnen zu, sie zu begleiten.

Schukri Aga veranstaltete, die Wiedererhebung des Mudir würdig zu feiern, ein großes Fest in der Station, sodaß den ganzen Tag hindurch allenthalben laute Freude herrschte. Emin aber benutzte die wider Erwarten gewonnene Macht dazu, um Selim Aga durch die Verleihung des Ranges eines Bey und Schukri Aga durch die Ernennung zum Hauptmann für ihre Treue zu belohnen. Dann fuhr die Deputation, von Casati begleitet, auf dem Dampfer Khedive von Tunguru ab und erreichte am 12. Februar Were unweit Njamsassi, von wo Jephson mit einer Eskorte von 50 Gewehrträgern sie nach dem Lager Stanleys abholte.

Am nächsten Tage hielt Stanley wie ein orientalischer Fürst einen großen „Diwan" ab. Die Deputation wurde durch Emin Pascha vorgestellt; dann wurde Kaffee gereicht und leere Höflichkeiten von beiden Seiten ausgetauscht. Hierauf forderte Stanley sie auf, zu sagen, „was in ihrem Herzen verborgen läge". Selim Bey, ein tapferer Soldat, der stets zu Emin gehalten hatte, trat vor.

„Der Khedive", begann er, „ist sehr gnädig und freundlich. Wir sind die ergebensten und treuesten Unterthanen Seiner Hoheit. Wir können nicht den Wunsch haben, hier zu bleiben. Wir sind in Kairo zu Hause und wünschen nichts sehnlicher, als das Land unserer Geburt wiederzusehen. Fern sei es von uns, hier bleiben zu wollen. Welchen Gewinn können wir hier haben? Wir sind Offiziere und Soldaten Seiner Hoheit. Er hat nur zu befehlen und wir gehorchen. Diejenigen, welche unter den Heiden hier leben wollen, mögen es thun; wenn sie zurückgelassen werden, ist es ihre

eigene Schuld. Wir sind von unsern Brüdern und Freunden abgesandt worden, um Sie zu bitten, daß Sie uns nur Zeit lassen möchten, unsere Familien zu sammeln, sodaß wir uns in Ihrem Lager sammeln und heimwärts aufbrechen können."

„Zu dieser Arbeit", entgegnete Stanley, „werde ich Ihnen genügend Zeit lassen; und wenn ich sehe, daß Sie wirklich ernstliche Absichten hegen, so bin ich auch bereit, die Zeit noch auszudehnen, damit wir bequem heimwärts marschieren können."

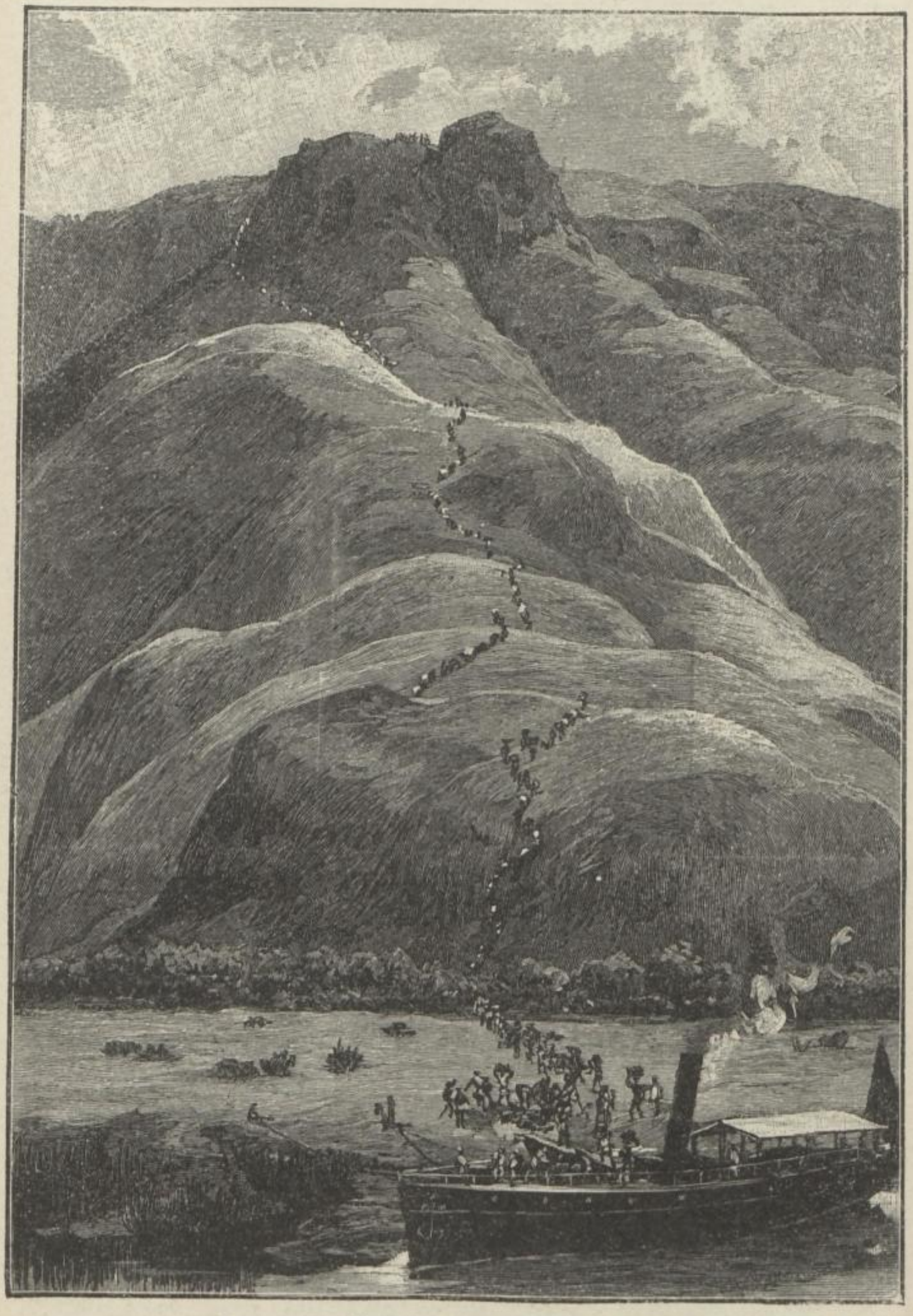
„Wir haben ernstliche Absichten", versicherte Selim zugleich mit den übrigen Offizieren, „und es ist keine Gelegenheit zur Verzögerung."

Damit schloß der Diwan. Stanley entließ die Abgesandten, nachdem er ihnen eine Proklamation gleiches Sinnes an ihre Gesinnungsgenossen in Wadelai mitgegeben hatte. Auch nicht einer von ihnen hat sich dem Heimmarsche angeschlossen. Selim war der einzige, der wenigstens Anstalten dazu traf; er langte indes erst in Msua an, als die Expedition schon längst den Heimmarsch angetreten hatte.

Unterdessen trafen unten am Njansa mit den hin und her fahrenden Dampfern immer mehr von den Leuten ein, welche unter Stanleys Führung und Schutze den Heimmarsch antreten wollten. Was sie an Hab' und Gut besaßen, brachten sie mit, viel wertloses Gerümpel, alte Bettstellen, manche selbst die schweren Mahlsteine, auf denen das Korn geschrotet wird. Und Tag für Tag sah man lange Kolonnen von Trägern den steilen Paßweg hinaufsteigen, um alles das auf ihren Köpfen in das Lager von Kavalli zu bringen. Ein Dankeswort für die Beschwer hörten sie nie, sondern mit wegwerfender Geringschätzung sahen sie sich für alle ihre Mühsal von den ägyptischen Flüchtlingen behandelt.

Das erbitterte alle, zumeist aber die Sansibariten, welche eine lebhafte Empfindung ihres Wertes hatten. Es dauerte denn auch nicht lange, so kam der Unwille zum Ausbruch. Als Nelson am 10. März die Trägerkolonne des Tages aus Sansibariten, Sudanesen und Manjema zusammenstellte, verlangten die Sansibariten mit Stanley selbst zu sprechen. Er beschied sie vor sich und forderte sie auf zu reden.

„Herr", begann der Sprecher der Unzufriedenen, „wir sind der Arbeit müde, Felsstücke, große Kisten und hölzerne Bettstellen zu schleppen. Wenn wir das nicht für eine Vergeudung der Arbeitskräfte hielten, würden wir nicht sprechen. Wohin können sie den



Den steilen Paßweg zur Hochfläche hinauf! S. 224.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Plunder bringen, den wir hier herauftragen müssen? Wird irgendjemand es unternehmen, einen dieser ungeheuern Särge nur einen Tagemarsch durch den Busch zu tragen? Der stärkste Mann der Welt würde darunter getötet werden. Für wen thun wir es? Für eine Bande undankbarer, herzloser Menschen, die mit dem Munde an Gott glauben und doch nichts von ihm oder dem Propheten Mohammed — gesegnet sei sein Name! — wissen. Und außerdem, wofür halten sie uns? Sie nennen uns Abid — Sklaven. Sie glauben, daß jeder von ihnen zehn von uns durchprügeln kann, und sagen, sie würden eines Tages uns die Gewehre wegnehmen und uns zu ihren Sklaven machen. Wir verstehen genug arabisch, um zu wissen, was das bedeutet, so schlecht ihr Arabisch auch ist. Wir sind jetzt gekommen, um Euch zu fragen, wie lange dies noch dauern soll. Wenn Ihr uns, die wir aus dem Walde gerettet worden sind, mit dieser undankbaren Arbeit zu töten beabsichtigt, dann sagt es uns: wir sind Euere Diener und müssen Euern Befehlen gehorchen."

„Es ist gut", antwortete Stanley. „Ich habe euere Rede gehört. Ich wußte, daß ihr deshalb zu mir kommen würdet; aber ihr müßt etwas Vertrauen zu mir haben. Bauet auf mich. Geht heute nach dem Njansa, und wenn ihr wiederkommt, werde ich weiter mit euch reden."

Im Vertrauen auf Stanleys Worte marschierte die Kolonne auch ab; als aber Stanley nach einer Weile, um Unruhen unter den Unzufriedenen zu verhüten, ihnen einen Boten nachschickte mit dem Befehle, daß die beiden Leute, welche die Rädelsführer der Unzufriedenen zu sein schienen, zurückkehren sollten, schlug die Lohe auf. Die 50 Sansibariten erhoben ein trotziges Geschrei: „Schießt sie alle nieder und laßt uns zu Masamboni gehen!" und kehrten sämtlich lärmend in das Lager zurück. Sobald Stanley dies wahrnahm, ließ er das Signal blasen: mit den Waffen antreten! Sofort traten die Compagnien an. In ihrer Mitte in einer Reihe mußten die Aufsätzigen sich aufstellen; denn obgleich Stanley im Herzen mit ihnen sympathisierte, so durfte er doch die Auflehnung nicht ungeahndet lassen.

„Nun, Leute", redete er die Erbitterten an, „gehorcht mir sofort und bis auf den Buchstaben. Wer zaudert, ist verloren. Öffnet eure Ohren und macht schnell. Legt die Gewehre nieder!" — Es geschah sofort. „Vier Schritte zurück hinter die Linie!" Sie traten ruhig zurück. „Nun, Kapitän Stairs, marschieren Sie mit

Geographische Zentralbibliothek Leipzig

Ihrer Compagnie vor und nehmen Sie Besitz von den Gewehren." Auch dies geschah.

Dann befahl er Nelson, über den Grund der Rückkehr der Karawane Meldung zu machen. Der Kapitän bezeichnete die an der Meuterei beteiligten Rädelsführer, sowie diejenigen, welche geschrien hatten: „Schießt sie alle nieder und laßt uns zu Masamboni gehen." Die Leute wurden sofort ergriffen und bestraft, die Rädelsführer an den Flaggenmast gefesselt. Alsdann marschierte die Kolonne, zur Besinnung gebracht, aber jetzt ohne Waffen, wieder ab, um den ihr befohlenen Dienst zu thun.

Endlich am letzten Tage des März waren 1355 Traglasten vom See nach dem Lager in Kavalli hinaufgetragen, und Kapitän Nelson meldete, daß jetzt nichts mehr übrig sei als 60 große Elefantenzähne, welche der Pascha auf Jephsons Bitte mitgebracht hatte, damit Stanley die Leute Tippu-Tibs bezahlen könne; allein sie wären bei einem Gewichte von etwa 70 kg zu schwer, um den steilen Paß hinaufgetragen werden zu können. Emin Pascha selbst weilte mit seinem Gefolge seit dem 17. Februar im Lager; und mehr als 500 Leute hatten im Laufe des März sich dort gesammelt, welche, wie es schien, sich dafür entschieden hatten, ihm zu folgen. Darunter war Osman Effendi Latif, der Wekil, Auasch Effendi, der Major des zweiten Bataillons, der griechische Kaufmann Marco, der Apotheker Vita Hassan aus Tunis, Radjab Effendi, der Sekretär des Paschas. Schukri Aga, der Hauptmann von Msua, hatte seine Familie gesandt; jedoch Selim Bey weilte noch immer in Wadelai.

Mit Emin war auch Kapitän Casati eingetroffen, der oft erprobte Freund. Ihm hatte schon im Jahre 1887 der italienische Generalkonsul in Sansibar den Weg zur Ostküste eröffnet; allein Casati lehnte es ab, Emin Pascha zu verlassen. „Ich habe Emin Pascha", schrieb er zurück, „versprochen, ihm bei der Lösung des gordischen Knotens, der die Provinz zusammenschnürt, beizustehen, und dies Versprechen bindet mich."

Der Würfel war ja jetzt geworfen: Emin Pascha hatte bestimmt, daß am 10. April 1889 der Heimmarsch aus dem Lager von Kavalli angetreten werden solle. Jetzt nun, wo der Tag nahe war, hätte er ihn gern weiter hinausgeschoben, um noch weiteren, die ihm etwa folgen wollten, Zeit zu lassen, sich anzuschließen. Aber Stanley war einer Vertagung entgegen, da es ihm an dem Vertrauen fehlte, mit

welchem Emin jeden neuen Zuzug von ägyptischen Flüchtlingen begrüßte. Casati aber, wie es schien, billigte den Heimmarsch überhaupt nicht.

„Der Pascha", meinte er, „handelt moralisch unrecht, wenn er seine Truppen verläßt."

„Aber, Kapitän Casati", wandte Stanley ein, „der Pascha hat niemals die Absicht gehabt, seine Truppen zu verlassen, wie niemand besser weiß, als Sie selbst. Diese Truppen sind es, welche ihn abgesetzt und fast volle sechs Monate gefangen gehalten haben. Sie haben revoltiert, haben wiederholt gesagt, daß sie ihm nicht gehorchen wollen, und gedroht, ihn zu töten. Sie würden ihn vermutlich inzwischen bereits nach Chartum geschickt haben, hätten die wahnsinnigen Derwische ihnen nicht gezeigt, wie wenig Barmherzigkeit sie von ihnen zu erwarten hätten."

„Der Gouverneur einer Festung darf niemals seinen Posten aufgeben", erwiderte Casati.

„Darin bin ich vollständig mit Ihnen einverstanden, wenn seine Truppen ihm treu bleiben; was kann der Gouverneur aber thun, wenn seine Truppen ihn verhaften, die Flagge streichen und die Thore öffnen?"

„Der Kapitän eines Kriegsschiffes muß bis zum letzten Augenblicke mit seinen Geschützen kämpfen."

„Allerdings. Aber wenn die Mannschaft den Kapitän ergreift, ihn in Eisen in den Schiffsraum wirft und die Flagge streicht, was dann?"

„Nein, ich bin nicht mit Ihnen einverstanden", entgegnete der Kapitän. „Der Pascha sollte bei seinen Leuten bleiben."

„Wo sind seine Leute aber? Die Rebellen wollen nichts mit ihm zu thun haben, wenn er nicht ihr Gefangener ist. Wollen Sie sagen, daß der Pascha als Gefangener zurückkehren und sich mit dieser erniedrigenden Lage zufrieden geben sollte?"

„Nein, gewiß nicht."

„Glauben Sie vielleicht, daß jene bereuen und ihn wieder auf den Gouverneurposten erheben werden?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Glauben Sie, daß sie es thun würden?"

„Vielleicht."

„Würden Sie dem Pascha raten, sich nochmals der Macht von Fadl el Mulla Bey anzuvertrauen?"

„Nein."

„Nun, hier sind Ihre Diener. Angenommen, dieselben ergriffen Sie eines Nachts und wollten Sie töten und Sie würden nur gerettet, weil Ihr Geschrei Befreier auf den Schauplatz lockt; würden Sie Ihr Leben diesen Händen nochmals anvertrauen?"

„Nein."

„Angenommen, Ihre Diener kämen heute Nachmittag zu Ihnen und sagten, sie würden Ihnen in Zukunft nicht mehr gehorchen und Sie niederschießen, falls Sie etwa doch weiter Gehorsam von ihnen forderten: würden Sie sich moralisch für verpflichtet halten, ihnen Befehle zu erteilen?"

„Nein."

„Nun, mein lieber Casati, Sie haben für den Pascha geantwortet, denn was Sie nicht thun würden, ist er ebenfalls nicht verpflichtet zu thun."

War Casati überzeugt? Fast schien es nicht so: am Abend sah man ihn mit Emin zusammensitzen und die moralische Seite der Frage noch weiter erörtern. Aber er hatte eine Empfindung für die Seelenleiden, welche Emin durchgekämpft hatte, und die noch immer eine Wolke über sein ganzes Wesen legten.

Eine Erquickung in diesen schweren Tagen innerlichen Ringens und herber Entsagung war für den trefflichen Mann die Beschäftigung mit der Wissenschaft; sein umflortes Auge leuchtete auf, wenn Radjab, sein Sekretär, ihm einen seltenen Vogel oder ein unbekanntes Insekt brachte. Stanley fand die Idee, Schädel für ein Museum zu präparieren, schauderhaft. „Der Wissenschaft wegen!" antwortete Emin ihm mit leisem Lächeln.

Aber gern ließ der Pascha in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen durch das muntere Geplauder seines kleinen Töchterchens sich stören. Mit zärtlicher Sorgfalt wachte er über die Kleine, deren Pflege er ihrer früheren Amme, der Frau des Mohammed Effendi, anvertraut hatte. Solange Emin der mächtige Mudir von Hat-el-Estiwa war, war Mohammed, ein hellfarbiger Ägypter, auch gern damit einverstanden gewesen; aber jetzt war der Pascha der Macht entkleidet: nun verlangte Mohammed mit Heftigkeit, daß seine Frau zu ihm zurückkehre. Sehr begreiflich indessen, daß dieser das Haus des armen Maschinisten nicht sehr verlockend erschien; verächtlich wies sie seine Botschaften zurück, bis er selbst erschien, sie zu holen. Der gräuliche Lärm, den er vollführte, die wütenden Verwünschungen

riefen den Pascha selbst herbei. „Frieden!“ rief er mit seiner tiefen Stimme den Streitenden zu. „Ich befehle es euch, Frieden! Geht hin und sagt Herrn Stanley, was ihr wollt; sein Zelt ist nicht weit. Geht!“

In wilder Aufregung kam Mohammed, so abgewiesen, zu Stanley gestürzt und trug ihm seine Klagen vor.

„Seid Ihr denn beim Pascha gewesen?“ fragte Stanley den Wütenden. „Habt Ihr ihn gebeten, seine Autorität auszuüben?“

„Weshalb soll ich zu ihm gehen?“ rief der Ägypter. „Wenn Ihr mir keine Gerechtigkeit verschaffen wollt, so werde ich mich oder mein Weib oder den Pascha töten! Eines davon werde ich gewiß thun.“ Und unter Verwünschungen und Drohungen stürmte er fort. Sicher war ihm zuzutrauen, daß er in seinem leidenschaftlichen Hasse, da er sich einbildete, daß der Pascha die Frau zurückhielte, seine Drohungen wahr machen möchte. Es war Stanleys erste Pflicht, dieser Gefahr, welche Emin bedrohte, auf der Stelle zu begegnen.

Bevor er indes noch zu einem Entschlusse gelangt war, sah er im matten Lichte des aufgehenden Mondes eine weiße Gestalt vorsichtig auf sein Zelt zuschleichen.

„Wer seid Ihr?“ trat er ihr entgegen.

„Die Frau des Mohammed Effendi“, antwortete eine leise Stimme.

„Aber weshalb kommt Ihr hierher?“

„Ihr müßt auch meine Geschichte hören, nachdem Ihr diejenige Mohammeds gehört habt.“

„So folgt mir ins Zelt.“

In der dunkelsten Ecke des nur von einer Kerze erhellten Zeltes kauerte die junge Frau sich demütig auf der Erde nieder. Ein feiner Duft von Rosenöl erfüllte das Zelt, als sie ein wenig den Schleier lüftete und nun ihre Klagen begann, wie ihr Mann sie geschlagen, ihr die Kleider zerrissen und einmal fast den Kopf gespalten hätte: er stehe zu niedrig für ihre Liebe; nie wieder in Zukunft wünsche sie mit ihm etwas zu thun zu haben. Endlich schwieg sie.

„Seid Ihr mit Eurer Geschichte zu Ende?“

„Ja.“

„Sali, dann bringe die Frau nach den Zelten des Paschas zurück!“

Und von Stanleys Zeltburschen geleitet, enteilte sie wie ein Schatten.

Wer hatte Recht?

Da erschien der Pascha selber bei Stanley. Er erzählte, die Frau sei mit Einwilligung ihres Gatten die Pflegerin seiner kleinen Tochter geworden und habe dafür einen reichlichen Lohn an Stoffen erhalten; aber kaum seien diese Sachen in ihren Händen gewesen, als auch schon der Mann gekommen sei, ihr alles weggerissen und sie schändlich geschlagen habe. Auf ihr Bitten habe er, der Pascha, ihr Schutz verliehen, selbst gegen ihren Gatten. Von diesem habe er keinerlei Einwand gehört bis zu diesem Abend, wo Mohammed auf ihn gescholten und gedroht habe, ihn zu erschießen; und dessen sei der tolle Bursche in einem Anfall von Wahnsinn wohl fähig.

„Wollen Sie diese Angelegenheit meinen Händen überlassen, Pascha?"

„Gewiß."

„Gut. Ich bitte Sie, sich in Ihr Quartier zurückzubegeben; es sollen an jedem Eingang zu demselben Wachen aufgestellt werden, und ich verbürge mich für die Sicherheit aller im Hause. Ich werde Mohammed rufen lassen und seine Geschichte geduldig anhören, und Ihnen dann Bescheid geben, welches Arrangement wir getroffen haben."

Als der Pascha fort war, ließ Stanley Mohammed kommen.

Er erzählte, er habe, nachdem er seinem Weib Erlaubnis gegeben habe, Ferida zu dienen, nicht die Absicht gehabt, das kleine Mädchen der Dienste seiner Frau zu berauben; er wünsche nur, daß diese ihn gelegentlich besuche und sich um ihn kümmere.

„Wenn Ihr Euch auf einige einfache Bedingungen einlassen wollt", erwiderte Stanley, „so will ich mein möglichstes versuchen, um Euer Weib wieder zur Vernunft zu bringen; es ist aber notwendig, daß Ihr morgen früh im Hause des Paschas mit mir zusammenkommt und ihn wegen Euerer schrecklichen Heftigkeit von heute Abend um Verzeihung bittet. Nein, unterbrecht mich nicht", fuhr er fort, „Ihr seid von Euern Freunden zu diesem rohen Benehmen nur aufgestachelt worden, um eine Scene zu machen. Geht jetzt ruhig nach Hause und hütet Euch heute Abend vor weitern Worten. Morgen früh werden wir uns wiedersehen."

Am nächsten Morgen begab sich Stanley nach dem Hause des Paschas; auch Mohammed erschien und entschuldigte sich, wie ihm aufgegeben war, in unterthänigster Weise, obwohl sein ärgerliches Gesicht die Beteuerungen der Reue Lügen strafte.

Zugleich erklärte er sich damit einverstanden, daß seine Frau von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die kleine Ferida beaufsichtige und pflege, sowie daß ihr persönliches Eigentum im Hause des Paschas verbliebe; endlich gelobte er, sie fortan weder zu schlagen noch zu verletzen.

Als nun die Frau des Mohammed gerufen und ihr dies Abkommen mitgeteilt wurde, zog sie den Schleier von ihrem hübschen Gesichte und stieß dann, während ihre schwarzen Augen funkelten, mit dem Nachdrucke tiefster Entrüstung die Worte hervor: „Niemals, niemals, nein niemals!“

Mohammed, so zurückgewiesen, sah in seinem Ärger ziemlich lächerlich aus; fragend richtete er seinen Blick auf Stanley.

„Nehmt sie mit Euch!“ rief dieser ihm zu.

Mohammed reichte ihr die Hand und forderte sie auf, sich nach seinem Hause zu begeben; sie achtete aber nicht weiter auf ihn.

„Sie muß jetzt nach Euerm Hause gehen“, sagte Stanley.

Nochmals streckte Mohammed seine Hand gegen sie aus; doch sie stieß dieselbe ärgerlich beiseite. „Niemals, niemals, nein, niemals!“ rief sie wild, mit zornigem Funkeln der Augen.

„Befehlen Sie ihr, bitte, daß sie geht, Pascha.“

Der Pascha wiederholte den Befehl; doch sie blieb unbeweglich stehen.

„Sie sehen, sie will nicht“, sagte der Pascha. „Was kann geschehen?“

„Mein lieber Pascha, wir waren auf eine Scene vorbereitet. Dies ist genau das, was, wie wir beide wußten, geschehen würde. Trotz ihrer Halsstarrigkeit muß sie, muß sie absolut mit ihrem Manne gehen, und wir wollen, was auch geschehen möge, Nachsicht üben. Bitte, befehlen Sie ihr nochmals, daß sie ihren angetrauten Gatten begleitet, da wir sie sonst nach seinem Hause würden tragen lassen.“

Der Pascha that dies, und nach sekundenlangem Zögern, während dessen sie offenbar die Stärke der beiderseitigen Willenskräfte gegeneinander abmaß, ging sie hinaus.

„Ihr nach, Mohammed! Wenn ihr sie aber selbst nur mit einer Feder schlagt, wird sie Euch fremd bleiben, bis Ihr Kairo erreicht. Laßt sie nur weiter schelten, selbst wenn sie vor Ermüdung in Ohnmacht fallen sollte. Fürchtet ein Mann wie Ihr den Wind? Nehmt drei oder vier Tage Rücksicht auf sie, und sie wird — Ihr könnt ohne Sorge sein — sich ändern.“

Zehn Minuten später erschien Mohammed nochmals und rief ängstlich, sie sei vom Teufel besessen und nicht zu regieren, zerreiße ihre Kleider und zerkratze ihr Gesicht, als ob sie dessen Schönheit für immer zerstören wolle.

„Ganz recht, ganz recht, Mohammed, gerade das, was wir von ihr erwartet haben. Geh hin und binde ihr die Hände an den Gelenken auf den Rücken, Mohammed. Thue dies mit zuversichtlichem Lächeln und besänftigenden Worten, Mohammed. Ich kenne kein Gesetz, das Euch daran hindern könnte, Mohammed."

Der Mann entfernte sich und fesselte die Ungestüme in praktischer Weise. Dann schrie und jammerte sie eine halbe Stunde, und die Frauen der Nachbarn kamen herbei, um sie zu trösten und ihr zuzureden, doch unterwürfig gegen ihren Herrn und Gebieter zu sein. „Es ist seine übergroße Liebe für dich", sagten sie, „die ihn so wütend und ärgerlich macht."

Allein ihr gemeinsamer Rat glitt lange an der trotzigen Leidenschaftlichkeit der Frau ab; erst am Nachmittage überwand sie sich zu der Bitte, daß ihr Mann die Fesseln, welche sie schmerzten, ihr abnehmen möge, und zugleich zu dem Versprechen, daß sie in Zukunft ihm gehorchen wolle. Damit war denn nach allen Seiten der Frieden hergestellt.

Freilich nur vorläufig; denn der eigentliche Beweggrund zu dem trotzig-drohenden Auftreten des Mohammed lag in Wahrheit tiefer. Seine Frau war entschlossen, dem Pascha zu folgen: aber war er es auch?

Es war Stanley nicht entgangen, daß unter den Ägyptern, welche allgemach im Lager zu Kavalli sich gesammelt hatten, etwas Besonderes sich vorbereite. Sali, sein verschlagener Zeltbursche, der mit dem Maschinisten Mohammed und andern Flüchtlingen auf sehr vertrautem Fuße verkehrte, hatte Stanley von den Reden erzählt, die so unter den Ägyptern gepflogen würden; vieles davon war leeres Geschwätz, aber doch konnte Stanley sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß unter den Ägyptern sich der Plan zusammenbraue, der Autorität des Paschas sich völlig zu entziehen. Auf diesem Hintergrunde gewann auch die Meldung, welche Stanley gemacht wurde, Bedeutung, daß mehrere, freilich vergebliche Versuche gemacht seien, den Sansibariten nachts aus den Hütten ihre Gewehre zu stehlen. Und Emin Pascha hatten, als er an seinen Haushalt, seine Diener, Wachen und Ordonnanzen die Frage gerichtet hatte,

wer am 10. April ihm folgen wolle, von 51 Personen nur 4 ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, während die übrigen sämtlich erklärt hatten, sie wollten auf ihre „Brüder“ warten. Allgemein herrschte im Lager das Gefühl, daß noch vor dem 10. April sich irgend etwas ereignen würde.

Sali, Stanleys Zeltbursche.

Stanley entgingen die flüsternden Gruppen von Ägyptern nicht, die er alle Tage zusammenstehen sah, die Ängstlichkeit, mit der diese darauf achteten, daß kein Fremder ihnen zu nahe käme. Auch die großen Pakete von Briefen, welche die Ägypter an ihre ewig zaudernden Gefährten in Wadelai sandten und anderseits von dort erhielten, bestärkten seinen Argwohn, daß es darauf abgesehen sei, sich Emin Pascha zu entziehen, ihn selbst mit seinen treuen Sansibariten

zu beseitigen und mit den Mitteln der Expedition sich zu Herren der Situation zu machen.

Durfte Stanley dem zusehen, bis es zu spät war? Er begab sich zu Emin Pascha, der, stets von allen Menschen das Beste anzunehmen geneigt, an die arglistige Verräterei der Ägypter nicht glauben mochte.

„Aber, Pascha", hielt Stanley ihm entgegen, „gestern Abend ist wieder so eine verdächtige Briefsendung aus Wadelai angekommen: kann man zweifeln, daß damit der in der letzten Nacht unternommene Versuch in Zusammenhang steht, uns unserer Waffen zu berauben? Zum Glück ist er mißlungen; denn, wie ihnen befohlen war, hatten die Sansibariten die Gewehre an ihrem Gürtel befestigt und wachten auf, als man daran zerrte. Aber werden die ägyptischen Verschwörer nicht neue Versuche machen und schließlich doch vielleicht mit ihrer Schlauheit Erfolg haben? Und sehen Sie nicht, welchen Zweck sie dabei verfolgen? Selbstverständlich wird, wenn es ihnen gelingt, sich auch nur ein Gewehr anzueignen, die Bestrafung eine exemplarische sein; aber ich würde ungern Blut vergießen und gewaltsame Scenen herbeiführen, wenn sich ein besserer Weg finden läßt, um unsere Waffen und Munition sicherzustellen und einen ruhigen und friedlichen Abmarsch zu bewirken. Ich schlage Ihnen eins von zwei Dingen vor. Lassen Sie das Signal für alle bei Ihnen befindlichen Ägypter und Sudanesen zum Mustern blasen und dann finden Sie in aller Ruhe heraus, wer mit Ihnen zu gehen gewillt ist. Denjenigen, welche nicht wollen, werde ich befehlen, das Lager zu verlassen; gehorchen sie nicht, so werde ich mich nicht scheuen, Zwang anzuwenden. Da diese Leute aber unsere Sansibariten verachten, werden sie höchst wahrscheinlich versuchen, Widerstand zu leisten. Nun, in einem Lande, wo wir keine andere Berufung haben, als an unsere Feuerwaffen, wird es sicherlich zu gewaltsamen Scenen kommen, und wir würden dies beide später bedauern.

„Der zweite Vorschlag ist noch wirksamer und ganz unblutig. Befehlen Sie in aller Ruhe, daß Ihr Gepäck zusammengepackt werde, und mit Tagesanbruch sollen meine Leute sämtlich bereit sein, Sie nach einem etwa 5 km von hier entfernten Lager zu geleiten. Von diesem Lager würden wir die Aufforderung hierher ergehen lassen, daß alle diejenigen, welche Ihnen zu folgen beabsichtigen, kommen und uns willkommen sein sollen, alle übrigen aber bei Todesstrafe sich ohne Erlaubnis nicht nähern dürfen."

„Hm! Darf ich Casati hiervon Mitteilung machen?" fragte der Pascha.

„Nein. Casati befindet sich nicht in Gefahr; ihm werden sie nichts zu Leide thun, weil er nicht ihr Gouverneur oder Offizier, sondern nur Reisender ist. Er kann am nächsten Tage, oder wann es ihm beliebt, nachkommen. Wenn er zurückgehalten wird, werde ich das Rebellenlager angreifen und Casati schon rasch genug befreien."

Während Stanley sprach, schüttelte der Pascha den Kopf in der ihm eigenen melancholischen Weise.

„Sie mögen beide Pläne nicht, wie ich sehe, Pascha", fuhr daher Stanley fort. „Machen Sie dann selbst einen andern Vorschlag, wie ich einen Konflikt mit diesen irregeleiteten Leuten vermeiden kann; denn daß derselbe nahe bevorsteht, ist so sicher wie das Licht des Tages. In meinem Lager soll keine Disziplinlosigkeit und Unbotmäßigkeit herrschen."

Nach einer Weile erwiderte der Pascha: „Ihr Plan ist nicht schlecht, aber es ist nicht genügend Zeit dazu."

„Nun, Pascha", schloß da Stanley sichtlich gereizt, „wenn Sie nichts vorschlagen, was uns von der Notwendigkeit befreit, uns gegenseitig zu vernichten, dann muß ich sofort Maßregeln für die allgemeine Sicherheit ergreifen. Adieu."

Stanley erhob sich, und bald ertönte das Signal zum Appell mit den Waffen. Die Sansibariten, Manjema und Sudanesen der Expedition eilten mit wunderbarer Schnelligkeit auf den freien Platz. Die Eingebornen von Kavalli gaben das Alarmsignal weiter, und alsbald stürzten mehrere hundert Eingeborne heran, um an dem ihrer Meinung nach bevorstehenden Kampfe teilzunehmen.

Innerhalb fünf Minuten waren die Compagnien unter Waffen an den drei Seiten des freien Platzes aufgestellt. Auch der Pascha trat aus seinem Zelte.

„Das Alarmsignal", wandte sich Stanley an ihn, „ist jetzt gegeben, und ich beabsichtige, jetzt die Gefahr hier aufzudecken und ihr hier gegenüberzutreten. Bitte lassen Sie daher das Signal geben, daß Ihre Ägypter hier vor mir zur Musterung antreten."

„Sogleich", antwortete der Pascha, und erteilte seinem Trompeter den Befehl.

Ruhig wurde zehn Minuten gewartet; als aber auch da dem Signal nur wenig Beachtung geschenkt war, erhielt Jephson die Weisung, die erste Compagnie mit Knütteln und Stöcken zu bewaffnen,

alle Ägypter und Sudanesen ohne Rücksicht auf ihren Rang auf den freien Platz zu treiben, jedes Haus zu durchsuchen und die vorgefundenen Männer herauszuschleppen.

Die Sansibariten verteilten sich sofort im Lager, gingen im Laufschritt vor und ließen ohne weiteres auf jeden Nachzügler und Zauderer, den sie trafen, einen Hagel von Hieben herabsausen. Das wirkte: hastig erschienen jetzt die Ägypter und Sudanesen und stellten sich in Linie auf. Es war dabei höchst amüsant zu sehen, wie ein gewöhnlicher Sansibarite mit seinem Stocke, den er mit grimmigem Gesichte schwang, die Linie der Majore, Wekils, Hauptleute, Leutnants, Schreiber und Lagerverwalter richtete.

Als die Linie gehörig gerichtet war, trat Stanley vor sie hin. „Ich habe gehört", sagte er mit scharfem Tone, „ihr wollt kämpfen und wünscht dringend zu erfahren, was die Sansibariten eigentlich für Leute seien. Ihr habt gesehen, wie gut dieselben arbeiten können; es wäre daher schade, wenn ihr nicht auch davon euch überzeugen wollt, wie sie kämpfen."

„Aber wir wollen gar nicht kämpfen", erwiderte der Wekil.

„Was bedeutet es dann, daß, wie ich höre, Gewehre gestohlen, jeden Tag, den ihr hier gewesen seid, Pläne und Gegenpläne geschmiedet werden, daß ihr beschlossen habt, dem Pascha nicht zu folgen, nachdem ihr uns habt Häuser für euch bauen, Lebensmittel für euch sammeln und während der letzten beiden Monate Hunderte von Lasten vom See nach diesem Berge herauf habt schleppen lassen, daß in letzter Nacht in drei unserer Häuser eingebrochen worden ist und ihr Hand an unsere Waffen gelegt habt? Sprecht und sagt, was das alles zu bedeuten hat."

„Ach, Stanley Pascha, keiner von uns wünscht zu kämpfen. Laßt die Diebe, wenn sie gefunden sind, sterben."

„Wenn sie gefunden sind! Wird irgendein Dieb den Diebstahl eingestehen und sich selbst dem Erschießen überliefern? Werdet ihr, die ihr alle eines Sinnes seid, euch gegenseitig verraten und euch der Bestrafung überantworten? Beabsichtigt ihr euerm Pascha zu folgen?"

„Ja, wir alle", antworteten sie.

„Halt! Diejenigen, welche dem Pascha zu folgen beabsichtigen, stellen sich dort an der andern Seite auf, wie Soldaten, jeder an seinem Platze."

Sofort marschierten alle in regelrechter Weise hinüber; dann machten sie kehrt und bildeten wieder Front gegen Stanley.

„So! Ist niemand unter euch, der mit Selim Bey in diesem schönen Lande zu bleiben wünscht, wo ihr die Eingebornen für euch arbeiten, kochen und euch ernähren lassen könnt?“

„Niemand, nicht ein einziger. La il Allah il Allah!“

„Nun, Pascha, so sind Sie falsch unterrichtet gewesen. Diese Leute behaupten sämtlich, daß sie treu seien; nicht ein einziger Verräter sei unter ihnen.“

„Ich sehe meine Diener und Ordonnanzen nicht“, entgegnete der Pascha.

„Leutnant Stairs, nehmen Sie eine Abteilung und treiben Sie alle heraus. Bei dem geringsten Widerstande wissen Sie, was Sie zu thun haben.“

„Zu Befehl, Herr Stanley!“

Leutnant Stairs nahm seine Compagnie, erteilte derselben einige Befehle, und nach wenigen Minuten waren auch die Diener des Paschas auf den freien Platz gebracht. Waffen und Ausrüstung waren denselben abgenommen worden.

„Nun, Pascha, fragen Sie die Leute, was sie zu thun beabsichtigen.“

Auf die Frage des Paschas erwiderten alle, sie seien bereit, ihrem Herrn bis ans Ende der Welt zu folgen; nur einer schwieg, Serur, ein tiefschwarzer Monbuttu.

„Das ist der Hauptverschwörer in meinem Haushalt“, bemerkte der Pascha, auf Serur zeigend.

„O, es bedarf nur einer Patrone, um seine Angelegenheit zu erledigen.“

„Um Gottes willen! Sie werden doch erst eine Untersuchung anstellen und nicht auf meine bloßen Worte hin handeln?“

„Ohne Zweifel, mein lieber Pascha. Wir lassen stets solchen Leuten eine gerechte Untersuchung zuteil werden.“

Serur wurde unter Bewachung gestellt.

„Wollen Sie nun, Pascha, nachdem dies Geschäft erledigt ist, die Güte haben, diesen Offizieren zu sagen, daß die Streiche von Wadelai vollständig aufhören müssen, und daß sie in Zukunft unter meinem Befehl stehen. Wenn ich irgendwelche verräterische Schliche entdecke, werde ich gezwungen sein, die Leute vollständig zu vernichten. In meinem Lager darf kein Mahdist, Arabist oder Rebell leben. Denjenigen, welche sich gut aufführen und den Befehlen Gehorsam leisten, wird weder von ihren Gefährten noch von uns

ein Leid geschehen. Ich habe die Pflicht übernommen, sie nach Ägypten zu führen, und werde sie nicht verlassen, bis wir in Kairo eintreffen. Was ich thun kann, um es ihnen bequem zu machen, wird geschehen, aber auf Empörung und Diebstahl von Waffen steht der Tod."

Der Pascha übersetzte den Ägyptern diese Worte, denen sie durch Verneigung ihre Zustimmung gaben, worauf sie durch den

Ägyptische Frauen und Kinder im Lager.

Wekil und zwei Offiziere gelobten, sie würden ihrem „Vater" gewissenhaft gehorchen.

„Gut", erwiderte Stanley; „und da ich jetzt den Befehl übernehme, muß ich eine Liste eurer Namen und die genaue Zahl eurer Familienmitglieder haben; je nach dieser Zahl werden euch Träger zugeteilt werden, und am fünften Tage von heute ab brechen wir auf."

Sofort, wie es Stanley bestimmt hatte, stellte Osman Effendi Latif, der Wekil, diese Liste zusammen: sie ergab als Familien-

angehörige der Ägypter 82 Frauen und 69 Kinder, als Dienstpersonal 126 Männer, 182 Weiber und 36 Kinder, im ganzen 551 Personen.

Unter Zurüstungen zum Abmarsche vergingen die wenigen Tage bis dahin; zumal erhielt jede Familie den Befehl, sich mit Lebensmitteln zu versehen, um die Karawane den Zufälligkeiten einer Marschverproviantierung zu entheben. Dann erschienen 65 Banduffuma, welche Masamboni als Hülfsträger sandte. Sie veranstalteten zur Unterhaltung der Expedition ein Tanzfest, das fast einen ganzen Tag dauerte. Der Beifall, den sie fanden, reizte die Frauen der Bavira, extemporierte Gesänge abends anzustimmen, in welchen sie Stanley und seine Schar priesen, die „die Ordnung im Lande befestigt habe".

Tieferen Eindruck indes hinterließ ein Zweikampf, welchen Omar, der Sergeant der Sudanesen-Compagnie, ein Nubier, ein Hüne von Gestalt, heraufbeschwor, weil einige Sansibariten sein Weib beleidigt haben sollten. Um eine allgemeine Prügelei zu verhindern, bot sich Stanley den Streitenden als Schiedsrichter an. Denn, halbberauscht, wie alle von den Massen einheimischen Bieres, das sie getrunken, waren, wurden die Wangwana durch die höhnischen Stachelreden Omars in wilde Wut versetzt.

„Mit was für Waffen wollt ihr kämpfen?" fragte Stanley bedächtig. „Mit den Fäusten oder mit Knütteln?"

„Knüttel für Männer!" schrien die Sansibariten: eine sehr unglückliche Wahl für sie.

Omar hatte die Ärmel seines Rockes aufgerollt und stand da wie ein Koloß. Ein Sansibarite sprang vor die Front: „Ich bin Asmani aus Maskat; paßt auf, wie ich diesen Nubier zu Boden strecken werde!" Sie machten zwei Gänge, dann wurde Asmani bewußtlos zu Boden geschlagen; er wurde fortgebracht und dem Dr. Parke zur Behandlung übergeben.

„Der Nächste von euch vor, der sich durch Omar gekränkt fühlt!" Hadji meldete sich, ein großer Sansibarit, der seinen Knüttel schwang und einen derben Seitenhieb führte, welcher aber von Omar geschickt pariert wurde; ehe Hadji dann seine deckende Stellung wieder annehmen konnte, maß er bereits mit seiner Länge den Rasen. Der Beifall war fürchterlich; es waren etwa 900 Leute zugegen. Hadji wurde wie ein beim Stierkampf durchbohrtes Pferd fortgeschleppt und ebenfalls zum Arzt geschickt, damit derselbe seinen geborstenen Schädel heile.

„Der nächste!“ Bei diesem Ruf stürzte ein behender kleiner Bursche Namens Ulaija oder Europa vor. „Ho, Jungens, ich bin Europa: dieser türkische Soldat soll sterben!“ In seiner tapfern Zuversichtlichkeit warf er seinen Turban fort und entblößte seinen kahlen Kopf. Eins, zwei, drei: der arme Ulaija! Der Knüttel Omars sauste auf seinen unbedeckten Schädel herab mit einem Schlage, der einen Weißen getötet haben würde, hier aber nur die Wirkung hatte, daß Ulaija zusammenbrach und so betäubt wurde, daß er den Kampf nicht mehr fortsetzen konnte. Der Anblick des von seinem Kopfe herabströmenden Blutes brachte seine Kameraden in Wut, sie stürzten sich auf Omar; drei Sudanesen zogen in wilder Aufregung ihre Säbel, ein anderer lud sein Gewehr, und Serur, der Monbuttu, schlug wie von Sinnen mit einer Schaufel auf den dichten Knäuel der Kämpfenden ein. Bevor Omar noch aus dem Getümmel befreit werden konnte, hatte auch er durch die auf ihn hinabsausenden Hiebe seine Lehre erhalten.

Sieger und Besiegte erklärten sich durch den Kampf jetzt für vollständig befriedigt; allein Stanley ließ sie, nachdem ihre Wunden verbunden waren, in das Arresthaus sperren. Am andern Morgen wurden sie alle einträchtig Stanley vorgeführt: das Urteil lautete dahin, daß Omar, bis die Köpfe der Sansibariten wieder geheilt seien, eine Kiste Munition zu tragen habe, ebenso wie die drei Sudanesen, welche mit der blanken Waffe ihm hatten zu Hülfe springen wollen. Der vierte mußte die in den Lauf seines Gewehres gesteckte Patrone mit einem Dutzend Hiebe büßen, und Serur erhielt für seinen ingrimmigen Übereifer deren zwei Dutzend aufgezählt.

Da gab es denn freilich viel betrübte Gesichter. Als aber Stanley seine Strafrede mit der Ankündigung schloß, daß am nächsten Morgen der Heimmarsch nach Sansibar angetreten werden würde, ging in dem Freudengeschrei der Sansibariten jede andere Empfindung unter.

350 Träger hatten auf Stanleys Anordnung die Häuptlinge des Friedensbundes gesandt; 200 Leute aus Kavalli gaben freiwillig als Hülfsträger der Expedition das Geleit. So waren es denn mehr als 1500 Menschen — 230 von der Expedition Stanleys, 130 Manjema, 600 von dem Gefolge Emin Paschas —, welche am Morgen des 10. April zum Abmarsche sich aufstellten. Es war eine schier unabsehbare Linie, als Stanley sie musterte. Dann rief

er sein „Vorwärts“, und dicht geschlossen, die ägyptische Fahne voran, setzte die endlose Reihe, während von allen Anhöhen die Frauen und Kinder des Landes Lebewohl ihr zuriefen, in fröhlich angeregter Stimmung nach Süden sich in Marsch. Und hinter den letzten schlugen aus der Hüttenstadt, von Nelson und der Nachhut auf Stanleys Befehl entzündet, die Flammen zum Himmel hoch empor.

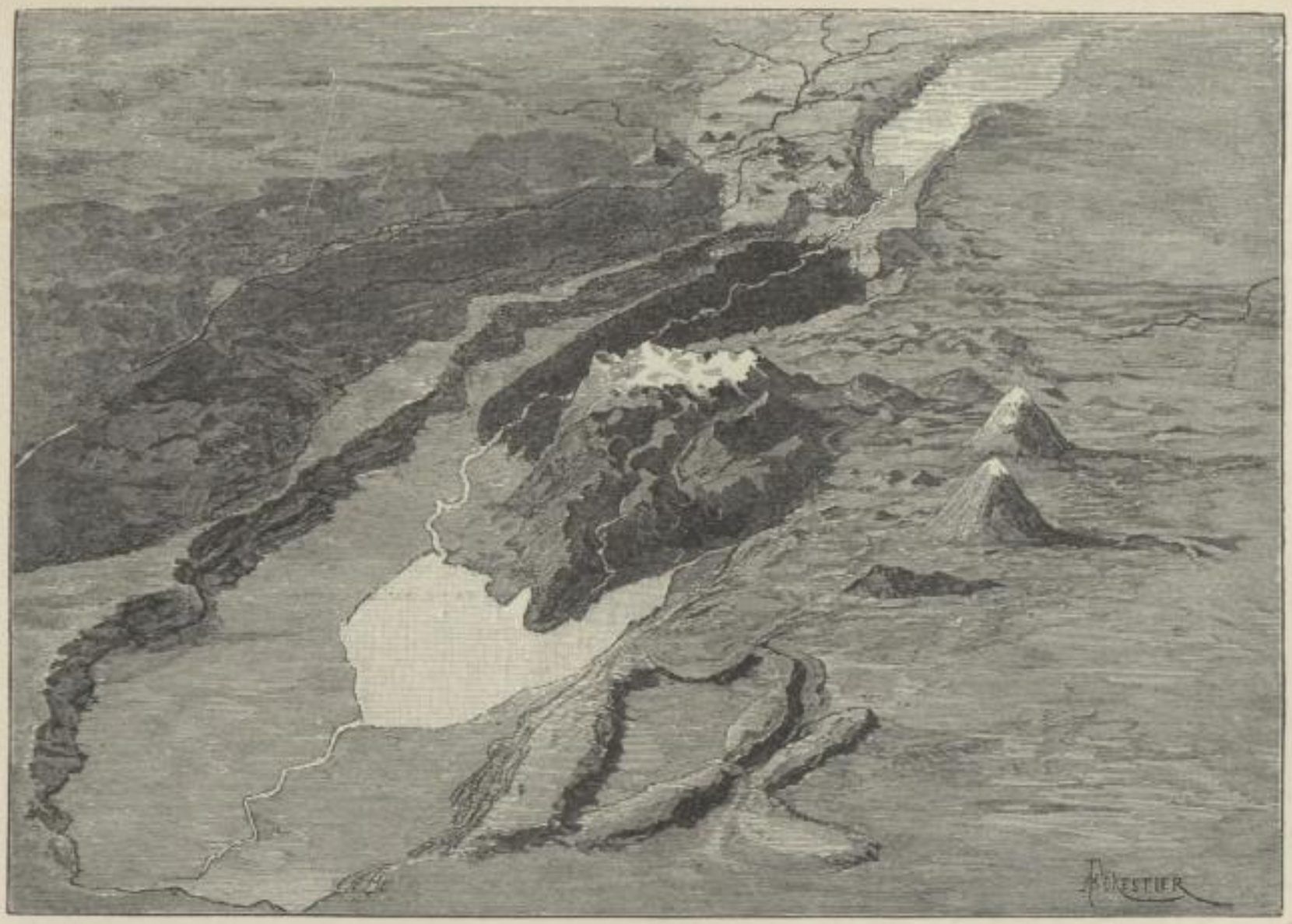
Dreizehntes Kapitel.

Am Ruwenzori.

Die Seenfurche. — Stanleys Krankheit. — Im Lager bei Masamboni. — Rehan, der Verräter. — Stanleys Rückfall. — Die verräterischen Briefe. — Das Schicksal Selim Beys. — Masambonis Abschied. — Ins unbekannte Land. — Blick auf den Ruwenzori. — Angriff der Warasura. — Von Mboga hinab. — Tukabi. — Übergang über den Semliki. — Der Ruwenzori. — Im Semliki-Thal. — Im Awamba-Walde. — „Wir sind Kilonga-Longas Leute!" — Der Avirika. — Emin und Stairs besteigen den Ruwenzori. — Stairs' Bericht.

Den gewaltigen Hochrücken des inneren Afrika begrenzt an seiner westlichen Seite eine ungeheure Furche, welche vom Südende des Tanganjika-Sees bis zum Nordende des Albert-Njansa durch mehr als 11 Breitengrade sich erstreckt. Tief eingebettet in sie liegen beide Seen und zwischen beiden der Muta-Nsige (von Usongora), welchem Stanley den Namen des Albert Eduard-Sees gegeben hat; durch den Semliki fließt er in den nördlicher und niedriger gelegenen Albert-Njansa ab. Steil fallen die Weststränder zu der Seenfurche ab, steiler steigen aus ihr die Ostränder wieder empor, aus welchen die Riesengestalt des Ruwenzori hervortritt und, gegen das Nordufer des Albert Eduard-Sees sich vorschiebend, diesem seine zweigipflige Gestaltung aufzwingt.

Erst die scharfgeschnittene Kante des Westrandes bildet zwischen Nil und Kongo die Wasserscheide: nur die raschen Bäche, welche von dem jähen Abhange zum Semliki hinabstürzen, fließen dem Nil zu, während die zahlreichen Flüsse und Bäche, welche an der flachen Außenseite dieser Kante sich bilden, dem Ituri und den südlicheren Kongozuflüssen sich zuwenden. Denn sanft dacht von hier westwärts die Hochfläche sich ab.



Albert-Eduard-See, Ruwenzori und Albert-See aus der Vogelschau. S. 242.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Unabsehbar weit bis zu der einsamen Höhe des Pisgah trägt daher der Blick von Kavallis Dorf. Die weidend umherziehenden Herden der Wahuma halten das Gras kurz; und aus dem grünen Rasenteppich erheben sich in Gruppen hier und da Ameisenhügel von einigen Metern Höhe. Von ihnen aus beaufsichtigen die Hirten die weidenden Herden, und in der Nähe des Dorfes sitzen auf ihnen die Dorfältesten und schauen der Karawane nach, die wie eine ungeheure Schlange durch das leise wogende Gras in der Ferne dahinzieht. Nach Süden und Südwesten zu erhebt sich eine mit Gras bewachsene Hügelkette, welche ununterbrochen bis gegen den Steilrand sich hindehnt, der zu dem Njansa in der Tiefe abfällt. Über den westlichen Teil dieser Kette und das umliegende Gelände herrscht Masamboni: sein Land ist das Ziel, welchem die Karawane, allgemach in eine mehr westliche Richtung abbiegend, zunächst zustrebt. Zu ihm ist schon vor mehreren Tagen Stairs mit seiner Compagnie vorausmarschiert, um für die nachfolgende Karawane ein Lager zu bauen und Vorräte bereit zu halten. So konnte denn hier die Karawane, am dritten Marschtage eintreffend, behaglich zu einer kurzen Rast sich einrichten.

Allein Wochen vergehen, und noch immer finden wir die Karawane in ihrem Lager bei Masamboni!

Stanley selbst war die Ursache. Jetzt, wo mit dem Antreten des Abmarsches, den er erstrebt, die Erregung naturgemäß nachließ, welche ihn in Spannung erhalten, versagte die Spannkraft des eisernen Körpers. Eine heftige Magenentzündung befiel ihn; nur durch Morphium vermochte er die heftigen Schmerzen, welche ihn quälten, zu überwinden; Milch und Wasser war die einzige Nahrung, die er zu sich nehmen konnte. Fieberphantasien umgaukelten ihn; er sah sich im Kampfe mit Kabba-Regas Wanjoro: bald stürmte er ein verpalissadiertes Dorf, jeden Schuß mit zwei tödlichen Kugeln erwidernd, bald setzte er über breite Flüsse, die Feinde aus einem Hinterhalte aufjagend, bald baute er Seriben, Dornverhaue, zum Schutze des Lagers, unablässig Männer und Weiber zur Eile antreibend. Zuzeiten aber stieg das Fieber so hoch, daß niemand die wirren Reden, die er unablässig führte, zu verstehen vermochte.

Natürlich kehrten jetzt, sich selbst überlassen und dem Müßiggange anheimgegeben, die Ägypter zu ihren früheren Zettelungen und Umtrieben zurück; nichtswürdige Pläne wurden geschmiedet,

meuterische Versammlungen gehalten: denn Stanley, den sie allein fürchteten, lag jetzt, ein todkranker Mann, in seinem Zelte. Täglich stieg die Zahl der Deserteure, welche aus dem Lager nach dem Albert-See zurückkehrten; bald zählte man gegen 80; und Gerüchte gingen um, daß die Rebellen vom See her im Anmarsche wären, um der ganzen Expedition den Garaus zu machen. Zugleich wurden die Leute im Lager durch die dreiste Behauptung aufgeregt, daß, wenn sie weiterzögen, bald Gras ihre einzige Nahrung sein würde, sodaß die Geängstigten in der Rückkehr nach dem See ihre einzige Rettung sahen. Auch Gewehrdiebstähle kamen wieder vor.

Niemand war in all diesen nichtswürdigen Dingen eifriger, als Rehan, ein Sudanese. Emin, der ihn schätzte, hatte ein aufmerksames Auge auf den viel geschäftigen Mann; endlich, obgleich stets die Güte und Nachsicht selbst, ließ er ihn verhaften und stellte ihn vor ein Gericht. Das Urteil lautete auf Erschießen. Emin ließ daher Stanley um einen Zug Sansibariten bitten, das Urteil zu vollstrecken. Allein Stanley, noch außer stande zu sprechen, flüsterte Stairs, der die Sache ihm vortrug, leise zu: „Sansibariten dürfen nicht hingeschickt werden; der Pascha mag den Schuldigen durch seine eigenen Leute erschießen lassen.“ Den dadurch entstehenden Aufschub benutzte Rehan verschlagenerweise, um mit 22 Männern und Weibern, die er aufgeredet hatte, unter Mitnahme einiger Gewehre der Expedition nach dem Njansa zu entfliehen. Konnte Stanley eine solche Desertion im Großen ruhig geschehen lassen? Er sandte Stairs mit 40 Mann den Flüchtigen nach. „Im Lager am Njansa“, sagte er, „werden Sie die Leute finden: aber seien Sie sehr behutsam; nehmen Sie sie plötzlich gefangen und bringen Sie sie zurück.“

Die Verhaftung gelang vollständig: nochmals wurde Rehan vor das Kriegsgericht der Offiziere gestellt, welches ihn für ein jedes der ihm zur Last gelegten Verbrechen des Todes schuldig fand. Stanley, obgleich noch schwer krank, ließ sich aus seinem Bette auf den Lagerplatz tragen, auf welchem die ganze Expedition angetreten war, um der Hinrichtung des Verbrechers beizuwohnen. Mit Mühe richtete Stanley sich auf; war doch Rehan einer der Soldaten gewesen, die Emin Pascha einst als Leibgarde ihm mitgegeben hatte.

„Rehan“, redete er den alten Marschgefährten an, „wir stehen beide vor Gott; aber es ist im Buche des Schicksals geschrieben, daß du mir voran ins Grab gehen sollst. Du bist ein böser Mensch

und nicht würdig, die Luft unter andern Menschen zu atmen. Ich fand dich als Sklaven des Auasch Effendi und habe dich frei und allen übrigen Soldaten hier gleichgemacht. Ich erinnere mich, daß, als wir im Walde waren und unsere Freunde täglich vor Schwäche und Hunger starben, ich dich gefragt habe, ob du die Munition für deinen Pascha tragen helfen wolltest, und du hast dich gegen Lohn freiwillig dazu bereit erklärt. Als die Leute ihre Kraft wiedergewonnen hatten, haben wir dir die Last wieder abgenommen. Als du krank warst, habe ich nach dir gesehen und dir gegeben, was dich wiederherstellte. Du weißt, was für Leiden wir alle ertragen haben, während wir Munition für dich und deine Freunde beförderten. Als unser Werk beendet war, wurde dein Herz schwarz und du hast täglich gesucht uns zu schaden. Du hast uns der Mittel zur Heimkehr berauben wollen; du hast in der Böswilligkeit deines Herzens dein möglichstes gethan, um uns unrecht zu thun; du hast uns verleumdet; du bist in die Häuser der Ägypter eingedrungen und hast ihre Frauen gestohlen; du hast unsere eingebornen Freunde gemordet, welche uns unentgeltlich während der letzten drei Monate Lebensmittel gegeben haben: für das alles verdienst du den Tod; eine Anzahl Männer, welche früher deine Freunde gewesen sind, haben in geduldiger und gerechter Weise deinen Fall untersucht und sie antworten mir einstimmig, daß du sterben sollst.

„Nun will ich dir noch eine Möglichkeit zum Leben offen lassen. Schau um dich und sieh diese Leute, mit denen du gegessen und getrunken hast. Wenn einer unter ihnen ist, der für dich bittet, dann sei das Leben dir geschenkt.

„Nun sagt ihr, Sudanesen und Wangwana: soll Rehan leben oder sterben?“

„Sterben!“ antworteten alle dumpf.

„Dann Jallah rabuna! Gehe zu Gott!“ sagte Stanley und gab das Zeichen.

Die Sudanesen, die Genossen des Marsches im Urwalde, traten rasch vor und ergriffen ihn, die Sansibariten legten ihm die über einen starken Ast herablaufende Schlinge um den Hals: ein paar hundert Hände zogen den Todesstrang an, und Rehan hing, ein stiller Mann, hoch an dem Baume.

Schon befand sich Stanley ein wenig in der Besserung; aber die Aufregung, welche alle diese Vorgänge bewirkten, zog ihm in der nächsten Nacht einen Rückfall zu, der ihn an den Rand des

Grabes brachte. Auch Jephson lag am Fieber fast hoffnungslos danieder. Parke, obwohl selbst krank, pflegte beide mit Aufopferung. In der schwersten Zeit ließ er sich nachts wecken, um, auf einen seiner Leute gestützt, zu Jephson zu gehen und diesem stärkende Mittel zu bringen, und danach auch Stanleys wiedergekehrte Schmerzen durch seine Kunst zu lindern. Auch Emin Pascha war in der Pflege der beiden Schwerkranken unermüdlich und bot seine ganze ärztliche Kunst auf, um die Macht der Krankheit zu brechen. Endlich nach bangen Tagen war Stanley wieder so weit gekräftigt, daß er im Bette aufrecht zu sitzen vermochte; doch vergingen noch mehr als zwei Wochen, bevor er im stande war, allein, wenn auch nur einige Schritte zu gehen.

In diesen Tagen der sicher, wenngleich langsam fortschreitenden Genesung war es, daß Stanley von den Eingebornen zwei Pakete mit Briefen als aus Wadelai angekommen gebracht wurden. Die Briefe waren in arabischer Sprache geschrieben, sodaß Stanley, dieser Sprache nicht mächtig, sie an Emin sandte. Nach kurzer Frist kam nun dieser zu Stanley: ein Irrtum, meinte er, sei vorgekommen, denn das eine Paket enthalte zwar die Briefe aus Wadelai, das andere aber die aus dem Lager dorthin bestimmten. Heimlich waren diese abgesandt worden; denn niemand aus der Umgebung Stanleys wußte etwas davon, daß eine Post nach dem Njansa abgegangen sei. „Wir wollen doch sehen, Pascha", sagte Stanley, „was die Herren Ägypter von hier so heimlich an die Rebellen in Wadelai zu schreiben haben; es ist ja klar, daß wir uns mit ihnen im Kriegsstande befinden, und im Kriege ist eben, wie Sie wissen, alles erlaubt."

Da war gleich ein Schreiben von dem Hauptmann Ibrahim Effendi Elham, an Selim Bey gerichtet. „Hoffentlich", schrieb er, „werden Sie uns sofort nach Empfang dieses Schreibens 50 Soldaten schicken. Wir sind aufgebrochen und warten jetzt seit einigen Tagen hier. Ich bitte Sie im Namen Gottes mit der Absendung der Leute nicht zu zögern, weil wir, wenn wir sie zur Hülfe haben, den Marsch der Expedition in mancher Weise aufhalten können; wenn Sie aber selbst mit 200 Soldaten kämen, könnten wir alles erreichen, was Sie und ich wünschen. Unsere Freunde warten jeden Tag ängstlich auf Nachrichten von Ihnen. Die Notwendigkeit ist dringend."

„Das ist eine Entdeckung, Pascha!" rief Stanley erfreut aus.

„Sind Sie jetzt überzeugt, daß diese Leute unverbesserliche Verräter sind?“

„Nun, ich würde das von Ibrahim Effendi Elham nicht erwartet haben. Ich bin stets freundlich gegen ihn gewesen. Was Selim Bey anbelangt, so weiß ich nicht, was er wollen kann.“

Wirklich hatte Selim Bey all die Zeit über geschwankt, was er thun solle. Schukri Aga, der Kommandant von Msua, war schon vor Wochen im Lager eingetroffen: mit 20 Soldaten war er von Msua abmarschiert, aber einer nach dem andern war ihm unterwegs desertiert; nur den Trompeter und den Fahnenträger brachte er nach Undussuma mit. Jetzt endlich sandte auch Selim Bey Boten an Stanley mit der Bitte, auf ihn zu warten. Jetzt hatte er sich entschieden; freilich war es in Wadelai ihm übel genug ergangen. Anstatt sofort nach seiner Rückkehr von Kavalli, wie er es Stanley versprochen, seine Leute nach Njamsassi zu befördern, hatte er die beiden ihm zur Verfügung stehenden Dampfer dazu verwendet, die Garnisonen von Dufilé und den nördlicheren Stationen mit ihren Familien in Wadelai zu sammeln. Dadurch hatte er, ohne es zu bemerken, die Macht Fadl el Mulla Beys, seines heimlichen Gegners, verstärkt, sodaß dieser sich erdreistete, nachts die Magazine in Wadelai zu überfallen und mit den sämtlichen Munitionsvorräten nach dem Lande der Makraká abzuziehen. Nicht mehr als 30 bis 40 Patronen auf den Kopf waren infolgedessen den Soldaten Selims geblieben, sodaß er völlig unfähig war einem Angriffe, sei es der Derwische, sei es Kabba-Regas von Unjoro zu widerstehen. Sein Schicksal bitter verfluchend, hatte er daher um seiner eigenen Sicherheit willen sich nach Msua begeben, von wo er die Boten an Stanley entsandte.

Unwillig fragte dieser die Boten nach dem Grunde der ewigen Zögerung.

„Selim Bey“, meinten sie, „hat zu viele Ratgeber, und die ägyptischen Beamten verwirren uns mit all ihren Lügen.“

Zu warten zwar lehnte Stanley ab, aber er versprach nur langsam vorwärts zu ziehen: doch hat Selim Bey nie wieder etwas von sich hören lassen.

Mit ganz kleinen Tagemärschen wurde daher am 8. Mai der Weitermarsch angetreten; denn auch Stanley, der, außer stande zu gehen, an der Spitze der Kolonne in einer Hängematte getragen wurde, war größeren Anstrengungen noch nicht gewachsen.

An der Westseite der Höhen von Undussuma führte der wohlbegangene Pfad südwärts nach dem nahen Bundegunda, das von Bananen- und Paradiesfeigenpflanzungen und üppig gedeihenden Mais- und Bohnenfeldern umgeben war. Eine Stunde darüber hinaus lag das Dorf Burjambiri, in welchem das erste Nachtquartier genommen wurde. Bis hierher gab Masamboni persönlich mit 300 seiner Leute der Karawane das Geleit; er veranlaßte auch die Bewohner von Burjambiri, ihre Hütten für die Nacht der Karawane als bequeme Herberge zu überlassen. Dann verabschiedete er sich am nächsten Morgen, für seine stets hülfreiche Gastfreundschaft von Stanley mit 40 Rindern und 16 starken Elefantenzähnen beschenkt. Die Flinten knallten zum Abschiede, und mit freundlichen Gedanken sah Stanley der hohen Gestalt des davonschreitenden Häuptlings nach, der ehrlich, was er als „Bruder" versprochen, der Expedition gehalten hatte.

In ein völlig unbekanntes Land, das noch nie eines weißen Mannes Fuß betreten, ging es jetzt hinein. Aber wie freundlich stellte das Gelände sich dar! Dicht reihten sich an der schmalen Landstraße Felder mit Bohnen, süßen Kartoffeln, Yams und Zuckerrohr, kleine Dörfer mit kegelförmigen Dächern, in Bananenhaine eingebettet; dann stieg der Pfad zu klaren, durchsichtigen Wasserläufen hinab, wand sich durch reiche Weideebenen und führte an sanft abfallenden Rücken abwärts. Zur Rechten stand, etwa 8 km entfernt, der Urwald, schwarz und schweigend; zur Linken ragten mit wechselnden Gehängen Berghöhen empor: da steigt geradeaus nach Süden, wie der Morgennebel sinkt, in feierlichen Linien eine gewaltige Gebirgskette auf, und über diese erhebt aus einem Wolken- und Dunstmantel der Ruwenzori sein Haupt. Scharf setzen gegen den graublauen Himmel die starrenden Grate sich ab, und in strahlendem Weiß erglänzen die schneebedeckten Spitzen.

Immer deutlicher enthüllte, je klarer die Luft wurde, der gewaltige Berg seine Riesengestalt. Fern im Westen stieg wie mit ungeheuern Schultern ein Doppelpic auf, und von dem eingesunkenen Kamme unterhalb der östlichen der beiden Spitzen hoben sich scharf die alles überragenden Höhen des eigentlichen Ruwenzori ab, eine Vereinigung uralter Berghäupter im weißen strahlenden Gewande, während sich weit nach Osten wie ein großes Rückgrat eine zerklüftete Kette mit Spitzen und Sätteln, vereinzelten Gipfeln und Thälern ausdehnte, bis sie hinter den fernsten Ausläufern der

Der Ruwenzori, von Kavalli aus gesehen. S. 248.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Berge, an denen die Karawane entlang zog, aus Sicht verschwand. Westlich von dem Doppelpic fiel der Ruwenzori entweder plötzlich in eine Ebene hinab oder wandte sich nach Südsüdwesten; was man sah, war entweder die Ecke einer Gebirgsmasse oder das westliche Ende des Gebirges. Die Führer, welche die Expedition begleiteten, zeigten mit den Speeren nach unbestimmter Richtung und riefen „Ukondju“ und (mit den Speerspitzen einen kleinen Hieb durch die Luft machend) „Usongora“, was bedeuten sollte, daß das, was man sah, Ukondju und dahinter, noch unsichtbar, Usongora sei.

Weiterhin wurde das Thal zwischen Wald und Bergen, in welchem die Karawane dahin zog, immer enger, um in morastige Niederungen voller Rispengras und rohrbestandene Sümpfe zu führen. Der Pfad zog sich infolgedessen etwas höher an den Berghängen empor, und führte so zu der grasbewachsenen Hochfläche von Uhobo, welche etwa 1500 m über dem Meeresspiegel liegt.

Mit Uhobo begann das Reich Kabba-Regas von Unjoro: bald sollte die Expedition nun erfahren, daß sie in Feindesland sich befände. Denn der streitbare König hatte seine ganze Macht an Warasura aufgeboten, um der Karawane den Weg zu verlegen.

Eben waren die Mannschaften beschäftigt, in Uhobo das Lager aufzuschlagen; die Sudanesen badeten nach dem Marsche in einem Flüßchen wenig südlicher: als sie in geordneten Reihen mit zwei Fahnen eine Abteilung Warasura herannarschieren sahen, um das Lager zu überfallen. Sofort ergriffen die Sudanesen, rasch sich ankleidend, ihre Gewehre und eröffneten das Feuer auf die Feinde. Schleunig sandte nun Stanley zwei Compagnien seiner Sansibariten den Seinen zu Hülfe, bei deren Herannahen die Warasura eiligst die Flucht ergriffen, von den Sansibariten noch 5 km weit verfolgt.

Ein mäßiger Tagemarsch führte von Uhobo südwärts nach Mboga. Damit hatte die Expedition den Rand der 20—40 km breiten Seenfurche erreicht. In wallenden Massen erfüllte der Nebel das breite Thal, sodaß man meinen konnte, auf einen See hinabzublicken. Nur wenn ein vom Albert-Njansa heraufwehender Windstoß die Nebelmassen zurücktrieb, sah man in der Tiefe eine Ebene, bedeckt mit dürrem, hellbraunem Grase und spärlichem Akazien-gebüsche, ganz ähnlich derjenigen, welche das Südende des Albert-Njansa umspannte. Es konnte wohl auch keinem Zweifel unterliegen, daß noch vor nicht gar langer Zeit der Njansa bis hier herauf gereicht hatte.

Nun ging es hinab in das Nebelmeer. Mboga liegt 1514 m über dem Meere, Kirjama, wo das nächste Nachtquartier war, nur 884 m: so steil war der Abstieg. Aber in dem nicht mehr als 45 cm hohen Grase des Thalbodens ging es gut vorwärts: nach drei Stunden schon war der Semliki erreicht. Ein kleiner Wahuma-Junge ging hier an Stanley vorüber, rasch im Vorbeigehen mit einem Stück Zeug sich das Gesicht verhüllend. Der etwa elfjährige Knabe wollte nicht erkannt werden: Stanley indes rief ihn an und erkannte ihn auf der Stelle wieder. Tukabi hatte in Kavalli mit einem Sansibariten Freundschaft geschlossen und sich deshalb aus der Hütte seines Vaters geflüchtet. Er war diesem auf Stanleys Anordnung wieder zugeführt worden: jetzt tauchte er hier wieder auf.

„Tukabi, warum bist du deinem Vater wieder davongelaufen", fragte ihn Stanley, „um dich Fremden anzuschließen, die doch leicht einmal unfreundlich gegen dich sein können?"

„Weil ich meinen Freund dem Vater vorziehe", antwortete der kleine Bursche, mit seinen klugen Augen zuversichtlich die „weiße Mütze" anschauend.

„Prügelt er dich?"

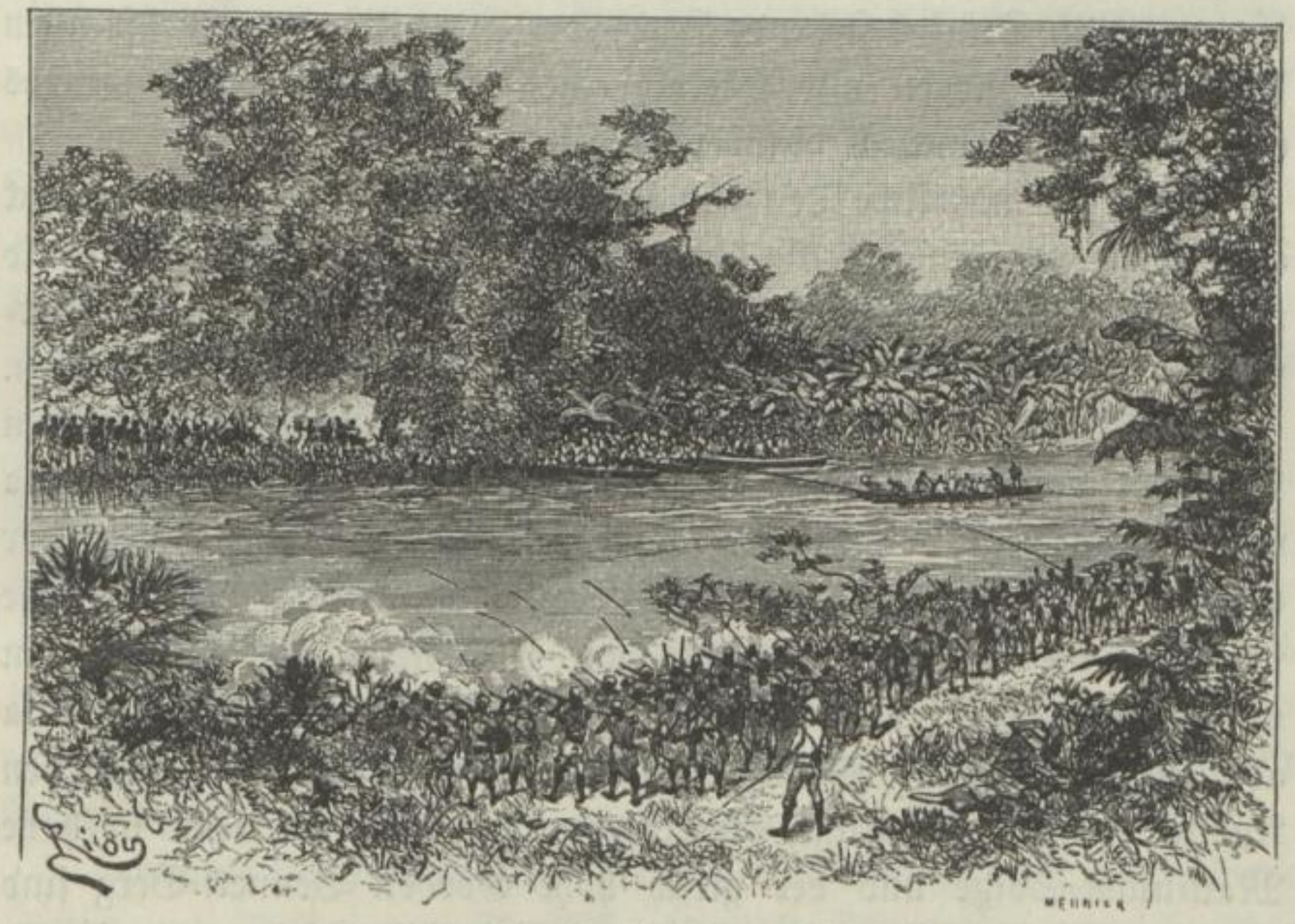
„Nein, aber ich möchte den Ort sehen, wo eure Gewehre herkommen und wo man eure Donnermedizin macht."

Konnte er da dem kecken Bürschchen zürnen?

Der Semliki war an der Stelle, wo die Karawane gerade südwärts von Kirjama ihn erreichte, ein stattlicher Strom von 55 m Breite, der mit rascher Strömung dahin eilte. Denn auf seinem Wege von dem etwa 1000 m über dem Meere liegenden Albert Eduard-Njansa bis zum Albert-See hatte er 300 m Gefälle, die er nur durch mannigfache Stürze und Schnellen zu überwinden vermochte. Seine 3—6 m hohen, steilen Ufer unterspülte er fortwährend; denn der sandige Erdboden und das Kieselgeröll, welches seine Ufer bildete, vermochten der starken Strömung des in Schlangenlinien dahinfließenden Flusses keinen Widerstand zu bieten. Beständig stürzten in breiten Streifen die unterwaschenen Ufer in das Wasser hinab und gaben ihm eine weißlichbraune Färbung.

Die Awamba, die Bewohner des Flußthales, hatten ihre Hütten verlassen und sich, wie es schien, in den dichten Wald geflüchtet, welcher das rechte Ufer des Semliki bedeckte. Nirgends war für die Karawane ein Kanoe zu finden. Da meldete der allzeit bewährte Uledi, er habe eins entdeckt: aber es lag am jenseitigen Ufer! Wie

war es zu erlangen? Stanley ließ in dem Ufergebüsch die Scharfschützen unter Deckung bis hart an den Rand des Wassers vortreten und mit einigen Salven das gegenüber liegende Ufer säubern, während zugleich Uledi und der Sergeant „Drei Uhr" beherzt über den Fluß schwammen. Schnell waren sie drüben, schnitten das Kanoe los und ruderten es mit aller Kraft über den Fluß hinüber. Aber da sprangen auch schon die Feinde, die sich in dem Ufergestrüpp nur zu Boden geworfen hatten, wieder auf und schossen mit Bogen und Flinten auf das rasch davon treibende Kanoe. Saat Tato erhielt einen Pfeil in die Schulter; indes wenn ihm auch das Blut



Angriff der Warasura bei der Semliki-Fähre.

über den Rücken herabrieselte, er ließ nicht nach, bis das Boot geborgen war. Natürlich erhielten die Wackeren beide eine reiche Belohnung.

Nunmehr wagte unter dem Feuer der Feinde Bonny mit 5 Sudanesen — mehr trug das Kanoe nicht — den Übergang und setzte an dem feindlichen Ufer geschickt sich fest. Bis Sonnenuntergang hatte das Boot 50 Gewehrträger hinübergeschafft, sodaß jetzt der Übergang über den Strom als gesichert angesehen werden konnte. Noch zwei weitere Kanoes wurden am folgenden Tage gefunden, und hin und her fuhren die Boote, um die Karawane hinüberzu-

setzen. Da schlichen sich etwa 50 Warasura hinter dem Rücken von Nelson und Parke, die den Übergang leiteten, bis an den Fluß heran und gaben plötzlich eine Salve auf die Boote auf dem Wasser ab. Die Bleikugeln und eisernen Schrotkörner flogen den Leuten in den Kanoes um die Köpfe, glücklicherweise ohne jemand zu verletzen. Augenblicklich stürmte Nelson herbei und verfolgte die überkühnen Schützen bis tief in den bergenden Wald hinein.

Am Abend waren denn glücklich 669 Personen über den Semliki gesetzt, und am Nachmittage des nächsten Tages befand sich die gesamte Expedition — 1168 Männer, Weiber und Kinder mit 610 Traglasten — auf dem südlichen Ufer des Stromes. Auch die aus 235 Stück bestehende Herde der Expedition war nebst allen Schafen und Ziegen mit Verlust eines einzigen Kalbes, welches ertrunken war, glücklich hinübergeschafft.

Nur der nördliche Teil des Semliki-Thales macht den Eindruck einer mageren Ebene; völlig indes ändert sich dieser Eindruck, sobald man nur etwas weiter aufwärts gelangt. Denn nunmehr übernimmt es der Ruwenzori, den Charakter des Thales zu bestimmen.

Auf etwa 145 km nimmt der gewaltige Berg den östlichen Thalrand ein; wie eine Bastion tritt er vor, sodaß das Hochland von Unjoro dem von Westen Nahenden nur wie das Glacis der Gebirgsmasse erscheint. Steil, fast unzugänglich stellt die Westseite sich dar; die Südseite sieht aus wie eine Reihe von Querriegeln und Rücken, die hinter einander nach dem Albert Eduard-Njansa abfallen, während die östliche Seite einen zerklüfteten und zerrissenen Anblick bietet. Gewaltige Einzelberge, wie die etwa 4600 m hohe Mackinnon-Spitze und der gleich hohe Gordon Bennett-Berg sind ihr vorgelagert.

Der Ruwenzori ist ein alter Vulkan; furchtbare Ausbrüche haben allmählich die ganze ungeheure Bergmasse aufgeschüttet; und gewiß ist im Zusammenhange damit auch der gewaltige Einbruch der langen Seenfurche, zumal des Semliki-Thales entstanden: der Einsturz des Albert Eduard-Sees ist die Ausgleichung der Ruwenzori-Erhebung. Mit der Zeit indes mußte die vulkanische Kraft des Hauptkraters ermatten; der Auswurfsschlot verstopfte sich, und die vulkanischen Kräfte suchten sich neue Auswege. Sie durchbrachen die Wandung der Westseite, die infolge ihrer steilen Aufschüttung dünner als die übrigen war, und schufen sich hier Nebenkrater in großer Zahl, deren flachkegelige Aufschüttungen noch deutlich zu er-

kennen sind; auch Mackinnon und Gordon Bennett schienen nichts anderes als solche weiter abgerückte Nebenkrater zu sein. Schließlich indes erlosch der ganze Feuerherd.

Was das Feuer aufgebaut, begann nunmehr die Atmosphäre wieder langsam abzutragen. Tiefe Runsen wurden in die Bergwände eingerissen, Kraterränder stürzten in sich zusammen, und mit dem tiefgefurchten Antlitze eines Greises schaut jetzt der „Wolkenkönig“ aus seiner Höhe herab, nur noch die Ruinen eines Berges, dem Kimawensi in der Kilima Ndscharo-Gruppe auf das nächste vergleichbar. Stanley schätzte die Erhebung seiner höchsten Spitzen auf 5200 bis 5650 m; aber mehr und mehr wird sie im Laufe der Zeiten abnehmen, denn unablässig schreitet die Zerbröckelung vorwärts.

Jahraus jahrein deckt eine Schneehaube das Haupt des Ruwenzori und seine Schultern. Der Scheitel der Gipfelreihe ist in schmale, sattelförmige Grate zerklüftet, sodaß auf ihnen nur wenig Schnee zu haften vermag; aber etwa 100 m tiefer wird die Fläche ebener; hier vermag der Schnee schon zu ausgedehnteren Feldern sich anzusammeln, und noch tiefer hinab liegt er da und dort in breiten Flächen, zwischen denen kahle, braune Felswände aufragen.

Wind, Frost und Feuchtigkeit arbeiten zusammen an der Zerbröckelung; fort und fort stürzen große Massen verwitterten Gesteins herab; die Schneefelder schieben sich langsam abwärts, bis sie schmelzen und die Felsbrocken durch die Schluchten hinabdonnern. Manchmal kommen auch ganze Erdrutsche vor, durch welche große Strecken Wald und Busch hinabgeschleudert werden, die sogar zeitweis die Flüsse in ihrem Laufe hemmen.

Zahllose Bäche und Flüsse rinnen aus dem Gebirge nach Nordwesten und Westen zum Semliki. Üppigste Vegetation umgiebt hier den Fuß der Berge; ja wie ein Treibhaus erscheint dieser mittlere Teil des Semliki-Thales. Die Eingebornen haben daher hier in einer Menge kleiner Stämme sich angesiedelt, den Wald stellenweis ausgerodet und in den Lichtungen ihre Pflanzungen von Bananen und Paradiesfeigen angelegt. Fast alle Kilometer weit trifft man schwer mit Früchten beladene Bananenhaine und die Feigen erreichen bei 20—30 cm Länge die Dicke eines Unterarms. Denn bei seiner Höhe und Ausdehnung läßt der Ruwenzori hier aus keiner Richtung einen Wind in das Thal eindringen, um die Hitze zu kühlen und die Luft aufzuklären. Der große Berg fängt jede Brise von Ost bis herum nach Süd auf und verhindert, daß die ewigen Aus-

dünstungen des Thales fortgeführt werden, verdichtet sie vielmehr, wenn sie die höhern kalten Luftschichten erreichen, und verteilt sie wieder in reichlichen Regenschauern. Von Nord bis West verhindert die nördliche Gebirgskette den freien Durchzug der Winde und trägt dazu bei, die für das Wachstum der Vegetation erforderliche gleichmäßige Hitze im Thale zu erhalten. Zu einem natürlichen Treibhaus wird somit das unter seinen warmen Ausdünstungen vergrabene Semliki-Thal, sodaß die Vegetation, die jedes günstige Element für Wachstum und Ernährung findet, in wunderbarer Üppigkeit gedeiht. Wo der Humus tief liegt, findet man hohen stattlichen Wald mit undurchdringlichem Unterholz von jungen Bäumen, die durch unzählige Schlinggewächse und kräftige Schmarotzerpflanzen miteinander verbunden und oft vollständig von ihnen bedeckt sind; wo die Humusschicht, wie am Fuß der Gebirgskette, dünner ist, gedeiht üppiges, dichtes, undurchdringliches Rispengras von 3 bis $4^1/_2$ m Höhe. Jeder Baumstamm ist mit weichem, grünem Moos bekleidet, von dem der Tau herabtropft, und jeder Baumfarn und horizontale Ast hat seine Orchideen oder Pflanzen mit breiten, elefantenohrförmigen Blättern. Jeder Felsen ist mit Baumflechten bedeckt, und selbst die kleinste Vertiefung in demselben ist mit einer Menge tropischer Pflanzen gefüllt, die jeden Fleck des Bodens einnehmen und überall wachsen; kurz mit Ausnahme der senkrecht aufsteigenden Seiten erst kürzlich abwärtsgewanderter Felsstücke gedeiht das Pflanzentum in jeder Art von Farbe und Form. Zumal erstaunt man über den ungeheuern Umfang der wilden Bananenbäume, von denen einige etwa 60 cm über dem Erdboden einen Durchmesser von mehr als 45 cm haben; die Wedel sammeln sich am Kopfe des Stammes wie zu einem künstlichen Bouquet, breiten sich dann aber 3 m lang und 60 cm breit aus, bilden anmutige Bogen und gewähren sehr erfrischenden Schatten; die Blätter liegen kreisförmig um die Blüten, die wie große Rosetten mit herabhängenden Quasten aussehen. Die Baumfarne, welche die Höhe von 9 m über dem Erdboden erreichen, treten in einer Reihe von schmalen Hainen längs der feuchten Vertiefungen und an den Ufern der kleinen Flüsse auf, während in der Nachbarschaft eine Unmasse von kleinen Farnen der mannigfaltigsten Art wächst. Hier sind die Bäume wirkliche Riesen, auf ihren Ästen wachsen zahllose Orchideen, die horizontalliegenden Zweige sind mit großen Baumflechten bedeckt und jeder Baum mit von Tau perlendem, weichem, grünem Moose bekleidet.

Wie eine schwarze, feierliche Masse, deren Gipfel bis in den wolkenlosen, grauen Himmel hineinzureichen scheinen, liegt beim Morgengrauen der Ruwenzori über dem Thale. Indes sobald der rasch herankommende Tag im Osten das Grau in Gold verwandelt, werden oben schwache, weiße Wolkenbänke sichtbar, während gleichzeitig an dem Fuße des Gebirges entlang eine sich stetig erhebende lange Linie vliesartigen Nebels erscheint. Im nächsten Augenblicke wird dieser von den offenen Thälern und Spalten in den Abhängen angezogen, wo er durch den nach oben führenden Zug in rollenden Massen am Gehänge der gewundenen Felsmauern entlang aufwärts steigt und beständig an Dichtigkeit und Zusammenhang gewinnt, obwohl die Massen jeden Augenblick ihre Form verändern. Nach rechts und links schweben abgetrennte Teile, welche die vereinzelten zerstreuten Nebel anziehen, die einer nach dem andern aus den tiefen Abgründen der Spalten emporsteigen. Dann treten sie, zu einer langen schwankenden Linie vereinigt und die Schultern der Legionen von Spitzen einhüllend, aus jeder Öffnung des Abhanges hervor und gruppieren sich in geordneter Weise, als ob sie die Absicht hätten, sich hoch oben um die ungeheuere weiße Kette zu sammeln. Wenn der jetzt dichte, tiefe Nebel die Luftbewegung in der größern Höhe zu spüren beginnt, wird seine Bewegung rascher, er nimmt plötzlich neue Formen an, aus den obern Schluchten dringt eine Schar ruheloser, rollender, weißer Compagnien hervor und schließt sich der Hauptlinie an, deren Vorhut kühn aufwärts dringt.

Wenn die Sonne erst eine Viertelstunde über dem östlichen Horizonte steht, die in den Schneebergen auf den hohen Bergspitzen verborgenen Schönheiten zu enthüllen beginnt und die Umrisse und Kronen mit reichen Regenbogenfarben umspielt, dann hat der Nebel, der jetzt dick und breit ist, gleichsam unmerklich mit seinen zahlreichen kühnen Vorposten sich dem Schnee genähert, mit dem er in blendender Weiße wetteifert; im nächsten Augenblicke erhellt seine Front das klare Sonnenlicht, aber er besiegt dessen goldige Farbe und breitet sich im Triumph über den Schnee und die purpurnen Spitzen der Kette aus. Wenn aber Minute auf Minute dem Nebel neue Massen zuführt, das gärende Semliki-Thal mit unerschöpflicher Kraft eine Armee nach der andern emporsendet und diese eilig sich den obern Reihen anschließen, die bewegungslos an den Abhängen lagern und um jeden stolzen Gipfel hängen, dann verliert der Nebel seine Schönheit und sein glänzendes Kolorit und nimmt eine bleierne

Farbe an, bis er sich schließlich in solchen Mengen angesammelt hat, daß er schwarz und drohend wie eine Gewitterwolke erscheint. In dieser Form ruht er den ganzen Tag und oft bis tief in die Nacht hinein. Manchmal indessen wird etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang die Wolke fortgeweht, und es treten dann Pic hinter Pic, Grat hinter Grat, Schneefelder und Bergkuppen in voller Glorie ans Tageslicht, bis die Nacht wieder den Ruwenzori in ihren dunklen Mantel einhüllt.

Mühselig ging auf sumpfigem Pfade der Marsch vom Semliki nach Süden durch den dichten Wald. Durch flache Tümpel und schwarzen Schlamm schritt der lange Zug dahin; in den Baumwipfeln hing der Nebel, ein feuchter Dunst erfüllte den Wald und tropfte von allen Zweigen, und in der schwülen Luft rieselte den Dahinschreitenden aus allen Poren der Schweiß. Hinter blauschwarzen Wolken war der Ruwenzori völlig verschwunden; zwischen den Bäumen lag bleifarbenes Licht.

Tag für Tag ging es so weiter; Lebensmittel waren im Überfluß vorhanden, dennoch bemächtigte sich mit jedem Tage steigende Unlust der Gemüter. Zumeist gaben dieser die Ägypter sich hin. Beim ersten Anbruche des Tages eilten sie gewöhnlich, rasch zuschreitend, eine Stunde lang auf dem Pfade dahin; dann setzten sie sich nieder, zündeten Feuer an und begannen zu kochen, zu rauchen und zu schwatzen. Wenn dann die Nachhut herankam und sie vorwärts trieb, wurden sie unwirsch, machten den Offizieren lange Nasen und boten ihren Befehlen Trotz; und abends im Lager trugen sie dann Stanley endlose Beschwerden vor und wollten nicht begreifen, daß die Befehle lediglich in ihrem eigenen Interesse erlassen wären, um sie vor dem Verirren und den Überfällen der feindselig gesinnten Awamba zu bewahren. Am weitesten trieb es Hamdan, ein ägyptischer Soldat. Gegen alle Mahnungen taub, legte er sich an dem Pfade hin, um zu sterben: so völlig war er dieses Lebens überdrüssig. Man ließ ihn ruhig liegen. Indes so ein einsamer Tod war doch auch sein Geschmack nicht; als alles um ihn her still war, erhob er sich wieder und hatte am nächsten Tage auch die Karawane wieder eingeholt.

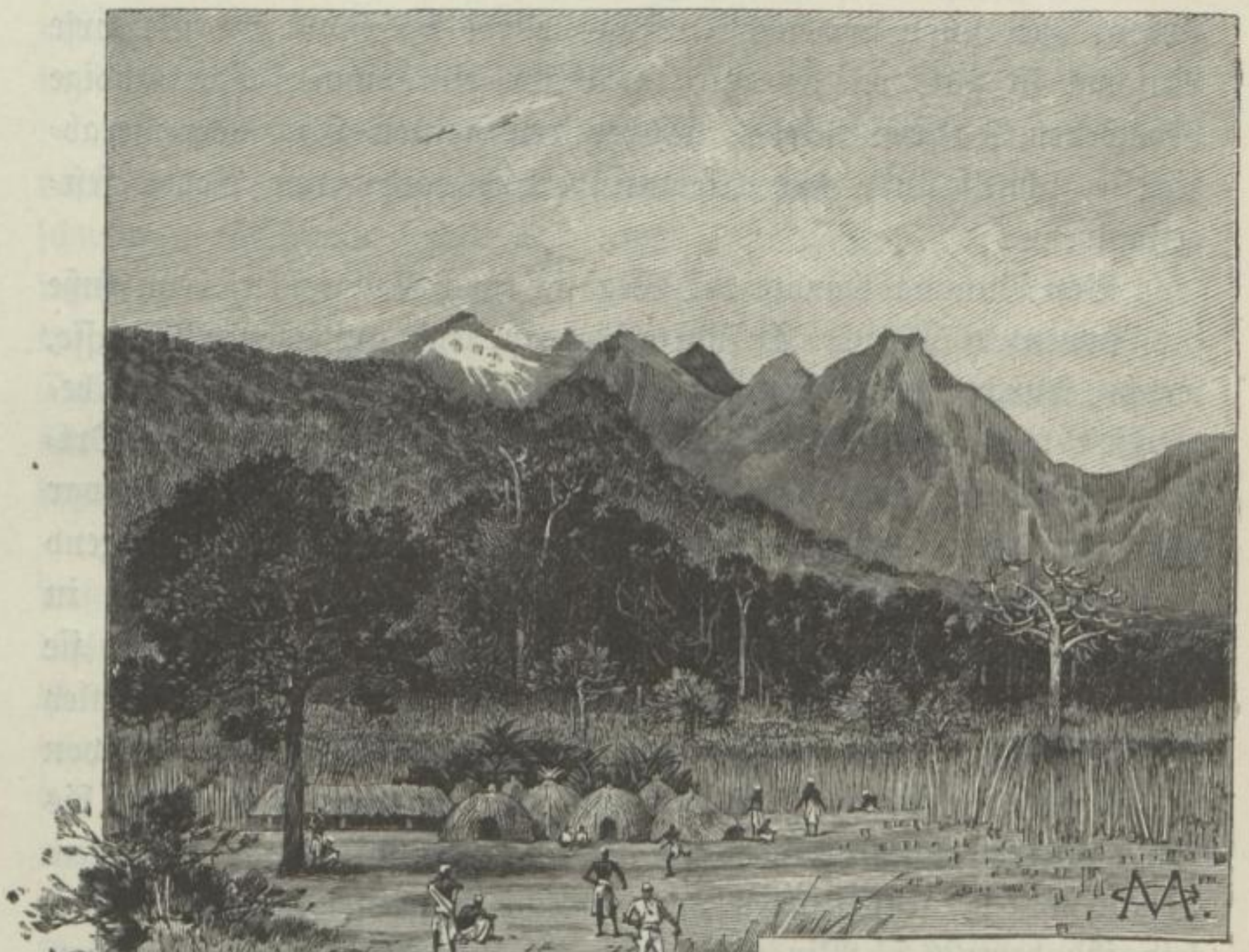
Endlich bei Ugarama trat die Expedition aus dem Walde der Awamba heraus. Von hier an trennte ein Landstreifen, mit üppigem, rohrartigem Grase von 4 m Höhe den tiefen, dunklen Wald von der unmittelbaren Nachbarschaft des Berges. Zwar hatte das Gras

die Höhe und Dicke des Bambusrohres, aber doch wurde der an dem Abhange sich mehr hinaufziehende Pfad immer besser. Freilich führte er hinter Ugarama über eine Reihe von Ausläufern und tiefen Schluchten, in welche man, oft 60 m tief, nur an den herabhängenden Schlinggewächsen hinabklettern und -gleiten konnte, um an der andern, ebenso steilen Seite sich wieder mühsam emporzuziehen; aber schon am nächsten Tage wurde der Pfad zu dem Dorfe Butama so gut, wie er nur in Afrika sein konnte. Der sandige Lehmboden sog den Regen, welcher den ganzen Tag über herabrieselte, schnell auf, und Elefantenherden hatten den Boden festgestampft.

Von Butama wandte der Weg sich nach Südwesten, dem Fuße des Ruwenzori folgend. Er führte über eine leicht ansteigende Terrasse, welche, durch einen Bergsturz entstanden, üppig mit Riedgras bewachsen war, nach dem Dorf Bukoko. Aber die ansehnliche Ortschaft war von ihren sämtlichen Bewohnern verlassen. Das war auffällig. Stanley sandte daher Patrouillen aus, um die Umgegend zu untersuchen. Bald trafen denn auch diese auf bewaffnete, in Baumwollengewänder gekleidete Leute, welche auf der Stelle auf sie Feuer gaben. Die Kundschafter Stanleys erwiderten es, und Stanley sandte ihnen, als er das Schießen hörte, sofort eine Compagnie von 70 Mann zu Hülfe. Jetzt entspann sich ein scharfes Gefecht, bis sich die Fremden mit dem Rufe: „Es ist aus mit uns!“ flüchteten. Stanleys Leute setzten ihnen nach, als sie angerufen wurden: „Wer seid ihr denn?“ „Wir sind Stanleys Leute!“ riefen sie hinüber, worauf die flüchtigen Gegner sofort das Feuer einstellten und näher kamen: „Und wir sind Kilonga-Longas Leute; wir hielten euch für Warasura.“ So wurde denn die alte, wenn auch nicht gerade erfreuliche Bekanntschaft erneuert. Die Manjema des Arabers kamen mit ihrem Anführer in das Lager Stanleys und erzählten, daß sie 50 Gewehr- und 100 Speerträger stark, von dem 20 Tagemärsche entfernten Ipoto aufgebrochen wären, um Elfenbein zu erbeuten, jedoch noch nicht mehr als einen kleinen Zahn gewonnen hätten. Gern hätte Stanley die gewissenlosen Freibeuter unschädlich gemacht: aber ließen die Umstände es zu? Er mußte ihre Entschuldigungen über das Mißverständnis annehmen und sogar Freundschaftsgeschenke mit ihnen austauschen.

Zwei Tage wurde in Bukoko gerastet, dann in südwestlicher Richtung über zahllose aus dem nahen Gebirge herabeilende Flüsse

hinweg nach Bakokoro marschiert, wo die Üppigkeit des Pflanzenwuchses vielleicht ihren Gipfel erreichte: 44 cm waren hier die Bananen lang, dabei dick wie ein kräftiger Arm. Prächtig bot sich am Abend der „Wolkenkönig", wie die Wakondju, die im Nordosten wohnen, den Berg nennen, oder der „Avirika", wie die Awamba



Ansicht des Ruwenzori von Bakokoro aus.

ihn hießen, den Blicken dar: selbst die Wangwana schauten in wortloser Bewunderung zu ihm empor.

Von Bakokoro ist nur ein kurzer Marsch nach Mtarega, wo der Ramilulu aus der steilen Gebirgskluft, die er in den Abhang des Berges sich hineingesägt hat, heraustritt. 1178 m hoch liegt das Dorf hart am Fuße des Ruwenzori, an dessen Abhängen von hier mehrere Pfade emporführen. Hier war der Ort, während die Expedition in den Bananenhainen, in den Yams-, Mais- und Zuckerrohrpflanzungen, welche das Dorf rings einfaßten, es sich

wohl sein ließ, den Aufstieg zu wagen. Seit man dem „Wolkenkönige“ nahe gekommen, hatte Emin Pascha täglich mit Begeisterung von einer Besteigung gesprochen: aber wer sollte ihn geleiten? Kapitän Nelson sah nachdenklich zu den wolkenhohen Gipfeln empor: „Ich danke!“ sagte er und wandte sich mit einer gewissen Feierlichkeit ab. Stairs indes war sofort bereit.

So brach denn Emin Pascha mit Stairs, von 40 Sansibariten begleitet, in der Morgenfrühe des 6. Juni von Mtarega zur Besteigung, wenn auch nicht Ersteigung des gewaltigen Bergriesen auf. Das Wetter ließ sich gut an; aus der Schlucht des Ramilulu wehte eine sanfte, kühle Brise. Wenig oberhalb des Lagers wurde der in seine Ufer tief eingebettete Fluß überschritten; dann wies ein Eingebornenpfad, der zu einigen Hütten auf den Vorbergen hinaufführte, den Weg. Hohes, hartes Gras faßte zu beiden Seiten den Pfad ein. So ging es die ersten 275 m ohne allzu große Beschwer hinauf. Bei den Hütten indessen hörte das Gras auf; niedriges, strauchartiges Gebüsch, untermischt mit Farnkräutern und Dornen, folgte und machte das Ansteigen unendlich viel anstrengender. Emin mußte erkennen, daß er seine Kraft überschätzt habe. Ungern entschloß er sich, das Vorhaben, das seit mehreren Tagen ihn unablässig bewegt hatte, aufzugeben. Erst 300 m etwa waren erstiegen, als er sich zur Umkehr gezwungen sah. Stairs jedoch setzte mit rüstiger Jugendkraft den Anstieg fort. Er brachte mit seinen Sansibariten die Nacht auf der Höhe zu und kehrte erst am Nachmittage des nächsten Tages in das Lager der Expedition zurück. Schnee, wie er gewollt hatte, brachte er freilich aus der Höhe nicht mit sich; aber auch ohne das verdiente sein Bericht das lebhafte Interesse, mit dem ihn alle vernahmen.

„Bald nachdem gestern der Pascha“, erzählte er, „den Abstieg angetreten hatte, trafen wir, weiter aufwärts kletternd, etwa um $8^1/_2$ Uhr wieder einige Hütten an, die aber ebenso wie die früheren von ihren Bewohnern verlassen worden waren. Rundherum sahen wir Dracänen, hier und dort auch baumartige Farne und Palmen, während auf beiden Seiten des Pfades dichte Massen von langen Farnkräutern in wirrem Durcheinander sich befanden. Nunmehr erschienen Eingeborne auf den Gipfeln verschiedener naher Hügel und Anhöhen und thaten durch Schreien und Hörnerblasen ihr möglichstes, um uns zu erschrecken und von dem Berge zurückzutreiben. Wir setzten indes den Weg an dem Abhange hinauf fort,

worauf die Eingebornen bald verschwanden und uns nur noch sehr wenig belästigten.

„Von den Waldebenen, die sich tief unter uns ausdehnten, konnten wir des dichten Nebels wegen nichts sehen. Aus demselben Grunde waren wir auch verhindert, die Anhöhen im Westen und Nordwesten zu entdecken.

„Um $10^1/_2$ Uhr erreichten wir nach einigem scharfen Klettern die letzte Niederlassung der Eingebornen, deren Kultur sich nur noch auf Bohnen und Colocasien beschränkte, aber keine Bananen mehr aufwies. Jenseit dieser Niederlassung war ein rauher Pfad, welcher einem Ausläufer entlang zu einem Walde hinaufführte und dem wir folgten; doch waren die Abhänge an manchen Stellen so steil, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten, um überhaupt nur weiter zu kommen.

„Um 11 Uhr hatten wir den Wald erreicht und fanden, daß derselbe aus Bambus bestand und anfänglich ziemlich licht war, dann aber dichter wurde, je höher wir kamen. Wir beobachteten hier eine vollständige und plötzliche Veränderung der Luft, die viel kühler, reiner und erfrischender wurde, sodaß wir rascher vorwärts kamen und das Atmen uns leichter wurde. Jetzt, nachdem die Sansibariten einmal so weit gekommen waren, schien ihnen auch allen sehr daran zu liegen, so hoch wie möglich zu steigen, und sie begannen sich gegenseitig damit zu necken, wer von ihnen wohl die größte Last von dem «weißen Stoffe» von dem Gipfel des Berges herunterbringen würde.

„Um 12 Uhr 40 Min. kamen wir aus dem Bambus heraus und ließen uns an einer mit Gras bewachsenen Stelle nieder, um unser Frühstück zu verzehren. Vor uns erhob sich, ganz gleichmäßig ansteigend, eine Spitze bis zur Höhe von 365 m über uns; später brachen wir auf, um sie zu erklimmen. Nachdem wir eine kurze Strecke hinaufgeklettert waren, kamen wir an baumartiges Heidekraut und Sträucher, von denen manche 6 m hoch waren, und da wir uns den Weg erst Schritt für Schritt hindurchbahnen mußten, so war unser Vorwärtsdringen notwendigerweise langsam und sehr ermüdend.

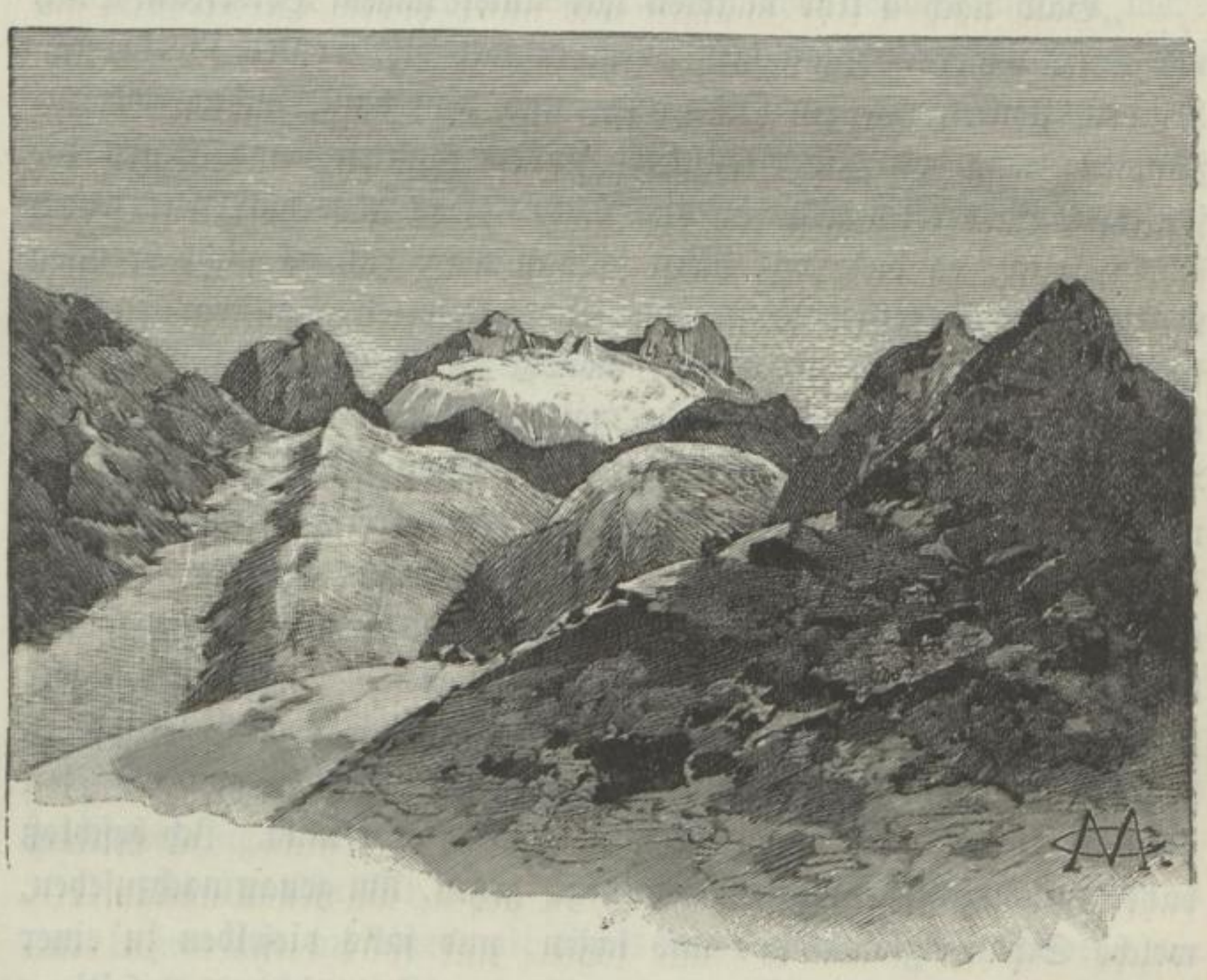
„Um $3^1/_4$ Uhr machten wir zwischen den Heidekrautbüschen einige Augenblicke Halt, um wieder zu Atem zu kommen. Hier und dort waren kleine Strecken mit Bambus bestanden, von welchem jeder Stamm voll von Löchern war, die von irgend einem Insekt ge-

bohrt zu sein schienen. Unter den Füßen hatten wir einen dicken, schwammigen Teppich aus nassem Moose, während die Erika-Sträucher rundherum, soweit wir sehen konnten, mit Bartflechte behangen waren. Allgemein hatten wir das Gefühl feuchter Kälte, und trotz unserer Anstrengungen beim Klettern machte der kalte Nebel sich uns sehr fühlbar. Wahrscheinlich ist der beständig um den Hügel hängende Nebel die Ursache, daß die ganze Pflanzendecke so von Feuchtigkeit vollgesogen und der Boden unter den Füßen so naß und schlüpfrig ist.

„Bald nach 4 Uhr machten wir unter hohem Heidekraut Halt, um unser Lager aufzuschlagen. Indem wir die größten Zweige abbrachen, stellten wir ein Obdach für uns her; dann suchten wir zusammen, was wir an Brennholz finden konnten, und trafen die sonstigen Vorbereitungen für die Nacht. Das Feuerholz war jedoch sehr spärlich, da das Holz meist so naß war, daß es nicht brennen wollte. Infolgedessen hatten die leichtgekleideten Sansibariten sehr stark durch die Kälte zu leiden, obwohl die Höhe erst 2590 m betrug. Als wir uns niederlegten, zeigte das Thermometer 15,6° C. Von dem Lagerplatz aus hatte ich einen guten Ausblick auf die vor uns liegenden Spitzen, doch begann ich hier bereits zu fürchten, daß ich nicht im stande sein würde, den Schnee zu erreichen. Direkt vor uns lagen drei ungeheuere Schluchten, von welchen zwei auf dem Grunde mit dichtem Gebüsch bedeckt waren. Diese mußten wir überschreiten, wobei wir uns einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen hatten. Damit mußte es auch zu einer Frage der Zeit werden, ob wir den Gipfel erreichen könnten oder nicht. Ich beschloß daher, am nächsten Morgen weiter zu gehen, um genau nachzusehen, welche Schwierigkeiten vor uns lägen, und falls dieselben in einer vernünftigerweise darauf zu verwendenden Zeit nicht zu beseitigen wären, nur so weit zu steigen, wie es möglich wäre.

„Am Morgen des 7. Juni brach ich auf, nachdem ich einige der besten Leute ausgewählt und die übrigen den Berg wieder hinabgeschickt hatte; das Klettern war ähnlich wie am Nachmittage vorher. Die Nacht war bitterkalt gewesen, und einige der Leute klagten über Fieber, doch waren alle gutes Mutes und zum Weitergehen bereit. Gegen 10 Uhr morgens wurden wir von der ersten jener Schluchten aufgehalten. Bei der Untersuchung derselben bemerkte ich, daß wir sehr lange Zeit brauchen würden, um sie zu überschreiten, und daß dann noch zwei weitere vor uns lägen. Hier hatten wir den ersten Blick auf eine mit Schnee bedeckte Spitze, die etwa 4 km entfernt

war; nach meiner Berechnung würden wir aber noch anderthalb Tage gebraucht haben, um diesen ersten Schnee zu erreichen. Dies zu versuchen, würde jedoch wahrscheinlich unheilvoll für uns geendet haben, da wir nicht mit Nahrungsmitteln und wärmeren Kleidungsstücken versehen waren. Ich beschloß daher umzukehren, wobei ich die Hoffnung hegte, daß sich von einem spätern Lager aus eine bessere Gelegenheit zur Besteigung und zur Erreichung des Gipfels bieten würde. Jenseit der Schlucht lag ein kahler Felsengipfel,



Der südwestliche Zwillingskegel des Ruwenzori, nach einer Aufnahme von Stairs.

der sich sehr klar abhob; ich erkannte in ihm den südwestlichen der «Zwillingskegel». Dem obern Teil desselben fehlte es vollständig an Vegetation, da der steile Felsboden nur an ein paar Stellen einigen wenigen Gräsern und Heidebüschen das Dasein gestattet.

„Die größte Höhe, welche wir erreicht haben, beträgt 3254 m über dem Meeresspiegel; die Höhe der schneebedeckten Spitze über unserm Standpunkte wird etwa 1830 m sein, sodaß der Berg insgesamt etwa 5080 m hoch ist. Dies ist indessen nicht die höchste Spitze in der Ruwenzori-Gruppe. Mit Hülfe des Feldstechers konnte ich die Form des Berggipfels genau erkennen. Die äußerste

Spitze des Pics ist mit einer unregelmäßigen Masse zerrissener und schroffer Felsen gekrönt und hat eine entschieden kraterähnliche Gestalt. Durch einen Spalt in der uns zugewendeten Seite konnte ich einen entsprechenden Rand von derselben Form und Höhe auch auf der andern Seite sehen. Von dieser Felsenkrone fällt der große Pic in einem Winkel von etwa 25° nach Osten ab, bis er durch einen davorliegenden Gipfel dem Blicke entzogen wird; nach Westen hin ist der Abfall jedoch viel steiler. Die größte Schneemasse lag auf der uns zugekehrten Seite des Berges, der überall damit bedeckt war, wo der Abhang nicht gar zu steil war. Die größte Schneefläche dürfte einen Flächenraum von 180 m Länge und 90 m Breite einnehmen und war so tief, daß der schwarze Felsen nur an zwei Stellen über die weiße Oberfläche hervortrat. Kleinere Flecken Schnee reichten bis ziemlich weit in die Schlucht hinab; die Entfernung von dem tiefstliegenden Schnee bis zum Gipfel des Berges dürfte 300—360 m sein.

„Die allgemeine Form des Gebirges scheint die zu sein, daß die großen Ausläufer strahlenförmig von dem schneebedeckten Gipfel als Mittelpunkt ausgehen und sich nach den unten liegenden Ebenen zu ausbreiten. Diese Formation auf der Westseite des Berges würde die Ursache sein, daß die Flüsse vom Mittelpunkte ausströmen und sich weiter fließend immer mehr voneinander trennen, bis sie unten die Ebenen erreichen. Von dem zweiten schneebedeckten Pic, den wir bei frühern Gelegenheiten beobachtet haben, vermochte ich nichts zu sehen, weil die «Zwillingskegel» dazwischen lagen. Dieser Pic ist meiner Ansicht nach nur der Abschluß der schneebedeckten Kette, welche wir bei Kavalli sahen, und hat, wenn dies richtig ist, eine größere Höhe als derjenige, den wir zu ersteigen versuchten. Alles deutet darauf hin, daß diese Spitzen vulkanischen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Von tierischem Leben sahen wir auf den Höhen fast gar nichts. Daß Wild irgendwelcher Art vorhanden ist, geht aus den zahlreichen Fanggruben hervor, die wir neben dem Pfade bemerkten, sowie aus der Thatsache, daß wir in den Hütten der Eingebornen Schlingen fanden, wie sie zum Fange von kleinem Wild benutzt werden. In einer Schlucht hörten wir den Schrei eines Affen, auch sahen wir mehrere träge, graubraune Vögel, ähnlich wie Steinschmätzer, sonst aber nichts.

„Dagegen fanden wir Heidelbeeren und Brombeeren in 3050 m Höhe und selbst weiter oben. Ich bedauere sehr, daß es mir nicht

gelungen ist, den Schnee zu erreichen und etwas davon als Beweis für mein Unternehmen mitzubringen, doch würde es nach meinem Gefühl mehr als nutzlos gewesen sein, unter den für uns obwaltenden Verhältnissen noch weiter am Berge hinaufzusteigen, und wenn wir auch alle voll Mut und bereit waren, weiter zu gehen, so gab ich doch den Befehl zur Umkehr und erreichte in einem Marsche von $4^1/_2$ Stunde wieder glücklich das Lager."

Vierzehntes Kapitel.

Am Albert Eduard-Njansa.

Nochmals im Treibhause. — Bewwa und die Wakondju. — Usongora. — Abschied von dem „Wolkenkönige". — Der Große Salzsee. — Blick auf den Albert Eduard-Njansa. — Katwe. — Kakuris Botschaft. — Fahrt auf den Njansa hinaus. — Am Beatrice-Golf. — Scharmützel am Ruoki und bei Kavendare. — Die Epidemie. — Letztes Gefecht mit den Warasura. — Letzter Blick auf den Njansa. — Empfang bei Masakuma. — Die Botschaft der Königin-Mutter. — Die Bitte der Christen. — Prinz Utschunku. — Zum Kagera.

Eine kurze Strecke hinter Mtarega hörte der grasbewachsene Streifen, auf welchem die Expedition bisher ihren Weg genommen hatte, auf: ohne jede Unterbrechung stieg aus dem Semliki-Thale der Wald an den Abhängen des Berges bis zu etwa 2150 m empor. Es blieb keine Wahl: wieder hinab in den düsteren Waldesschatten tauchte der lange Zug. Eine Mannigfaltigkeit ohne gleichen, eine Üppigkeit des Baumwuchses weit hinaus über diejenige des Urwaldes am Ituri umfing die Dahinziehenden. Palmgruppen, riesenhafte Baumfarne, wilde Bananen, mächtige Bäume, vom Wipfel bis zur Wurzel mit reichem, grünem Moose bedeckt, undurchdringliche Dickichte breitblättriger Pflanzen, Orchideen auf allen Ästen, lang herabhängende Flechten: das war das Bild, welches sich darbot. Der Dunst mehrerer heißer Quellen wogte durch den Wald; von jedem Blatte tropfte es; an jeder Faser hing ein klarer Wassertropfen. Schmale Rinnsale quollen alle paar Meter unter dem verworrenen Grün, unter dem betauten Unterholze hervor.

Indes je größer die Mühsal des Waldmarsches gewesen, um so größer war auch die Freude, als schon am nächsten Tage die Karawane auf die herrliche Lichtung von Ulegga hinaustrat. Dichte Bananenhaine bekleideten hier die Abhänge, zogen sich in die Schluchten hinab und dehnten sich weit gegen das Semliki-Thal hin. Hier und

dort in der Lichtung zerstreut standen Dörfer; aber schon gleich in dem ersten begannen die Bewohner auf die nahende Karawane zu schießen. Zwar wichen sie vor den Zügen Bewaffneter, welche Stanley gegen sie sandte, in die Berge zurück: aber dort setzten sie sich fest, und ein lebhaftes Scharmützel entwickelte sich. Da war es denn ein glücklicher Zufall, daß ein Bari-Neger aus dem Gefolge Emin Paschas der Sprache dieser Balegga kundig war; er knüpfte mit einigen Eingebornen eine Unterredung an und brachte ihren Häuptling dahin, Frieden zu schließen. Ganz demütig erschien Bevwa, der Häuptling, vor Stanley: „Ich werfe mich dir zu Füßen, o großer Häuptling", sagte er, „du kannst mich erschlagen oder am Leben lassen." Gern nahm Stanley die Unterwerfung an und ließ auf der Stelle durch Trompetensignale seine Plänkler aus den Bergen zurückrufen. Später wurde sogar ein förmlicher Vertrag unterzeichnet, durch welchen der Häuptling nicht nur selber unter Schutz und Herrschaft Englands trat, sondern das gleiche auch für die übrigen Häuptlinge von Ukondju, wie die Landschaft hieß, und von dem südlicher gelegenen Usongora versprach. Ihre Hoffnung war, sich mit Stanleys Hülfe von der Herrschaft Kabba-Regas, der jüngst das ganze Gelände im Süden und Westen des Ruwenzóri sich unterworfen hatte, wieder zu befreien.

Die Wakondju, die neuen Freunde der Expedition, waren von sehr dunkler Hautfarbe bei mittlerer Körpergröße. Sie hatten einen runden Kopf und ein breites Gesicht. Als Schmuck trugen sie zierliche Ringe von Rotangfasern in Menge um Knöchel und Oberarm, die Häuptlinge dagegen schwere Armbänder aus Kupfer oder Messing. Sie erzählten, daß Kabba-Rega seine Warasura unter dem General Rukara, der sein Hauptquartier in der Stadt Katwe bei den Salzseen habe, vereinigt hätte; Kakuri, der Häuptling der Inseln im Muta Nsigé (Albert Eduard-See), sei der einzige, der sich ihm noch nicht unterworfen habe.

Von einer ganzen Schar freundlicher Wakondju geleitet, zog nun die Expedition nach Süden weiter. Sie war noch nicht weit über das nahe Mtsora hinausgelangt, als das Gelände völlig anderen Charakter annahm. Eine weite Ebene breitete sich südwärts vor den Blicken aus, in welche der Semliki 15 bis 18 m tief sein Bett sich eingeschnitten hatte. Grauer Lehm und Sand bildeten den Untergrund der Fläche, welche oben mit hartem, bleichem Grase bedeckt war; kein Zweifel, daß vor noch nicht allzu langer Zeit der

Muta Nsige von Usongora dies Gelände bedeckt hatte, wenn auch jetzt noch von dem See nichts zu sehen war. Bald war der rasch dem Semliki zueilende Ruimi überschritten, welcher Ukondju von Usongora trennt.

Tief nach Usongora hinein schiebt sich ein südwestlicher Ausläufer des Gebirges vor; den Weg zu kürzen, sollte er überstiegen werden. So ging es denn zu dem auf der Höhe, 1478 m über dem Meere liegenden Dorfe Karimi zunächst 460 m hinauf und dann nach Ost-Usongora wieder 215 m hinab. In Rusesse wurde Rast gemacht.

Auch das östliche Usongora ist alter Seeboden, so eben, daß, wenn der Seespiegel nur $1^1/_2$ m stiege, das Land wenigens 8 km weit wieder unter Wasser kommen würde. Der salzhaltige Boden trägt mageres Gras; nur gegen die Ränder hin ist er mit Dorngestrüpp, Akazien und dunklen Euphorbien bewachsen. Aus diesen Euphorbien errichten die Dörfler ihre Seriben, an deren Innenseite sie den Dünger ihrer Rinderherden hoch aufhäufen. Von einem solchen Düngerhaufen gewann hier Stanley den ersten Blick auf den lange ersehnten Albert Eduard-Njansa, der hier nicht weiter als 5 km entfernt war.

Weit dehnt sich von Rusesse ostwärts das Blachfeld, als eine breite, aber flach abgestufte Halbinsel in den Njansa sich vordrängend. Meterhohes Gras bedeckt sie, dessen scharfe Grannen jedes Kleidungsstück durchbohren. In dichten Gruppen stehen allenthalben Euphorbien, von denen manche Patriarchen schon vor Jahrhunderten von den Urvätern der Wasongora gepflanzt sein müssen. Die Wasser dieses Küstengeländes sammeln sich in dem krystallklaren, 12 m breiten Njamagasani, der in fernen Schluchten des Ruwenzori seinen Ursprung hat.

Hier am Flußufer bot den Dahinziehenden der „Wolkenkönig" noch einmal den vollen Anblick seiner Erhabenheit. Wie eine Kette von wohl 50 km Länge erschien von hier aus gesehen der gewaltige Berg; ein Höhenzug hinter dem andern schien hier aufzusteigen, bis sie im Ruwenzori gipfelten, der mit dreißig Spitzen zum Himmel anstrebte. Bisher hatte Stanley die Höhe auf 5200 m geschätzt; als aber jetzt die geringere Höhe der der Südseite vorgelagerten Bergkämme erkennen ließ, wie unerwartet tief die Schneefelder herabreichten, glaubte er den höchsten Gipfeln eine Erhebung um etwa 450 m über die frühere Schätzung hinaus zusprechen zu müssen.

SLUB Wir führen Wissen. Leibniz-Institut für Länderkunde

Das war der Abschied von dem Ruwenzori; weiterhin verdeckten Vorberge sein strahlendes Haupt.

Wenige Kilometer jenseit des Njamagasani erhebt sich im Hintergrunde einer tief in das Land vordringenden Einbuchtung des Albert Eduard-Njansa ein grasbedeckter Landrücken 47 m über den Spiegel des Sees. Durch ihn wird von dem Njansa der Große Salzsee und 3 km weiter östlich auch der Kleine Salzsee geschieden, beides Abschnürungen des Njansa, welche durch das allmähliche Sinken des Wasserspiegels im See bewirkt sind. Der Njansa hat schwach salziges Wasser; durch fortschreitende Verdunstung ist nun nicht nur der Wasserstand in den beiden abflußlosen Becken erniedrigt, sondern auch das Wasser in eine kräftige Salzlake umgewandelt worden. Der Salzgehalt des Wassers beträgt 31 Prozent, also fast ein Drittel. Fische können demnach in den Salzseen nicht mehr leben. Das Salz schlägt sich auf dem Boden der Weiher in einer starken, harten Schicht nieder, welche in kuchenartigen Platten emporgehoben und für den Verkauf am Strande aufgeschichtet wird. Die Eingebornen graben auch in den dunklen Sand des Ufers flache Gruben, in denen das verdunstende Wasser eine Lage krystallisierten, steinharten Salzes zurückläßt.

Der größere Salzsee, von dem Stanley schon in Kavalli als von dem „See von Katto" erzählen hörte, liegt 13 m unter dem Spiegel des Njansa; er ist etwa 5 km lang und im Durchschnitt 1 km breit; die Tiefe beträgt 1 m. Er ist von einem Gürtel von Euphorbien, Aloeen, Röhricht und gestrüppartigem Gebüsche umgeben; hinter demselben steigen die steilen Seiten des Hügelrückens in stufenförmigen, grauen Ablagerungen auf, die an manchen Stellen durch eine dünne Salzkruste ein weißes Aussehen erhalten haben. Öde und leblos erscheint die ganze Umgebung; Mkijo ist das einzige Dorf an seinen Ufern, von Salzarbeitern bewohnt, die Bananen und Mais um ihre Hütten gepflanzt haben. Das Wasser hat eine blutrote Färbung; wie geronnenes Blut treiben darin die Niederschläge auf und unter der Oberfläche, und das aus dem See gehobene Salz ist mit roten Flecken versehen.

Es ist ein trübe stimmendes Landschaftsbild, das der Salzsee bietet. Aber auch, wenn man auf der Höhe des Landrückens sich nach der andern Seite dem Njansa zuwendet, wird der Eindruck kaum heiterer. Wie eine glanzlose Silberplatte breitet sich hier unabsehbar nach Süden der Albert Eduard-See, den die Anwohner

den Muta-Nsigé von Usongora nennen, aus. Ein helles Meergrün ist die Farbe seines Wassers, aber schon in geringer Entfernung vom Lande geht diese Farbe in ein trübes Grau über. Federartige, leicht bewegte Dunstschichten lagern auf dem Wasser: bleifarben erscheint der See, aschfarben der Himmel. Dunkelgrau ist der Strand gefärbt; in einiger Entfernung sehen die Ufer in unbestimmten Umrissen rotbraun aus; rotbraun erscheinen auch die beiden hohen, in etwa 5 km Entfernung in der Einbuchtung des Sees gelegenen Inseln, während die ferneren Inseln und Ufer völlig in dem grauen Nebel verschwimmen. Die zitternde Luft und die schwebenden Dunstgebilde höhnen fortwährend den Blick, der jetzt zu erkennen glaubt, wo doch der nächste Augenblick flimmernde Leere ihm zeigt.

Hier zwischen Njansa und Salzsee auf der Höhe des etwa 800 m breiten Landrückens liegt die Stadt Katwe. Sie besteht aus Gruppen von Euphorbien-Seriben, welche durch labyrinthische Gänge zwischen Rohrzäunen mit einander verbunden sind. Der Reichtum an Salz giebt ihr Bedeutung; von den Seeufern kommen ganze Flottillen, um gegen Getreide das sehr hoch geschätzte Salz einzutauschen, und aus dem Binnenlande bringen Karawanen Hirse, Rindenstoffe und Eisengerät herbei. Darum ist der Besitz der Stadt stets viel umstritten gewesen. Den Wasongora hat Antari, der König des auf dem östlichen Hochlande gelegenen Ankori, sie abgenommen; dann brachte Kakuri, der Häuptling der Inseln, sie in seinen Besitz, bis schließlich Kabba-Rega seine Warasura unter Rukaras Führung hinsandte und der reichen Salzlager sich bemächtigte. Sobald indessen Rukara von dem Anmarsche der Expedition Stanleys vernahm, hielt er es für geraten, mit seinen sämtlichen Gewehrträgern und Speerkämpfern Katwe schleunigst zu verlassen.

So konnte denn Stanley, ohne auf irgend welchen Widerstand zu stoßen, am 17. Juni seinen Einzug in Katwe halten. Am nächsten Tage indessen sah man von der nächsten hohen Felsinsel in der Seebucht vor Katwe eine ganze Flottille von Kanoes dem Festlande zusteuern. Vorsichtig hielt sie auf Rufweite sich entfernt. Dann stand in dem vordersten Boote ein Mann auf und rief nach dem Ufer hinüber:

„Kakuri, der König der Inseln, sendet uns. Er will wissen, was das für Fremde sind, die den Rakura mit seinen Warasura aus dem Lande fortgescheucht und damit der ganzen Welt gute Dienste geleistet haben.“

„Wir sind Fremdlinge in diesem Lande", ließ Stanley zur Antwort zurückrufen, „und wünschen der ganzen Welt Gutes zu thun. Warasura sind wir nicht, sondern nur gekommen, den großen Njansa von Usongora zu sehen."

„Redet ihr Lügen oder Wahrheit?" antwortete der Inselmann. „Wir glauben euch nicht. Wenn ihr aber die Stadt Katwe in Brand stecken wollt, dann wollen wir euch glauben, daß ihr keine Warasura seid!"

Ohne Zögern ließ Stanley eine am Ufer liegende Gruppe von Hütten anzünden. Sobald sie die Flammen emporschlagen sahen, erhoben die Leute in den Kanoes ein lautes Freudengeschrei und ihr Sprecher rief herüber:

„Jetzt glaube ich, daß ihr Wanjawingi seid. Schlaft in Frieden! Morgen wird Kakuri kommen, um euch Geschenke zum Willkommen zu bringen."

Darauf trat Bewwa, der Häuptling der die Expedition geleitenden Wakondju, in ein an dem Ufer liegendes Kanoe und fragte: „Ach, ihr Kinder Kakuris, des großen Häuptlings des Sees, erinnert ihr euch nicht Kuaru-Kuansis, der Kakuris Söhnen die Speere geliehen hat, um das Land gegen die Warasura-Räuber zu verteidigen? Siehe, Kuaru-Kuansi, ein treuer Sohn der Wanjawingi, ist wieder hier. Freut euch, meine Freunde, Rukara und seine Diebe sind geflohen, und das ganze Land wird sich wie ein Mann erheben, um sie zu verfolgen."

Die Mannschaften klatschten ihm mit den Händen Beifall zu und trommelten auf einem halben Dutzend kleiner Trommeln. Dann sagte der Sprecher der Insulaner: „Kakuri ist ein Mann, der sich noch keinen Zahn hat ausziehen lassen und er wird sich von einem lebenden Mrasura auch keinen ausziehen lassen. Wir haben ein Dutzend Warasura gefangen, als sie vor diesen Fremden aus Katwe flohen. Kakuri wird dafür sorgen, daß sie sterben, ehe die Sonne untergeht, und morgen wird er dann den Häuptling der Fremden von Angesicht zu Angesicht sehen."

Damit ruderten sie fort. Stanley fragte nunmehr Bewwa, wer denn diese Wanjawingi seien.

Bewwa blickte ihn scharf an und sagte:

„Weshalb fragst du? Weißt du nicht, daß wir glauben, daß ihr zu den Wanjawingi gehört? Wer ist außer den Wanjawingi von eurer Farbe?"

„Was? Sind sie weiße Leute wie wir?"

„Sie haben keine Kleider wie ihr und tragen auch nichts an den Füßen, wie ihr es thut; sie sind aber große, starke Männer mit langen Nasen und von blasser Farbe, und kamen, wie ich von unsern alten Männern gehört habe, von irgendwo jenseit des Ruwenzori her. Ihr kamt auch aus jener Richtung und deshalb müßt ihr zu den Wanjawingi gehören."

„Wo leben diese aber?"

„In Ruanda; und Ruanda ist ein großes Land, das sich rundherum von Süd zu Ost bis Südsüdwest ausdehnt. Ihre Speere sind nicht zu zählen, und ihre Bogen länger, als ich groß bin. Der König von Usongora, Njika, war ein Mnjawingi. Es giebt einige Leute in diesen Gegenden, die Kabba-Rega nicht besiegen kann; sie leben in Ruanda, wohin sich selbst der König von Uganda nicht wagt."

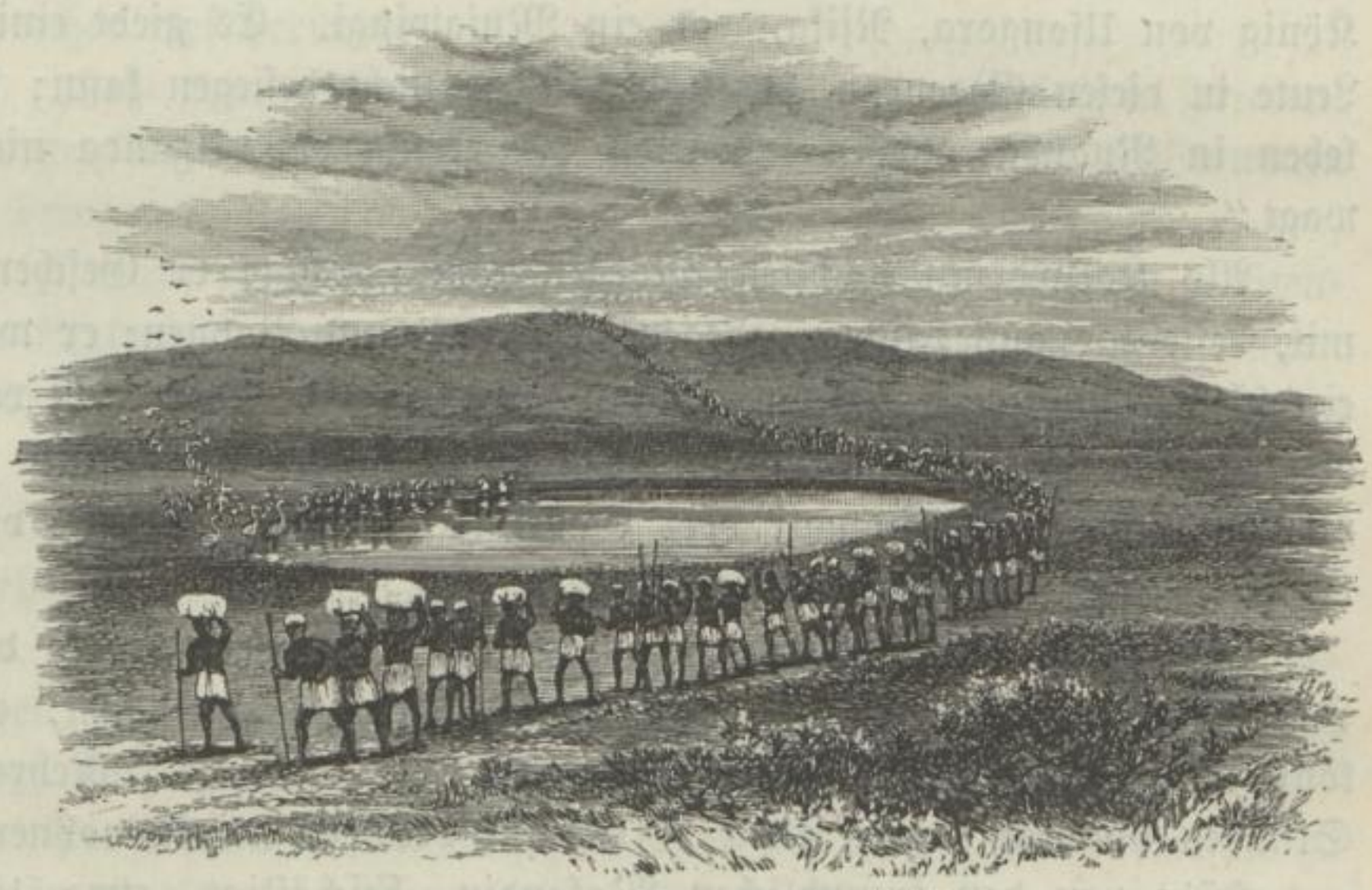
Als Kakuri am nächsten Morgen kam, brachte er Geschenke mit, bestehend aus Fischen, Ziegen, Bananen und Bohnen; er war ein schöner Mann, unterschied sich in der Hautfarbe aber nicht von den dunkeln Wakondju, während die Wasongora in ihren Zügen so viel Ähnlichkeit mit Somali oder Galla hatten, als wenn sie von derselben Rasse abstammten.

Zur Gegengabe forderte Stanley als Herr von Katwe den Inselhäuptling auf, sich ein Kanoe voll Salz mitzunehmen, ein königliches Geschenk, das seines Eindruckes nicht verfehlte. Mehrere Stunden hindurch waren etwa 100 Mann von den Inselbewohnern, unterstützt von den freundlichen Wakondju, beschäftigt, etwa 150 Schritt in den Salzsee hineinschreitend, große Kuchen krystallisierten Salzes vom Seeboden aufzuheben und über den Landrücken hinüber in ihr Kanoe zu tragen.

Am nächsten Morgen fuhr Stanley auf einem mit 12 Ruderern bemannten Kanoe in den Njansa hinaus, um ihn näher kennen zu lernen. Aber das Fahrzeug war so schwer, daß er nach mehrstündiger Fahrt erst bis zu dem 12 km von Katwe gelegenen großen Dorfe des Häuptlings Kaijura gelangt war. Dies Dorf lag auf der Spitze der Halbinsel, welche an der Ostseite die Bucht von Katwe umfaßt. Hier also erst begann die freie Wasserfläche des Sees. Durfte er auf diese mit dem schwerfälligen, bei der leichtesten Brise Wasser nehmenden Boote sich hinauswagen? Weithin sah er vor sich die graugrüne Fläche, auf der brütender Nebel

jeden Fernblick versperrte: er ließ daher wenden und kehrte in die Bucht zurück. Die größte Tiefe, welche er in dieser lotete, betrug 4,6 m; der Untergrund bestand aus weichem Schlick, in welchen die Peilstange jedesmal $1^1/_4$ m tief eindrang, um, wenn sie herausgezogen wurde, durch die befreiten Gase einen Gestank hervorzurufen, wie ein Abzugskanal, der geräumt wird.

Am Ufer des Großen Salzsees zog am nächsten Tage die Expedition nordostwärts ihres Weges weiter; dann überstieg sie den Höhenrücken und schwenkte um den Kleinen Salzsee herum, der, ein runder, flacher Teich von etwa 750 m Durchmesser, in einem gras-



Der Kleine Salzsee bei Katwe.

bewachsenen Becken lag, die Ufer belebt durch Schwärme von Silberreihern, Störchen und Pelikanen. Der Charakter der Ebene blieb der gleiche: Graswuchs, mit Buschwerk untermischt; jedes Dorf mit dichten Seriben von Euphorbien eingefaßt. Von der langgestreckten Einbuchtung, mit welcher der Njansa weit in nordöstlicher Richtung in das Land sich vordrängt, dem Beatrice-Golf, reichten fort und fort seichte Wasserzungen in das Land hinein, zum deutlichen Zeichen, daß auch hier an der Südostseite des Ruwenzori vor noch nicht gar langer Zeit der See mit seinen Wassern weithin das Land bedeckt hatte.

Mit jedem Tage weiteren Vorrückens traten gegen Nordosten aus dem Nebelschleier die Höhen von Uhaijana in Sicht, die den

östlichen Rand der breiten Thalfurche bilden, in welche im Norden, wie die Eingebornen sagten, der Muta-Nsige von Unjoro, im Süden der Muta-Nsige von Usongora eingebettet ist. Auch Rukara war dieses Weges, wie die Spuren erwiesen, mit seinen Raubgesellen und zusammengeraubten Rinderherden gezogen. Erst in der großen Stadt Buruli jenseit des Rukoki habe er Halt gemacht, berichtete ein desertierter Mrasura, welchen die Rekognoscierungs-Patrouillen Stanleys abgefangen hatten. Wohlgemut zogen daher die Wasongora und Wakondju, welche als Führer und freundschaftliche Begleiter der Expedition das Geleit gaben, an deren Spitze einher; wohlgemut durchschritten sie den von hohem Schilf eingefaßten Rukoki: als plötzlich aus dem Röhricht des jenseitigen Ufers eine Gewehrsalve auf die Arglosen abgegeben wurde. In tödlichem Schrecken stürzten sie sich mitten in dem Flusse rückwärts und flohen besinnungslos auf die nachrückende Karawane zu, mit ihren scharfen Speeren mehr Schaden anrichtend, als die Kugeln der Warasura vermocht hätten. Augenblicklich warfen die Wangwana ihre Lasten ab und zwei Compagnien gingen im Anschlage gegen den Fluß vor; aber sie sahen nur noch, wie von den Warasura die einen rechtsweg gegen den Golf, die andern linksweg an den Vorbergen des Ruwenzori hinauf rannten. So nahmen sie denn ruhig ihre Traglasten wieder auf und marschierten weiter auf Buruli zu, dessen Bananenhaine nach kurzer Zeit die lange Kolonne der Sieger umfingen.

Zur Vorsicht indes ließ Stanley vor der Karawane Plänkler ausschwärmen, welche denn auch wahrnahmen, wie die zerstreuten Warasura sich wieder in der Ferne sammelten und in ostnordöstlicher Richtung quer über die Ebene marschierten. Die Wangwana sandten ihnen einige Kugeln zu, was zur Folge hatte, daß die Erschreckten wild auf die Gefangenen, welche sie mit sich führten, mit Stöcken losschlugen, um sie zu größerer Eile anzutreiben. Die Gefangenen aber warfen die Lasten, welche sie zu schleppen hatten, mit raschem Entschlusse ab und flüchteten sich, ohne daß die Warasura ihnen zu folgen wagten, unter den Schutz der Kugeln der Plänkler. Auch Stairs, den am folgenden Tage Stanley zur Verfolgung der Raubscharen Rukaras aussandte, war, obgleich er 18 km weit ihrer Spur folgte, nicht mehr im stande sie einzuholen; so eilfertig war sie von dannen gezogen.

Zwei Tage wurde in Buruli gerastet; dann aber, als es weiter

gehen sollte, nahm Bewwa mit seinen Wakondju von Stanley Abschied, um in die jetzt 140 km ferne Heimat zurückzukehren; mit reichen Geschenken entließ Stanley die wackeren Leute. Den Scheidenden schlossen sich auch die Wasongora an, welche bis hierher der Karawane freundliches Geleit gegeben hatten.

In zwei Tagen umzog die Expedition, nunmehr wieder sich selbst überlassen, das nahe Nordende des Beatrice-Golfes und stieg dann zu dem hohen Tafellande von Uhaijana empor, welches mit den Landschaften Kitagwenda und Ankori die östliche mauerartige Einfassung des Njansa-Beckens bildet. In dem Lager, welches sie auf einer breiten Terrasse bei Kavandare in Uhaijana aufschlug, befand sie sich schon 207 m über dem Njansa, 1215 m über dem Meere. Hügel ragten über das Lager empor, von deren Gipfeln alsbald Schüsse in dasselbe hinabgefeuert wurden. Es waren die Warasura, welche sich unvermerkt herangeschlichen hatten, freilich, sobald die Vorhut gegen sie vorstürmte, sofort wieder Reißaus nahmen. Nur seinen Speer noch wollte einer der Warasura, bevor er davon liefe, auf die Angreifer abschleudern: da ereilte ihn sein Verhängnis; ein Mugwana war unvermerkt von hinten an ihn herangekommen, riß ihn, wie er mit schon erhobenem Speere dastand, zu Boden und nahm ihn gefangen.

Die Warasura waren glücklich von dannen gejagt; aber ein anderer Feind hatte sich in das Lager geschlichen und bedrohte auf das ernstlichste die ganze Expedition. Am vorigen Tage hatten in dem letzten Lager unten in der Seeebene die Leute, welche das Kochen der Mahlzeiten in der Expedition zu besorgen hatten, da der nächste Wasserlauf ihnen zu entfernt war, dazu Grubenwasser genommen. Jetzt traten die Folgen zu tage: 30 Sansibariten sanken fieberkrank nieder, und binnen wenigen Stunden stieg die Zahl der Kranken in dem Lager bis auf 200. Auch Stanley wie Emin Pascha wurden von der Krankheit ergriffen. Sie äußerte sich in Schüttelfrost, Übelkeit und starkem Fieber, das keiner Arznei weichen wollte. Dann folgte allgemeine Schwäche, die Gedanken verwirrten sich, bis endlich, meist am dritten Tage, das Leiden vorüberging. Infolge der Schwäche gab es auf dem nächsten Marsche so viele Nachzügler, daß Stanley den folgenden Tag rasten mußte und Stairs mit seiner Compagnie zurücksandte, um die Nachzügler aufzusuchen und herbeizubringen. Zur Seite des Pfades hatten sie sich in das hohe Gras niedergeworfen, um die Achtsamkeit der Nachhut

zu täuschen. Die Sorge Stanleys erwies sich auch als wohlbegründet: ein Weib, das zu der Expedition gehörte, wurde tot aufgefunden, von einem Speere der Warasura durch und durch gestochen.

Als endlich der Marsch wieder aufgenommen wurde, gab der gefangene Mrasura den Führer ab, den Höhenzug von Kavandare zu übersteigen. Glücklich gelangte auch, wie immer im Gänsemarsche, Vorhut und Hauptkolonne über den schwierigen Paß; gegen die Nachhut jedoch brachen wieder die Warasura aus ihren Verstecken hervor und machten auf sie einen wütenden Angriff. Sofort machte diese Halt und wandte sich gegen den anstürmenden Feind. Die Magazingewehre der Sansibariten brachten ihm denn auch alsbald so empfindliche Verluste bei, daß er schleunigst sich wieder zur Flucht wandte. Das war der letzte Zusammenstoß, welchen die Expedition mit den Raubgesellen, die die Armee Kabba-Regas darstellten, zu bestehen hatte.

In gerade südlicher Richtung ging nunmehr der Marsch weiter. Bald war die Landschaft Kitagwenda erreicht, in welcher hart am Gestade des Beatrice-Golfes entlang die Expedition ihren Weg nahm. So gelangte sie am 1. Juli nach dem Orte Kasunga-Njansa in einer Gegend, an welche sich für Stanley bedeutungsvolle Erinnerungen knüpften. Hier hatte er am 11. Januar 1876 gestanden und auf die Spiegelfläche des Sees, den vor ihm noch keines Europäers Auge geschaut hatte, hinabgesehen. Hier hatte er der inselreichen Bucht zu seinen Füßen den Namen des Beatrice-Golfes gegeben. Freilich hatte er damals geglaubt, den Albert-Njansa vor sich zu haben, ohne Ahnung davon, daß es ein völlig anderer, nicht minder ansehnlicher See war, den er entdeckt hatte. Kakuri, der wackere Häuptling der Inseln, hatte hierher voll Dankbarkeit gegen Stanley quer über den See Boten gesandt, welche der Expedition in Kitagwenda den Weg bereiten sollten. Infolgedessen stellte jetzt der Häuptling des Landes seine Felder, Gärten und Pflanzungen Stanley zur freien Verfügung: seine Gäste könnten von allem essen, so viel sie wollten, ließ er sagen, nur möchten sie die Bananenbäume gefälligst nicht umhauen.

Durch eine fast ununterbrochene Reihe von Bananenhainen, die so ziemlich bis zum See hinabreichten, von Feldern mit Mais, Zuckerrohr und Getreide, die hinter den Bananenpflanzungen sich

weit in das Land hineinerstreckten, gelangte die Expedition, am See-ufer südwärts weiter ziehend, nach Katari, dem Grenzorte des großen Königreichs Ankori. Von hier an nahm die ziemlich ebene Hoch-fläche, über welche bisher der Marsch gegangen war, einen mehr wellenförmigen Charakter an, bedeckt mit Gruppen von Gebüsch und vereinzelten Bäumen. Dann bildeten sich Reihen von Hügeln heraus, über die es hinauf, hinabging, bis die Höhe von Kitete erreicht wurde. Von dieser 305 m über den Njansa sich erhebenden Anhöhe hatte Stanley den letzten Blick auf den See. Er sah, daß das Südufer desselben den gleichen Charakter wie das nördliche trug: eine flache Ebene, welche sich 30 bis 45 km weit bis zum Fuße des Hochlandes von Ruanda und Mpororo ausdehnte. Auch hatte er von Kanoeleuten Kakuris, die auf ihren Reisen bis zum südlichen Gestade des Sees gelangt waren, gehört, daß die Südküste ebenso flach wie Usongora wäre, und daß weder auf der Südküste noch sonstwo ein größerer Fluß sich in den Njansa ergösse und der Sem-liki der einzige Fluß wäre, welcher den Wassern des Sees Abfluß schaffe.

Im Lager auf dem Kitete erschien vor Stanley eine Abordnung Masakumas, des greisen Gouverneurs der Seeprovinz von Ankori, um die „Besieger der Warasura" in Ankori willkommen zu heißen: mit jeglicher Gastfreundschaft und mit allen Ehren sollten sie von Dorf zu Dorf zu ihm geführt werden. Aber auch Antari, der König von Ankori, sandte Boten, Stanley in seinem Lande zu be-grüßen.

Der Einladung des Gouverneurs zu entsprechen, mußte der Marsch der Expedition jetzt scharf nach Osten ablenken. Mit solchem Nachdruck walteten seine Abgesandten ihres Auftrages, daß sie in jedem Dorfe der Expedition Freiquartier verschafften. Die Dörfer in Ankori bestehen aus einzelnen Seriben, welche je eine oder mehrere Wohnhütten umgeben; Bananenpflanzungen schließen gewöhnlich das Ganze ein. „Platz für Antaris Gäste!" riefen die Übereifrigen, von Hütte zu Hütte gehend. „Platz für Masakumas Freunde! Hört ihr nicht? Hinaus mit Sack und Pack!"

Aber der Marsch war doch höchst beschwerlich, den die ver-änderte Richtung der Expedition zuwege brachte. Es galt die Rand-höhen zu erklimmen, welche das Tafelland von Ankori nach der See-seite hin begrenzen. Die Pässe, welche hinaufführen, sind, wenn auch nicht sehr hoch, so doch sehr steil. Mühselig, aber doch in ge-

schlossener Ordnung ging es den Pfad zwischen den Ketten des Kinjamagara- und des Denny-Gebirges hinauf, bis in 1878 m Höhe der Scheitel erreicht war. Dann ging es wieder 250 m an der Ostseite der Kinjamagara-Kette hinab nach Busimba, wo Masakuma residierte.

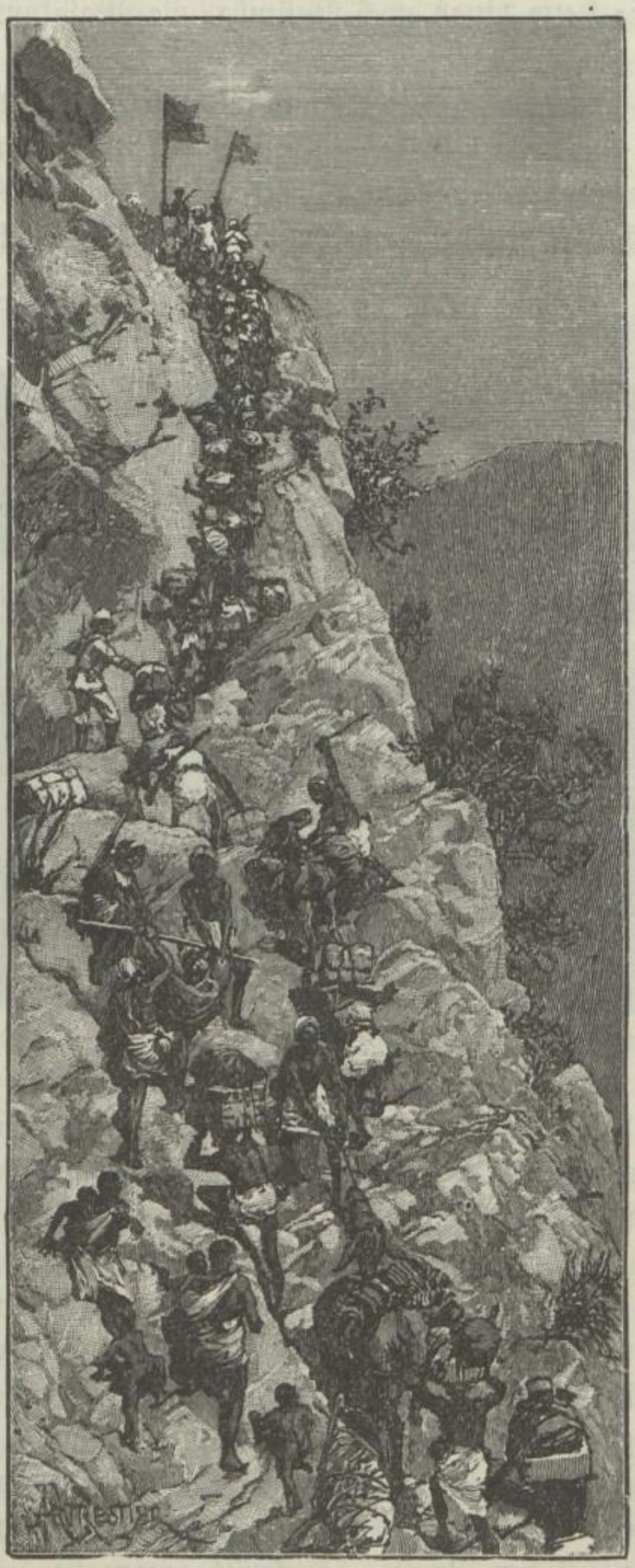
Der rüstige Greis empfing die Expedition mit erlesener Auszeichnung. Mit regstem Interesse hatte er die Kunde von den wiederholten siegreichen Scharmützeln vernommen, welche die Expedition mit den allerorten verhaßten Warasura gehabt hatte. Am Nach-

Ein Dorf in Ankori.

mittage berief er seine Unterhäuptlinge und Ältesten zu einer feierlichen Versammlung, in welcher auf seine Bitte Stanley ausführlichen Bericht über die Reihe der sich immer wiederholenden Kämpfe gab. „Seht", sagte er, als Stanley geendet, „das ist die Art, wie diese Diebe von Unjoro aus allen Ländern, die sie geplündert haben, vertrieben werden sollten. Wenn wir gewußt hätten, welch' tapferes Werk ihr ausführtet, bis Mruli am Nil, der Hauptstadt Unjoros, wären wir mit euch gegangen!"

Nun erschienen auch die Frauen des Häuptlings, geschmückt mit betroddelten Perlenkappen, dicken Halsbändern und breiten Schaustücken aus Perlenarbeit auf der Brust. „Ankori", sagten sie, „ist

in Zukunft euer Land; kein Unterthan König Antaris wird euch die rechte Hand der Kameradschaft verweigern, denn ihr habt euch als echte Wanjawingi erwiesen."



Aufstieg an der Felswand von Ankori.

Auch die grauköpfigen Ältesten gaben ihrer Bewunderung, die Hände vorstreckend, lauten Ausdruck. „Wir haben heute", riefen sie aus, „zum erstenmal erblickt, was unsere Väter nie gesehen haben: die wirklichen Wanjawingi. Seht sie euch an, ihr Leute! Das sind die, bei deren Anblick die Warasura den Rücken gewendet haben, entfliehend, als hätten sie Flügel an den Füßen!"

Selbst aus den benachbarten Ortschaften erschienen am andern Tage Abordnungen, um Stanley ihre Glückwünsche auszusprechen: als ein solcher Segen wurde mithin die Vertreibung der Raubscharen Unjoros empfunden! Mittlerweile kehrten auch die Eilboten zurück, welche Stanley nach der Residenz Kiboga entsandt hatte, um seinen Dank für die

Begrüßung des Königs auszudrücken. Wohl hatte man auch dort aus den Meldungen Kakuris wie Ruigis, des Herrschers von Kitagwenda, viel Gutes über die Expedition gehört, namentlich hatte das großartige Salz-Geschenk, welches Kakuri empfangen, Eindruck gemacht; aber anderseits erschien doch auch die Größe der im Gänsemarsch daherziehenden Karawane so ungewöhnlich, zumal über das Maxim-Geschütz, das sie mit sich führte, gingen so erschreckliche Gerüchte, daß man in Kiboga doch nicht ganz ohne jede Besorgnis war. Diese geteilten Empfindungen spiegelte denn auch die Botschaft wieder, welche die Eilboten an Stanley zurückbrachten.

„Masakuma", ließ die Königin-Mutter von Ankori Stanley sagen, „wird euch Führer geben, um euch den Weg nach Karagwe zu zeigen. Ihr werdet in jedem Lager Lebensmittel erhalten, solange ihr in Ankori seid. Man wird euch reichlich Ziegen und Rinder geben. Reiset in Frieden. Die Mutter des Königs ist augenblicklich krank, hofft aber wieder wohl genug zu sein, um euch zu empfangen, sobald ihr das Land nochmals besucht. Auch heute gehört das Land euch, und alles, was darinnen ist. Der König Antari ist auf einem Kriegszuge abwesend; da seine Mutter krank und bettlägerig ist, hat sie niemand, der würdig ist, euch zu empfangen."

Stanley verstand den Sinn der Botschaft sehr wohl; er lenkte daher von Busimba wieder direkt nach Süden ab, um seinen Marsch durch Ankori fortzusetzen.

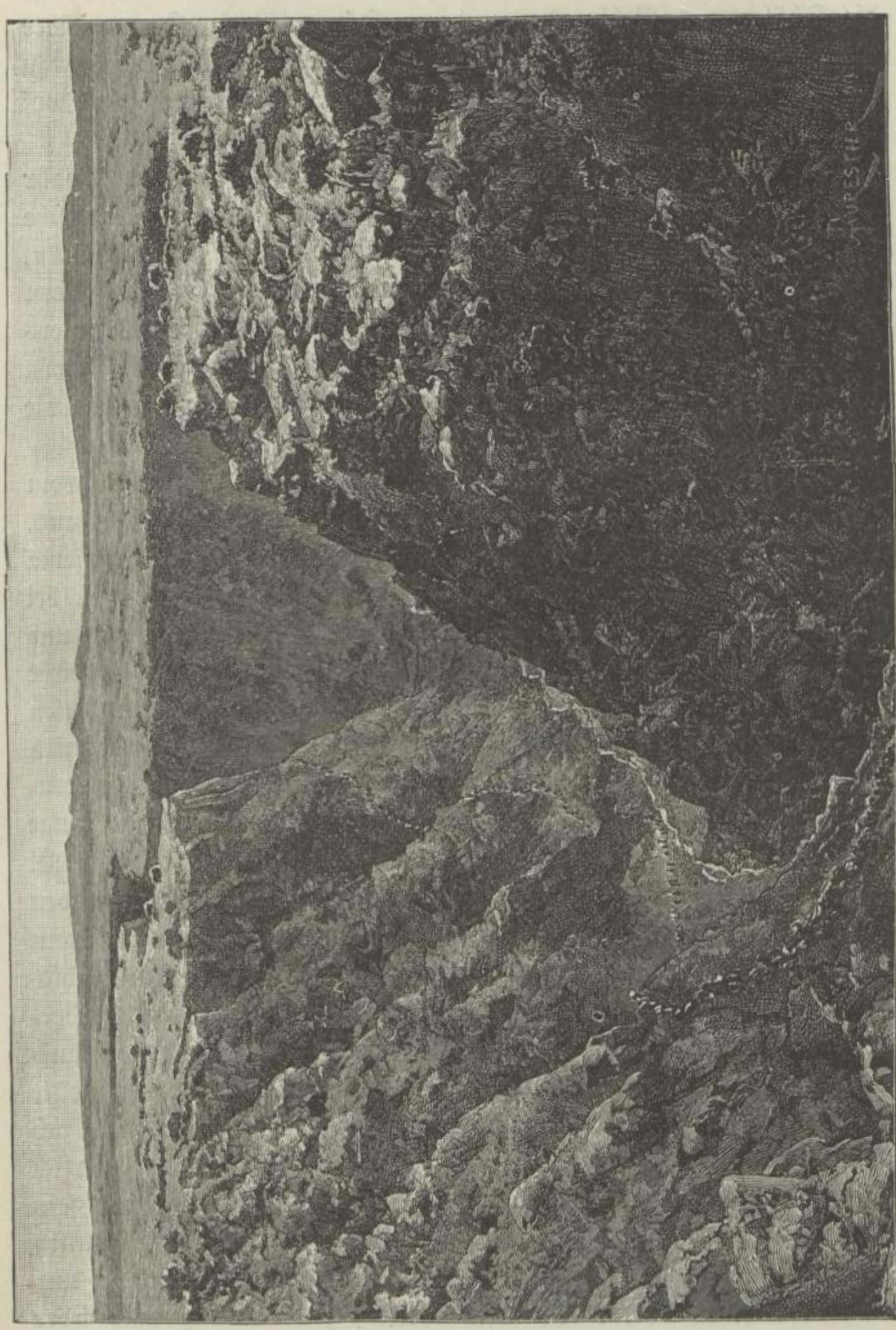
Ankori ist ein Hochland. Es besteht aus mächtigen Ebenen, die sich wellenförmig bis in unbestimmte Fernen ausdehnen, hier und da von kuppenartigen Bergen und Hügelreihen unterbrochen, die durch scharf eingeschnittene Flußthäler voneinander getrennt sind, aus großen Flächen, welche sämtlich innerhalb der gekrümmten Linien der großartigen Gebirgsketten liegen, die das eine breite Flußbecken von dem andern scheiden. Jetzt freilich (im Juli) hatte längst die trockene Jahreszeit begonnen: man sah große Strecken niedergebrannten Grases, einzelne Massen zutage stehenden grauen Gesteins, hintereinander aufsteigende Gebirgsketten, alles öde und versengt. Aber schon wenige Wochen, nachdem das Niederbrennen des trockenen Grases dem Lande ein so ödes Aussehen gegeben hat, schwankt der rasch aufschießende Nachwuchs im Winde, Berg und Thal bekleiden sich mit fröhlichem Grün, und man begreift, wie Ankori zu dem Ruhm eines ausgezeichneten Weidelandes hat kommen können.

Immer in den langgewundenen Flußthälern hin ging der Südmarsch der Expedition, zuerst an dem Rusango hinauf, welcher seinen Weg zum Beatrice-Golf findet. Dann gab es bei Kitega einen mäßigen Sattel zu übersteigen, an welchem der Ruisi entspringt, der zu dem Victoria-Njansa erst südlich, danach östlich seinen Lauf nimmt. Damit war die Wasserscheide der beiden großen Seen überschritten: der Muta-Nsige von Usongora blieb dahinten, der Muta-Nsige von Uganda, der gewaltige Victoria-Njansa, wurde das Ziel.

In Katara, im ersten Lager am Ruisi, war es, wo zwei Männer aus Uganda, dem mächtigen Reiche am nördlichen und nordwestlichen Ufer des Victoria-Njansa, Stanley um eine Unterredung baten. Samuel und Zacharias waren Christen. Vor den Verfolgungen des Königs Karema von Uganda geflüchtet, hatten sie in Kiboga von Stanleys Expedition gehört und kamen nun, ihn im Namen ihrer Glaubensgenossen um Hülfe zu bitten. Er sollte, meinten sie, mit den großen Machtmitteln seiner Expedition den vertriebenen König Muanga, der zwar früher fürchterlich gegen die Christen in Uganda gewütet hatte, aber nach seinem Sturze selbst Christ geworden war, wieder auf den Thron erheben. Wenn es gelang, so war damit das Reich Uganda unter die Oberherrschaft Englands gestellt: wie aber, wenn es mißlang? Stanley behielt sich die Antwort vor: wenn er am Alexandra-Nil, der als Kagera die Südgrenze Ankoris bildet, einen geeigneten Platz für diejenigen Leute der Expedition, die er im Falle der Zusage zurücklassen müßte, würde gefunden haben, wolle er ihnen Bescheid geben.

Kitega liegt 1753 m über dem Meere, Katara nur noch 1626; so senkte sich fort und fort der Weg; beim Übergang über den ostwärts sich wendenden Ruisi betrug die Meereshöhe nur noch 1481 m. An Lebensmitteln fehlte es nie. Denn die Wajankori treiben in den Thälern ergiebigen Ackerbau, während die Wahuma, das Hirtenvolk, welches vom Ituri bis zum Kagera den kräftigsten Bestandteil der Bevölkerung — in Ankori Watusi genannt — bildet und fast durchweg die herrschenden Klassen umfaßt, auf den weiten Hochebenen ihre zahlreichen Herden weiden. Ihnen bieten auch die Gebirge des Landes herrliche Alpentrift.

Jenseit des Ruisi steigt die Ruampara-Kette empor, welche bis zu den Höhen von Mpororo im Süden des Albert Eduard-Njansa hinüberreicht. In einem anstrengenden Marsche wurde sie



Zug der Expedition durch das Thal von Mufori.

überstiegen und dann in dem 1615 m über dem Meere liegenden Kesselthale von Rusussu, um neue Kräfte für den weiteren Gebirgsmarsch zu gewinnen, drei Tage gerastet. Dann ging es weiter durch

die Thäler des Gebirges, an deren Hängen man Herden über Herden der schönsten Rinder weiden sah, bis endlich der Weg zu reichen Bananenhainen hinabführte, in deren Mitte das Dorf Viaruha liegt.

Dicht hinter der Nachhut, doch ohne daß sie dessen gewahr wurde, marschierte während dessen eine andere Karawane, welche endlich in Viaruha Stanleys Expedition einholte. Es war Utschunku, der Thronfolger von Ankori, mit seinem Gefolge von Gewehrträgern und Speerkämpfern. Er hatte den Auftrag, im Namen seines Vaters Stanley Blutsbrüderschaft und ein Bündnis anzutragen. Gern nahm Stanley den Antrag an; für den nächsten Tag wurde die Feierlichkeit in Aussicht genommen.

Utschunku war ein sanfter Knabe von etwa 14 Jahren; vom echten Stamme der Wahuma, sah er fast wie ein Abessinier aus. Stanley hatte die sämtlichen Wangwana, Sudanesen und Manjema der Expedition in Parade aufgestellt; sie begrüßten den Prinzen bei seinem Erscheinen mit einigen Salven. Dann ließen Stanley und Utschunku sich mit gekreuzten Beinen auf einem persischen Teppiche nieder; man machte jedem einen leichten Einschnitt in den linken Arm, mischte die entquellenden Blutstropfen mit Butter und rieb dann im Austausch dem „Bruder" damit die Stirn ein. In freudiger Bewegung sprang, nachdem dies geschehen war, der junge Prinz auf und zog Stanley lächelnd an der Hand in dessen Zelt. Geschenke wurden ausgetauscht; auch Emin Pascha beschenkte den neu gewonnenen Bruder mit einem schönen Perlenhalsband. Dann erkrachten fünf Salven der Gewehrträger und das Maxim-Geschütz entsandte knatternd einen Hagel von Geschossen gegen die gegenüberliegende Hügelwand, sodaß aus dieser eine dichte Staubwolke aufstieg. In sprachlosem Staunen sah Utschunku dies an: er wollte aufschreien, um seiner Erregung Luft zu machen; aber er faßte sich und drückte sich die Hand fest auf den offenen Mund. Feierlich schwur er, als das aufregende Schauspiel vorüber war, wie sein Vater es ihm aufgetragen, daß nicht nur sein „Bruder" Stanley frei in ganz Ankori umherziehen und sich aus Pflanzungen und Gärten nehmen dürfe, was ihm beliebe, sondern daß auch jeder Weiße, der mit einer Empfehlung Stanleys nach Ankori käme, dieselbe freundliche Aufnahme wie dieser dort finden solle.

Im Gefolge des jungen Prinzen waren auch Zacharias und Samuel, die beiden Waganda-Christen, nach Viaruha gekommen,

um nochmals in Stanley um günstigen Bescheid zu bringen. Dieser lehnte jetzt endgültig den Hülfezug ab, um den sie baten: er könne sich nicht entschließen, die seiner Sorge Anvertrauten zu verlassen. Nicht gar lange danach erfüllte sich, was die beiden Christen-Boten sich wünschten, in anderer Weise. Muanga besiegte, von den Christen unterstützt, seinen auf die Mohammedaner sich stützenden Bruder Karema und bestieg am 5. Oktober 1889 zum zweitenmal den Thron seines Vaters Mtesa.

Durch das Thal von Mavona führte von Viaruha in leichter Senkung der Pfad weiter nach Süden. Häufig gewährte lichter Akazienwald willkommenen Schatten. Wüst und öde sah alles ringsum aus; denn die schwarze Asche des niedergebrannten Grases deckte noch alle Hänge. Nur das Dorf Mavona lag in das saftige Grün seiner üppigen Gärten und Pflanzungen gebettet. Da kam schon am zweiten Tage unvermutet den rüstig Dahinschreitenden der Kagera in Sicht. 115 m breit und 3 m tief floß der stattliche Strom mit rascher Strömung dahin. Hier war Ankori zu Ende. Mit reichen Geschenken entließ daher Stanley hier seine Wajankori-Begleiter, und setzte dann in vier schwerfälligen Doppelkanoes, oftmals hin und wieder fahrend, mit der ganzen Schar seiner Marschgenossen nach dem südlichen Ufer, nach Karagwe, hinüber.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

Fünfzehntes Kapitel.

In deutschen Landen.

In Mtagata. — Der Manjema-Häuptling und die Zwerge. — Kiengo. — Große Kälte. — Der Urigi-See. — Fathel Mulla, der Sudanese. — Der Victoria-Njansa. — Rast in Makolo. — Das Gefecht bei Ikoma. — Kämpfe in Nera. — Die Massai. — Tagesordnung der Expedition. — Die Nacht im Lager. — Die Mgunda mkali. — Die Wagogo. — „Guten Morjen!" — Der Gesang Mwa Kilalas. — Überfall der Massai. — Die „ehrlich" verdiente Ziege. — Durch die Marenga mkali. — Mpuapua. — „Wangoni! Wangoni!" — Emin Pascha holt den Wein. — Im Thal des Mukondokua. — In Ferhani. — Die Makata-Ebene. — Das Bankett in Msua. — An der Kingani-Fähre.

Zwei Tage hatte die Expedition gebraucht, um den Kagera zu überschreiten; nur wenige Kilometer südwärts von diesem: und sie überschritt den 1. Grad südlicher Breite, die deutsche Grenze, und betrat damit am 27. Juli 1889 deutschen Boden.

Die Landschaft Karagwé, welche an dem Kagera anhebt, ist, ähnlich Ankori, ein Hochland von 1400—1500 m Erhebung über den Meeresspiegel, das durch eine Menge tiefer und enger Thäler, so weit das Auge reicht, in zahlreiche lange und schmale Hügelrücken zerteilt wird. Auf diesen entlang führt in Karagwe der Pfad, nicht wie in Ankori die Flußthäler hinab, da diese meist eine stärkere Abweichung gegen Osten zeigen.

Aus dem breiten Thale des von Papyrusstauden zu beiden Seiten eingefaßten Kagera ging es etwa 100 m zu der Hochebene hinauf; am Abend des zweiten Marschtages aber stieg die Karawane in die bewaldete Schlucht von Mtagata hinab, welche durch ihre heißen Heilquellen weithin im Rufe steht. Durch die warmen Dämpfe der Quellen sind die Bäume, welche die Schlucht erfüllen, zu einer riesigen Größe und ungewöhnlichen Üppigkeit der Belaubung gediehen; dichtes Unterholz, Schlinggewächse jeder Größe sind unter

Das ungeduldige junge Rhinoceros.

S. 285.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

dem Schatten der emporstrebenden Bäume aufgeschossen. Dadurch liegen die natürlichen Bassins, in denen das heiße Wasser sich sammelt, in einem wohlthuenden Dämmerscheine. Zu keiner Zeit fehlt es an Patienten aus den benachbarten Landschaften, welche in Mtagata Genesung suchen und auch wohl finden; denn mit Gesang und allerhand wildtönender Musik unterhalten sich, während sie im Wasser weilen, die Badenden.

Die außerordentliche Üppigkeit der Vegetation macht zudem Mtagata zu einem sehr ergiebigen Jagdrevier. Nicht weniger als vier Rhinocerosse erlegten die Leute der Expedition binnen geringer Zeit in der Schlucht, sodaß man sie bis tief in die Nacht hinein um hell lodernde Feuer gelagert fand, beschäftigt, unglaubliche Fleischmengen zu braten und zu verzehren. Ein junges Rhinoceros, so groß wie ein wildes Schwein, brachten sie außerdem lebend ins Lager mit; es wurde mit einem starken Tau an einen Baum gebunden, konnte sich aber nicht überwinden, mit ruhiger Fassung in sein Schicksal sich zu ergeben. Bald hielt es den Baum für einen Feind, stürmte zum Angriff heran und schlug mit seiner hornförmigen Nase eine Zeit lang auf ihn los, um dann, wenn es bemerkte, daß der Baum ihm zu viel Widerstand leistete, einen Augenblick aufzuhören, gleichsam um darüber nachzudenken, auf welch andere Weise es ihn angreifen könne; dann aber konnten die ungezogenen Sansibaritenjungen es nicht lassen, das Tier mit einem langen Rohr an den Hinterschenkeln zu kitzeln, worauf es mit fürchterlichem Wutgebrüll sich bis zur Länge des Taues auf die Missethäter stürzte. Wenn es sich nun von dem Tau aufgehalten fühlte, merkte es, daß der Baum daran schuld war, worauf es wieder mit solcher Gewalt gegen denselben anstürmte, daß es zurücktaumelte; von hinten gestachelt und gekitzelt, brüllte es wieder, flog mit wunderbarer Behendigkeit herum und stürzte fort, bis es von dem Ruck des Taus auf den Rücken geworfen wurde. Um nach der Küste mitgenommen zu werden, war das junge Tier doch schon zu wild und unbändig; es lieferte einen guten Rasttagsbraten.

Lautes Wehklagen durchtönte die ganze Nacht hindurch das Lager und die Schlucht. Hier an den Heilquellen von Mtagata war die Frau des Manjema-Häuptlings Kibbobora gestorben, des einen der drei, welche in Banalja mit ihren Leuten sich Stanley angeschlossen hatten. Getreu hatte sie ihren Mann begleitet, Leid und Freude mit ihm geteilt. Ihr Tod erschütterte ihn so, daß er,

außer sich vor Schmerz, daran war, sich das Leben zu nehmen. Einsam saß er in der Schlucht, mit leidenschaftlichen Wehklagen die Lüfte erfüllend, während aus der Ferne seine Landsleute im Chore auf seine Jammerrufe antworteten. 24 Stunden ertönten seine lauten Klagen ohne Aufhören; aber es dauerte mehrere Tage, bevor der wilde Manjema anfing, den Schmerz, der ihn so ganz daniedergeworfen, etwas zu überwinden.

Der wilde? Wie wenig paßt doch zu solcher Tiefe der Empfindung das Beiwort! Auch über die Zwerge mußte Stanley sein Urteil ändern. Stets waren sie als hinterlistig und treulos ihm dargestellt worden; aber wie ganz andere Züge traten bei denen zutage, die sich vom Urwald her der Expedition angeschlossen hatten! Einer der Offiziere der Expedition hatte in seinem Gefolge einen Wambutti-Knaben, einen kleinen Burschen, der zu keinem Menschen ein Wort sprach, ausgenommen zu seinem Herrn, und beinahe stets der erste war, der den Lagerplatz erreichte, Brennmaterial für den Herrn sammelte und Feuer anzündete. Obwohl er auf dem Marsche eine kleine Traglast zu tragen hatte, schien er doch nie müde oder ermattet zu sein, und machte niemals Schwierigkeiten. Manchmal, wenn er mit allem Fleiße einen Vorrat von Brennmaterial gesammelt hatte und einer der großen gefühllosen Träger ihn dem Knaben fortnahm, gab dieser seine Not durch Blicke kund; indessen faßte er gleich darauf wieder Mut, gab seinen ersten Vorrat auf und sammelte einen neuen Haufen, als ob die Zeit zu kostbar wäre, um sie mit nutzlosen Reden über das Unvermeidliche zu vergeuden.

Dr. Parke hatte ein kleines Wambutti-Mädchen unter seine Obhut genommen. Wenn er sein Zelt verließ, so kauerte die junge Zwergin sich am Eingange nieder und bewachte es getreulich, niemandem den Eintritt gestattend. Auf dem Marsche trug sie die Büchertasche Parkes und war bei der Ankunft am Halteplatze fleißig wie eine Biene, trockenes Holz zu sammeln und für Parke eine Tasse Thee zu bereiten, wie sie wußte, daß er nach dem Marsche sie gern hatte. Zu Parkes aufrichtigem Bedauern erkrankte die Kleine, sodaß er bald nach dem Weitermarsche von Mtagata sie zur Beförderung ihrer Genesung bei dem Häuptlinge von Kirurumo zurücklassen mußte.

Als der erste Europäer hatte John Speke, der Entdecker des Victoria-Njansa, 1862 in Karagwe geweilt; auch Stanley hatte es dann, von der Entdeckung des Albert Eduard-Njansa zurückkehrend

1876 von Norden nach Süden durchzogen. Er war damals Gast des greisen Königs Rumanika gewesen; jetzt herrschte dessen Enkel, der 16jährige Ndagara oder Unjagumbwa, in der Hauptstadt Kafurro, freilich unter der Oberherrschaft des Königs von Uganda.

Mit nicht geringerer Freundlichkeit als einst sein Ahne empfing der junge Ndagara jetzt Stanley. Auf die Kunde von dem Nahen der Expedition sandte er ihr die Erlaubnis entgegen, sich nach Gefallen aus dem Lande mit Bananen und Paradiesfeigen zu versorgen; und als sie in Kafurro selbst eintraf, schickte er ihr einen Ochsen, mehrere Traglasten Bohnen, Bananen und sonstige Lebensmittel ins Lager. Als indessen Stanley ihn bat, 26 durch die Reise erschöpften Ägyptern zu erlauben, in Kafurro zurückzubleiben, schlug er aus Furcht vor Uganda es mit Entschiedenheit ab: der König von Uganda würde, wenn er davon höre, nicht nur die Fremden töten, sondern auch Karagwe verwüsten. Gleichwohl blieben diese, da sie sich zur Fortsetzung des Marsches außer stande glaubten, auf ihre Gefahr in Kafurro zurück; wie es schien, war auch wirklich nichts weiter als die Art ihres Todes für sie zweifelhaft.

Ein Menschenalter war seit der Reise Spekes verflossen, aber noch immer lebten die Erinnerungen an ihn in Kafurro. Zur Überraschung Stanleys wurde ein reiches Geschenk, bestehend aus einem Ochsen, Bananen, Hühnern und Milch, in dem Lager abgeliefert. Danach erschien denn auch, der es gesandt. Der alte Kiengo hatte einst Speke von Unjanjembe bis Unjoro begleitet; jetzt war er unerschöpflich, mit seinen Erinnerungen an „Speki" Stanley und dessen Offiziere zu unterhalten, indem er jegliches Gegengeschenk ablehnte. Ja, an Kapitän Nelson, der in Gestalt und Bart ihn am meisten an „Speki" erinnerte, sandte er als besondere Aufmerksamkeit noch ein Fettschwanzschaf.

Von Kafurro nahm der Marsch eine mehr südöstliche Richtung, dem Victoria-Njansa zustrebend. Aus der flachen, geschützten Mulde stieg der Weg zu dem 1574 m über dem Meere liegenden Hochlande von Rosaka empor, das als eine mit dürrem Grase bedeckte Einöde dem Auge sich darstellte. Auf der rauhen Hochfläche wehte vom See her den Dahinschreitenden ein bitterkalter Wind entgegen, und bald rieselte auch von dem düster bewölkten Himmel ein durchdringender, feiner Regen herab. Es war die Kälte, welche die ihrer ungewohnten Ägypter völlig lähmte; schwankenden Schrittes blieben viele hinter der Kolonne zurück, manche sanken erstarrt und ohnmächtig zu Boden.

Sofort ließ Nelson, der die Nachhut führte, große Feuer anzünden, und seine Sansibariten legten die Erstarrten daneben und rieben und kneteten sie, bis sie sich wieder erholten. Bei fünfen jedoch kam die Hülfe zu spät: sie waren, als man sie aufhob, der Kälte schon erlegen.

Weiterhin indessen senkte sich der Pfad in den nächsten Tagen um 300 m gegen den Urigi-See hinab. Der etwa 40 km lange

Heiße Quelle in Mtagata.

und $1^1/_2$ bis 5 km breite See ist von hügeligen Hängen eingefaßt, die sich an 360 m über den hellblauen Wasserspiegel erheben. In der Trockenzeit erscheinen diese grasbedeckten Hänge braun, hier und da auf kleinen Strecken auch mit dunkelgrünen Büschen bestanden. An der Uferlinie hin hat das zurücktretende Wasser flache Ebenen zurückgelassen, die für Kraniche, Silberreiher und Pelikane ein gelegener Tummelplatz sind.

An dem schmalen Nordende des Sees, der anmutig die Landschaft belebte, schlug die Expedition ihr Lager auf. Zwei Kisten mit Munition wurden hier ins Wasser geschüttet, da für den Krankentransport mehr Trägerkräfte gewonnen werden mußten. Dann wurde dicht an dem nördlichen und östlichen Gestade des Sees weiter gezogen. Karagwe hatte hier ein Ende; aber auch in der Landschaft Ihangiro, in welche die Expedition nunmehr eintrat, ward ihr freundliche Aufnahme, denn der junge Fürst Ndagara hatte seine Empfehlung zu den Nachbarn ihr vorangehen lassen. Nur in einem Punkte trat eine empfindliche Änderung ein. 900 km weit, vom Albert-Njansa bis Ihangiro, war die Expedition gewissermaßen der Gast des Landes gewesen; in Überfluß waren von den Häuptlingen ihr alle Lebensmittel geliefert worden. Das hörte jetzt auf; nunmehr mußte die Expedition alles, dessen sie bedurfte, bezahlen. Bei den Lagern erschienen wohl die Eingebornen in Menge und boten Hühner, Bananen, Malwa-Bier, Fische, Honig an — aber nur gegen angemessene Bezahlung. So wurde denn als Landesmünze jedem Mitgliede der Expedition immer auf je fünf Tage eine bestimmte Menge verschiedener Perlensorten gegeben, den nötigen Lebensbedarf dafür einzukaufen, zugleich aber jedem strenge verboten, irgendwelche Gewaltthätigkeiten gegen die friedlichen Landbewohner sich zu erlauben.

Indes Fathel Mulla, ein Sudanese, verachtete das Verbot und ging in das Dorf Mutara, um ohne Zahlung zu fouragieren. Ein Krug mit Malwa-Bier lockte ihn: ohne weiteres nahm er ihn. Der Besitzer jedoch widersetzte sich dem: Fathel Mulla schalt ihn „Abid“ (Sklave) und „Kelb“ (Hund), schoß ihn nieder und feuerte dann noch mehrmals unter die umstehende Menge, einen Mann am Bein verwundend, einem anderen die Kinnlade verletzend. Keine Hand erhob sich gegen den Unsinnigen; wohl aber erschien alsbald eine Deputation von 50 Dorfbewohnern, um Anklage gegen den Mörder zu erheben und dessen Auslieferung zu verlangen. Eine Untersuchung bestätigte nach jeder Richtung die Anklage: war Fathel Mulla zu retten?

„Der Mann gehört euch“, entschied Stanley, „ihr könnt ihn mitnehmen. Aber wenn ihr ihn für Rinder, Stoffe, Draht, Perlen oder sonst etwas verkaufen wollt, dann werde ich ihn kaufen.“

„Nein, nein, nein, nein! Wir verkaufen unsere Leute nicht. Wir würden uns nicht für 100 Rinder von ihm trennen.“

„Aber was wird sein Blut euch nützen? Ihr könnt ihn nicht

essen, und er wird nicht für euch arbeiten. Nehmt fünf Rinder für ihn."

„Nein, nein, nein, nein! Wir wollen ihn selbst; denn er hat einen vornehmen Mann in unserm Dorfe erschlagen, und die andern werden vielleicht auch sterben. Wir wollen ihn mitnehmen."

„Gut, nehmt ihn denn hin; er gehört nicht mehr mir und hat kein Recht mehr, in meinem Lager zu sein."

Sie marschierten mit ihm fort: sein Schicksal war besiegelt!

Am nächsten Tage zog die Expedition vom Urigi-See mehr nach Osten durch ein rauhes, steiniges Gebiet, das unbewohnt, ohne Wasser war und zahlreiche mit verkrüppelten, zwerghaften Sträuchern bedeckte Ameisenhügel aufwies, während sich nach beiden Seiten ein dünner Wald aus traurigen, blätterlosen, verfallenden und abgestorbenen Akazien ausdehnte.

Nachdem indessen der Scheitel der den See einfassenden Höhen überstiegen war, ging es in eine 270 m tiefer liegende, wellenförmige, mit blätterlosen, verkrüppelten Akazien bedeckte Ebene hinab. Am folgenden Tage wurde das nur noch 1286 m hoch liegende Dorf Kisinga erreicht, und 5 km hinter dem Dorfe schon erhob die Vorhut ein Freudengeschrei: unabsehbar weit wie ein Meer lag der Victoria-Njansa vor den entzückten Augen ausgebreitet.

Nicht eingesenkt in eine tiefe Furche wie der Albert- oder der Albert Eduard-See, sondern flach eingebettet in den Hochrücken des centralen Afrika liegt der Victoria-See da. Das giebt seinem Bilde etwas Freies und Offenes. In lichtem Blau erstrahlt die Wasserfläche, so breit, daß an keiner Stelle das Auge das jenseitige Ufer erfaßt; sobald aber vormittags der regelmäßige Südost aufspringt, nimmt sie einen milchigen Ton an. In dieser ungeheuren Wassermasse, die im Victoria-See aufgestaut vor Augen liegt, ist der wirkliche Ursprung des Nils zu erkennen; daneben ist das, was andere Seen oder Berge noch liefern, doch nur von nebensächlicher Bedeutung. Aber freilich giebt alljährlich der Victoria-See mehr aus, als er einnimmt. Um 8 cm sinkt mit jedem Jahre sein Wasserstand. Infolgedessen zieht sich von den niedrigen Ufern sein Wasserspiegel mehr und mehr zurück und weite Strecken flachen Landes werden wasserfrei, auf denen jedoch erst, wenn der Salpetergehalt des Bodens im Laufe der Jahre durch Regengüsse vollständig ausgelaugt ist, eine kräftige Vegetation sich anzusiedeln vermag.

Jetzt in der trockenen Jahreszeit ist der Boden hart am Ge-

Am Südwestende des Victoria-Ujansa. S. 290.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

stade des Sees kahl, trocken wie Backstein, rissig, hier und da weißlich gefärbt von flimmernden Salpeterausscheidungen. Dann siedelt niedriges Gestrüpp sich darauf an, das jetzt ohne Blätter dasteht. Bei 15 m Erhebung über das Wasser geht es dann in einen zwerghaften Wald, in welchem die Akazie vorherrscht, über. Aber bei 30 m Erhebung verschwindet die Akazie, kräftiger Graswuchs stellt sich ein und überall gedeiht jetzt der stattliche Miombobaum, der in Blattform und äußerem Ansehen lebhaft an unsere Esche erinnert.

Durch dies Strandgelände am Njansa nahm nun die Expedition ihren Weg nach Süden. Stanley erkannte dabei, daß da, wo er 1875 von seinem Boote aus das Südwestende des Sees zu erkennen geglaubt hatte, eine Inselreihe lag, die er für festes Land gehalten. Jetzt sah er, daß der See sich viel weiter nach Süden erstrecke: erst bei Amranda (2° 48′ südl. Br.), wo eine auf ihrer Ostseite von haushohen Papyrusstauden eingefaßte Bucht tief in das Land einschnitt und das spärlich bewachsene Land in breiter Ebene sich nicht mehr als 3 m über den Wasserspiegel erhob, erreichte er das südwestliche Ende des großen Njansa.

Ein wenig südlich von dieser Stelle liegt das Dorf Buanga, die Sprachengrenze bezeichnend. Auf dem ganzen Zuge vom Albert-Njansa an hatte man stets die Sprache der Wahuma gehört: hier erreichte sie die Grenze ihrer Ausbreitung. Von Buanga an trat an ihre Stelle die Sprache der Wanjamuesi, welche das centralafrikanische Hochland im Süden des Victoria-Sees inne haben. Mit Recht freuten sich die Wangwana des Wechsels: sie sahen darin den Beweis, daß sie jetzt ihrer Heimat an der Ostküste um so viel näher gekommen wären.

So wandte sich denn nun auch von Buanga der Marsch der Expedition nach Osten. In vier Tagen wurde die französische Missionsstation in Usambiro erreicht. Es war erstaunlich, was die Patres hier aus den Materialien, die der Wald an Holz, der Boden an Thon ihnen bot, geschaffen hatten. Die Station bestand aus drei Reihen niedriger, mit Erde bedeckter Bauwerke, welche, drei Seiten eines geräumigen Hofes einnehmend, je vier oder fünf Wohnzimmer enthielten. Ein starker Palissadenzaun umgab das Ganze. In der Mitte dieser Häuser stand das Kirchlein, auf dem Dache ein einfaches Kreuz tragend. Außerhalb der Palissaden befanden sich die Hütten der Getauften, durch eine starke Dorn-Seriba geschützt. Indes bevor noch die Station vollendet war, hatten die

Patres aus Wassermangel sie aufgegeben und waren nach Bukumbi weiter ostwärts an einer Bucht des Njansa übergesiedelt. Dort war es, wo Muanga, der vertriebene Herrscher von Uganda, als Gast der Missionare geweilt hatte, bis er, Christ geworden, mit Hülfe der Christen den Thron seines Vaters wiedergewann.

Nur einen Tagemarsch über die französische Station hinaus lag die Station der englischen Kirchenmission Makolo, deren Leiter seit langen Jahren der Missionar Mackay war. Auf sanft an-

Mackays Missionsstation am Victoria-See.

steigendem Gelände in einer öden, von Felsblöcken und Steinhaufen unterbrochenen Gegend erbaut, ist auch sie von einem Palissadenzaun umgeben, innerhalb dessen die Wohnhäuser und Arbeitsschuppen der Mission zerstreut liegen. Sie liegt einer tief in das Land eindringenden schmalen Einbuchtung des Victoria-Njansa so nahe, daß ihr dadurch Verkehr mit und auf dem See gewährt wird.

Ein Anblick, höchst ungewohnt in Central-Afrika, bot sich den ostwärts Dahinschreitenden: eine Wagenspur im Boden. Bald sahen sie denn auch den Wagen, der sie verursacht hatte, einen plumpen, handfesten Karren, der zum Transport von Bauholz diente. Da

kam ihnen auch schon ein Herr mit einem starken, braunen Barte, von untersetzter Statur entgegen, in einen weißen Leinenanzug gekleidet, einen grauen Tirolerhut auf dem Kopfe. Es war Mackay, der sich aufgemacht hatte, die Expedition zu begrüßen und selbst nach der Station zu geleiten.

Stanley vergaß, als er die Station betrat, daß er in Afrika war: ein so reges Schaffen fleißiger Hände nahm er allenthalben wahr. Hier waren Schmiede, dort Zimmerleute bei der Arbeit; sie unterbrachen ihre Arbeit, kamen mit abgezogenen Hüten näher und boten den Eintretenden einen „guten Morgen". Stanley wurde in einem festen Lehmgebäude als Wohnung ein Zimmer angewiesen, in welchem sich mehrere Borte mit Büchern befanden: auch das war im Innern Afrikas ein ungewohnter Anblick. Hassan, der oberste der auf der Station beschäftigten Wangwana, sah das freudige Erstaunen, mit welchem Stanley die Büchertitel musterte. „Allah ho Akbar!" sagte er mit einem Tone von Genugthuung. „Bücher! Herr Mackay hat Tausende von Büchern, im Speisesaal, im Schlafzimmer, in der Kirche, überall Bücher! Ja, Bücher Lasten über Lasten!"

Hier in Makolo war der Ort, wo die Expedition sich ausruhen und zu dem immer noch so weiten Marsch zur Küste neue Kräfte sammeln, wo die zahllosen Kranken und Leidenden durch Ruhe und gute Pflege ihre Gesundheit wiederherstellen konnten. Lagen doch seit längerer Zeit schon 200 Traglasten Landeswährung in Zeugen, Perlen und Messingdraht und 40 Traglasten Lebensmittel-Konserven, welche das geschäftsführende Komitee in London Stanley entgegengesandt hatte, hier für die Expedition bereit. Jetzt war Stanley reich: 30 Lasten Zeuge verteilte er sofort unter die Leute der Expedition, damit diese sich während der Ruhezeit für die Anstrengungen der letzten Zeit entschädigen konnten. Auch die Offiziere der Expedition waren im stande, sich jetzt wieder mit Stiefeln, Hüten, Wäsche und Kleidungsstücken zu versehen, sodaß sie endlich einmal Stanley wieder ganz „präsentabel" erschienen.

Erst nach 19 Tagen — am 17. September 1889 — setzte die Expedition, verstärkt durch 20 Träger, die Stanley neu angeworben, und durch 14 Esel, die er gekauft hatte, sich von Makolo wieder in Marsch. Dennoch meldeten sich noch mehr als 100 Personen wegen Krankheit und Schmerzen als unfähig zu marschieren. Sie mußten in Hängematten getragen oder auf die Esel gesetzt werden.

Dafür wurde aber eine Anzahl von Negerkindern, welche die Wangwana hier und dort an sich gebracht, in Makolo zurückgelassen; Mackay kaufte sie ihren Herren ab. Auch ein Zwergenpaar blieb hier zurück.

Wohl besserte sich, je weiter die Expedition sich südostwärts von Makolo entfernte, das Aussehen des Landes, aber um so dreister und unfreundlicher wurden die Bewohner. Die kleinen Häuptlinge hier in Ussukuma waren mit dem Zunehmen des Verkehrs von der Ostküste nach dem Njansa durch den Hongo, den sie als Wegesteuer von den durchziehenden Karawanen erpreßten, reich geworden; sie hatten ihre Krieger mit guten Hinterladern bewaffnet und glaubten sich jetzt jeder friedlich dahinziehenden Karawane überlegen. Selbst Stanleys Expedition, die doch mehr als 300 Gewehrträger in sich schloß, imponierte den streitlustigen und habgierigen Gesellen nur wenig. Heulende Pöbelhaufen drängten sich tanzend und das Kriegsgeschrei ausstoßend an die ruhig Dahinmarschierenden. Ein langbeiniger Jüngling warf die Behauptung auf, daß die Sudanesen in der Expedition Menschenfresser wären; die Narben, welche diese im Gesicht hatten, galten ihm als Beweis. Sofort erhob die Menge ein wüstes Geschrei: „Menschenfresser haben in unserm Lande nichts zu schaffen!“ Ja, einer der Begleiter der Ägypter wurde von den Frechen seines Gewehres beraubt und an Kopf und Arm verwundet.

Stanley that nichts, die Gewaltthätigkeit zu rächen; die Eingebornen indes hielten Langmut für Furcht und wurden am nächsten Tage nur um so dreister. Inmitten der ganz flachen Landschaft Nera erhob sich eine Anhöhe, welche zu der Zeit, wo der Njansa noch das Land überdeckte, eine hügelige Insel dargestellt hatte. Jetzt hatte der Regen von Jahrhunderten alles Erdreich fortgespült und nur ein wüster Haufen von großen Steinen und grauen Felsblöcken war übrig geblieben. Im Schutze dieser Felsen und auf den schmalen Ebenen zwischen denselben hatte sich eine dichte Bevölkerung angesiedelt, und um die natürliche Felsenburg lagen weit in die Ebene hinaus Haufen von Weilern, jeder mit einer schützenden Euphorbienhecke umgeben. Rinder-, Schaf- und Ziegenherden weideten weithin zerstreut in der Ebene. Auf dieser beherrschenden Felsenburg lag Ikoma, das Dorf des Häuptlings der Monangua; ein bequemer Paßweg, auf beiden Seiten von mehr als 60 m hohen Felshaufen eingefaßt, führte hinauf.

Schon war, friedlich dahinziehend, der Vortrab der Expedition,

von Stanley selbst geführt, in diese Paßenge vorgedrungen, als eine große Menge von Monangua-Kriegern, mit bunten Federn geschmückt, die blanken Speere in den Händen, im Laufschritt ihm entgegenstürmte und mit gellendem Geschrei ihn zurückzutreiben versuchte. Stanley ließ ihnen zurufen, er wäre ein Freund ihres Häuptlings Malissa und komme mit Geschenken für denselben. Allein die wild aufgeregten Krieger schrien nur um so lauter, stürmten mit erhobenen Speeren vor und entrissen Stanley sein Gewehr. Sofort indessen

Felsenhügel in Usambiro.

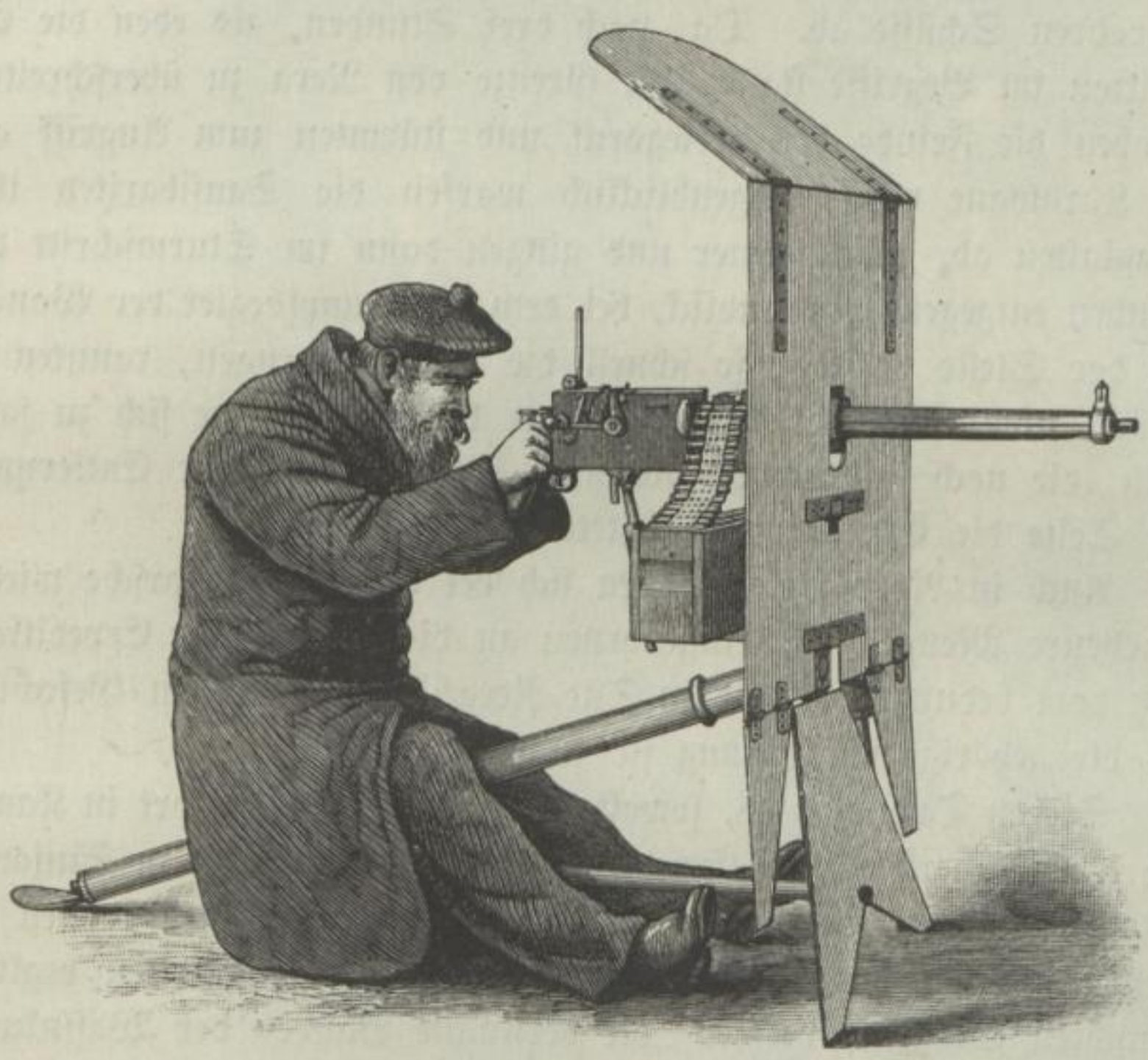
sprangen zwei Sansibariten ihm zu Hülfe und rissen dem allzu dreisten Monangua das Gewehr wieder aus den Händen. Die Bogen waren gespannt, die Speere erhoben, auf den Felsen zur Seite zeigten sich andere Krieger, mit Gewehren bewaffnet: da ließ Stanley auf die vor der Front befindlichen Feinde eine Salve geben; zehn stürzten getroffen zu Boden und, die Verwirrung benutzend, zog sich in schnellem Schritte, einen Gefangenen mit sich nehmend, Stanley mit seinen Leuten aus dem Passe zurück.

Am Ende des Felshügels lagen einige vereinzelte Felsblöcke. Dorthin marschierte im Laufschritt die Expedition; zwischen den Blöcken wurden die Ballen und Kisten aufgeschichtet und so in kürzester Frist ein Boma hergestellt, in welchem man den Angriff der Feinde erwartete. Eine Herde von mehr als 100 Rindern kam den Eilenden dabei in den Weg: auch sie wurde für den Fall einer Belagerung als Proviant in das Boma getrieben. Sie wurde zur Bewachung einem jungen Sudanesen anvertraut, dem eine kleine Schar von Treibern und Wächtern beigegeben war.

Seine versöhnliche Gesinnung zu bekunden, ließ Stanley den gefangenen Monangua mit schönen Stoffen bekleiden und sandte ihn dann zu seinen Landsleuten zurück. Allein auch hierin sahen die Eingebornen, wie es schien, nur einen Beweis von Furcht: nachmittags erschienen sie in drei gesonderten Abteilungen, um von drei Seiten gleichzeitig einen Angriff auf Stanleys Boma zu unternehmen. Der von Süden heranrückende Haufen begann damit, daß er zunächst Plänkler vorschickte, die sich bis auf etwa 270 m auf das Boma losstürzten. Alsbald stürzte einer von diesen, durch eine gut gezielte Kugel zum Tode getroffen nieder; und zugleich gab die Maxim-Kanone Schnellfeuer, wenn auch ohne zu treffen, in derselben Richtung ab. Der Hagel der ohne Unterbrechung herübersausenden Kugeln war mehr, als die Monangua ertragen konnten: schleunigst wandte sich der ganze Haufen zur Flucht. Und als Stanley nunmehr auch gegen den Haufen im Osten eine Compagnie Sansibariten zum Angriff vorsandte und eine andere gegen den Haufen im Norden, hielten auch diese nicht stand, sondern zogen sich langsam zurück. Selbst am andern Morgen thaten sie nichts, um den Abmarsch der Expedition aufzuhalten.

In festgeschlossenem Zuge marschierte Stanley weiter; zwei Compagnien Wangwana bildeten die Vorhut, während die Sudanesen Bonnys und die Compagnie Schukri Agas die schützende Nachhut darstellten. Aus der Ferne beobachteten ungezählte Mengen von Eingebornen den Abmarsch; dann aber kamen sie immer näher heran und begleiteten Stanleys lange Karawane an den Flanken und im Rücken. Stunde um Stunde verging: sie wichen nicht. Daher hielt es Stanley, als die Expedition mittags am Rande von Jordans Nullah, einer 35 m breiten und 9 m tiefen Spalte in den alten Ablagerungen des Sees, anlangte, doch für ratsam, bevor er den schwierigen Übergang unternähme, noch einen Besänftigungs-

versuch zu machen. Poli-Poli, der Oberführer der in Makolo gedungenen Wassukuma, erhielt den Auftrag, mit der drohend-grollenden Volksmenge zu reden. Eine Stunde lang schrie er aus der Ferne, während die Expedition Halt machte und ein Lager aufschlug, den Feinden zu, daß die Expedition höchst friedlich sei und nur ihren Weg ungestört fortzusetzen wünsche; und wirklich gelang es ihm, einen Monangua mit vier Begleitern zu veranlassen, ins Lager zu kommen. Stanley beschenkte alle reichlich, überzeugt, daß jetzt



Maxim-Schnellfeuerkanone.

der „Krieg“ zu Ende wäre. Kaum hatte indes der Monangua Stanleys Zelt verlassen, als Stanley etwa 50 Schüsse in Salven fallen hörte. Er stürzte aus dem Zelte hervor: der Feind war mitten im Lager! Einer der Sansibariten lag, von einem Speere durchbohrt, sterbend am Boden; die Ziegenherde wurde in vollem Laufe davongetrieben, und der Boden des Nullah war mit umherspringenden Gestalten gefüllt. Sofort rief Stanley seine Getreuen an die Gewehre: die frechsten der Feinde im Lager und die Ziegendiebe wurden niedergestreckt, die Herde zurückgeholt; auch der verräterische Monangua erhielt eine Kugel in die Schulter. Sieben

Tote und Verwundete waren eine Lehre, ernstlich genug, um jetzt die streitsüchtigen Eingebornen Frieden zu lehren.

Sobald indessen am nächsten Morgen die Expedition ihren Marsch fortsetzte, war auch die Bevölkerung von Süd-Nera in hellen Scharen auf den Beinen. Die Eingebornen beschränkten sich jedoch darauf, in einer dichtgedrängten, volle 3 km ausgedehnten Kolonne die Expedition in geringer Entfernung zu begleiten. Von Zeit zu Zeit jedoch gaben sie auch auf dieselbe aus ihren schwergeladenen Gewehren Schüsse ab. Da, nach drei Stunden, als eben die Expedition im Begriffe stand, die Grenze von Nera zu überschreiten, erhoben die Feinde den Kriegsruf und stürmten zum Angriff auf die Karawane vor. Augenblicklich warfen die Sansibariten ihre Traglasten ab, gaben Feuer und gingen dann im Sturmschritt den Feinden entgegen: ein Anblick, bei dem die Kampfbegier der Wanera auf der Stelle verflog; so schnell die Füße sie trugen, rannten sie zurück, um erst später wieder zu der langen Kolonne sich zu sammeln, die noch stundenweit bis nach Seke in gehöriger Entfernung zur Seite die Expedition begleitete.

Auch in Nord-Seke hefteten sich bei dem Weitermarsche wieder ungeheure Mengen der Eingebornen an die Flanken der Expedition; auch dort bedurfte es, wie in Süd-Nera, eines Minuten-Gefechtes, um die gehörige Entfernung sie zu lehren.

Sieben Tage ging es, soweit Ussukuma reichte, so fort in Kampf und Unruhe; erst als die Expedition am 25. September in Sinjanga intraf, begegnete sie freundlicher Gesinnung. „Lu! Lu!“ riefen die Weiber als Willkommensgruß ihr zu und die Dorfältesten beglückwünschten Stanley, daß er „die verfluchte Bande“ der Wassukuma verjagt hätte, die stets die Fremden belästige. Durch den schnellen Marsch und den glühenden Sonnenbrand waren aber Menschen und Vieh so erschöpft, daß sie einer mehrtägigen Ruhe bedurften, um sich zu erholen; dann ging es in fast südlicher Richtung weiter nach Usongo, wo der den Weißen sehr freundlich gesinnte Häuptling Mittinginja herrschte. Auch hier wurde eine achttägige Rast gemacht.

Über sein Land hinaus ist der Name Mittinginjas ein Schrecken. Denn mit den gefürchteten Massai im Bunde unternimmt er Raubzüge in die benachbarten Landschaften, von deren Beute jene die Rinderherden, er die Gefangenen erhält, welche er als Sklaven an die arabischen Händler verkauft. Diese Massai sind schlanke, sehnige Gestalten, in Tierhäute gekleidet, mit wahren Eisenmassen in den

Unter Kämpfen durch Süd-Nera. S. 298.

unförmlich ausgezogenen Ohrläppchen. Selten gleitet ein Lächeln über die stets ernsten Züge. Ihre Waffen sind ein großer, ovaler Schild, schwarz-weiß-rot bemalt, und eine 2 m lange Lanze mit einer langen und breiten, scharfen Eisenklinge. An der Schulter hängt das in einer Holzscheide steckende Schwert ohne Parierstange. Am Oberarm trägt zudem der Massai noch einen kleinen Dolch. Feuerwaffen verschmähen sie. Sie leben fast ausschließlich in ihrer fernen Heimat von Rinderherden; höchstens pflanzen sie noch einige Bananen; daher brauchen sie auch keine Sklaven. Die junge Mannschaft aber zieht alljährlich aus, um in den Weideländern des innern Afrika Herden zu erbeuten, da sie deren zu ihrem Unterhalte bedürfen.

So fand jetzt auch in Usongo Stanley eine Schar Massai, deren Heimat im Westen des Kilima Ndscharo war. Sie waren gekommen, um mit Mittinginja in den nächsten Tagen einen Raubzug zu unternehmen. Als sie aber die Esel der Expedition erblickten, eigneten sie sich ohne weiteres vier derselben an; allein Stanley zwang sie, den Raub wieder herauszugeben.

Bei solchen Raubzügen zieht Mittinginja stets seinen Leuten voran als der erste in den Kampf; von Mirambo, dem seinerzeit gewaltig gefürchteten Kriegsmanne und unnachsichtlichen Feinde der Araber, hat er das Fechten gelernt. Er ist auch der einzige Häuptling der ganzen Gegend, welcher von den durchziehenden Karawanen keinen Hongo erhebt. Auch von Stanley nahm er nur ein geringfügiges Freundschaftsgeschenk an, wofür er ihm noch behülflich war, in Usongo 20 Träger anzuwerben, da der Hängemattendienst für die Ägypter eine solche Verstärkung der Tragkräfte verlangte.

In Ikungu, das am 17. Oktober erreicht wurde, endete die südliche Marschrichtung, welche die Expedition seit Nera inne gehalten hatte. Sie schlug jetzt eine fast östliche (Südost zu Ost) ein; denn ihr nächstes Ziel war Mpuapuá, die erste Militärstation der Deutschen.

Auch bei der veränderten Marschrichtung blieb die Beschaffenheit der Landschaft zunächst noch die gleiche. Die Hochfläche des Landes zeigte flache Thäler, welche nur in der Regenzeit von Bächen durchflossen werden. Hier und dort ragten mächtige Felsblöcke auf. Die Bebauung des Bodens war spärlich; auf den Grasflächen weideten Viehherden. Das meiste Land nahm der „Busch“ ein. Hochstämmige Bäume waren selten, meist alte Affenbrotbäume. Denn die Eingebornen brennen die Bäume nieder, um auf dem kräftigen

Waldboden ihr Mutama-Korn zu bauen, bis der Boden erschöpft ist. Dann aber bekleidet er sich rasch mit dichtem Dorngestrüpp, welches edlere, aber langsamer wachsende Nutzhölzer nicht aufkommen läßt.

Auch an Wasser fehlte es dem Lande nicht, wohl aber an Bewohnern; denn die ewigen Fehden und die unabläßigen Raubzüge der Massai hatten das Land menschenleer gemacht. Um so ungestörter hatte der Wildstand sich entwickeln können. Allenthalben sah man Antilopenherden äsen, und auf den Felshügeln trieben Rudel von Pavianen ihr Spiel. Dem entsprechend waren freilich auch die großen Raubtiere aus dem Katzengeschlecht zahlreich vorhanden.

Rüstig ging der Marsch vorwärts. Stanley hielt auf strenge Zucht. Gleich nach Sonnenaufgang zeigte ein schriller, dreifach wiederholter Pfiff an, daß jeder für den Weitermarsch seinen Platz im Zuge einzunehmen habe. Und kaum ist der letzte Pfiff verklungen, so stehen auch schon alle Träger, auf den Köpfen die Lasten, in ihrer Reihe. Stanley zündet seine kurze Pfeife an, dann schreitet er, einen langen Stock in der Hand, an der Spitze der Kolonne einher, dicht hinter ihm ein kleiner Junge mit seinem Sonnenschirm, sein europäischer Diener mit der Winchesterbüchse und ein Mngwana, der seinen Reitesel führt. Die ägyptische Fahne wird ihm vorangetragen. Zwei Compagnien Sansibariten bilden den Vortrab; dann folgt die Karawane, geschlossen durch die dritte Compagnie, welche alle Nachzügler vor sich her treibt. Nach einer oder zwei Stunden besteigt Stanley seinen Esel, wodurch das Marschtempo noch erheblich beschleunigt wird.

Nachmittags wird stets schon sehr zeitig für das Aufschlagen des Lagers Halt gemacht. Dann sitzt Stanley, seine Pfeife rauchend, unter einem Baume und überwacht das Aufschlagen seines Zeltes. Jetzt sammeln sich um ihn, die etwas mit ihm zu besprechen haben, oder es wird auch nur fröhlich geplaudert. Lebhaft und anschaulich erzählt Stanley von seinen Erlebnissen früherer Zeiten; er unterhält sich mit seinen Offizieren oder mit den Patres aus der französischen Missionsstation in Bukumbi, welche sich für ihre Reise nach der Ostküste der Expedition angeschlossen haben. Denn Pater Girault muß nach Europa, um einer Staaroperation sich zu unterziehen, und Pater Schynse begleitet ihn. Selten nur ist Emin Pascha in der Gruppe. Er ist ein Mann ohne Bedürfnisse. Morgens nimmt er eine türkische Tasse Kaffee, dann besteigt er seinen Esel; und oft

wird es Abend, bevor seine Leute ihm irgendwelche Speise oder Erquickung zurecht gemacht haben. Seine Zeit gehört der Wissenschaft; sonst beschäftigt er sich nur mit seiner kleinen Tochter, die er wie seinen Augapfel behütet. In einer Hängematte wird sie ihm stets dicht vorangetragen, sodaß er trotz seiner Kurzsichtigkeit sie überwachen kann. Pater Schynse brachte ihm einmal, als er leidend war, eine Flasche Wein; aber ohne sie zu berühren, gab Emin sie zurück. „Ich werde ihn eines Tages", sagte er mit freundlichem Lächeln, „für einen Kranken wiederfordern; bis dahin bitte ich, ihn mir aufzuheben." Nie denkt er an sich; er lebt nur für andere: das ist es, was ihm bei allen, die ihn verstehen, die wärmste Verehrung einträgt.

Ist das Zelt aufgeschlagen, so verschwindet Stanley darin, um sich mit seinen Aufzeichnungen zu beschäftigen. Denn die Beaufsichtigung des Lagers überläßt er jetzt, wo man auf bekannten Wegen in geordneten Verhältnissen sich befindet, seinen Offizieren.

Bricht die Dunkelheit herein, so werden rings um das Lager große Feuer angezündet und zu jedem Wachen gestellt. Denn so malerisch sich diese Feuer auch ausnehmen, so nahe rücken sie doch die Gefahr eines Grasbrandes, welcher bei den großen Munitionsvorräten im Lager leicht verhängnisvoll werden könnte. Zur Abwehr der Raubtiere sind sie aber notwendig; denn das Meckern der Ziegen, das Brüllen der Rinder, das Geschrei der Esel im Lager lockt diese stets in Menge herbei. Das Gequietsche der neugierig heranlugenden Affen beginnt gewöhnlich den nächtlichen Reigen. Bald übertönt diese das widerliche Geheul der Leoparden. Sofort aber verstummt dies, wenn aus der Ferne ein dumpfes Gebrüll herüberdröhnt. Zitternd lauschen die Esel und Ziegen: der Wüstenkönig meldet sich an. Näher kommt das donnerähnliche Brüllen; von anderer Seite schallt Antwort und um Mitternacht schleichen sicher mehrere Löwen um das Lager, allein durch den grellen Feuerschein noch in Respekt gehalten. Der wachthabende Offizier feuert einen Schuß hinein in die schwarze Finsternis da draußen: auf eine Weile schweigt das Gebrüll; aber erst wenn im Osten der Himmel leise zu ergrauen beginnt, zieht sich die drohende Bande zurück. Nun erst wird es still ringsum; denn immer noch zitternd, können die Esel den Mut nicht finden, ihr Y—ah wieder ertönen zu lassen.

An einem Rasttage umherstreifend, fand der Sansibarit Mardiani unweit des Lagers in einem Dickicht drei große Löwen mit

vier Jungen schlafend. Auf 30 Schritte legte er an, aber der Schuß versagte. Das Knacken des Gewehres weckte jedoch den einen der Schlafenden auf: mit dumpfem Knurren richtete der Löwe sich auf, sodaß Mardiani es doch für geraten hielt, schleunigst Fersengeld zu geben. Überhaupt sind am Tage die Löwen wenig zu fürchten, da der reiche Wildstand sie vor Hunger bewahrt.

War das Land bisher schon spärlich bewohnt gewesen, so wurde es ganz menschenleer, als die Expedition die Mgunda mkali erreichte. Denn den „bösen Wald" nennen die Karawanen die breite Hochfläche, welche die Landschaften Unjamuesi und Ugogo voneinander scheidet. Fünf Tagemärsche weit trifft man hier keine Dörfer an der Straße und auch Wasser ist selten. Nur vereinzelte Jäger durchstreifen die Einöde, oder Raubgesindel treibt sich darin umher. Ein Wald indessen ist die Mgunda nicht; nur niedriges Buschwerk, Dornhecken, dazwischen offene Grasebenen decken den Boden. Nachdrücklich wird den Leuten durch den Ausrufer des Lagers eingeschärft, sich mit Wasser zu versehen und sparsam damit umzugehen; aber die meisten trinken ihre Krüge schon während der ersten Marschstunden leer und müssen dann noch viele Stunden lang zu der Hitze des Sonnenbrandes den lechzenden Durst ertragen. Ist doch im Sonnenschein der Boden oft so heiß, daß die Träger mit ihren bloßen Füßen darauf stille zu stehen nicht ertragen können, sondern wie im Bärentanz bald den einen, bald den andern Fuß aufheben.

Der Abstieg von der Mgunda in die Ebene von Ugogo hinab ist ziemlich steil und mühevoll. Nur von kleinen, welligen Höhenzügen unterbrochen, dehnt sich Ugogo weit hin; hier und da sind buschige Flächen, aber alles dürr und trocken, kein grüner Baum ist zu entdecken; auch die mächtigen Affenbrotbäume stehen blattlos da. So ist es erklärlich, daß der Wind Massen von Staub und Sand mit sich führt. Die ganze Luft ist damit erfüllt; man atmet den Staub ein, und der Sand knirscht beim Essen zwischen den Zähnen.

Auch die Wagogo sind nicht dazu angethan, ihr Land fremden Besuchern angenehm zu machen. In ganzen Scharen lungerten sie aufdringlich abends in dem Lager der Expedition herum und nahmen mit, was sie unbemerkt erwischen konnten. Rotbraun färben sie sich Haare und Haut; ein Ziegenfell bildet gewöhnlich ihre Bekleidung; die ausgezogenen Ohrläppchen dienen ihnen als Tasche: Tabak,

Pfeife, Ringe, kurz alles mögliche stecken sie hinein. Von den durchziehenden Karawanen erheben sie unverschämt hohen Hongo und besetzen die Brunnen, bis er entrichtet ist. Stanley indessen hatte Gewehre genug zu seiner Verfügung, um ihre Forderungen stets angemessen zu ermäßigen.

Der Marsch durch den „Busch" ist nur leicht, wenn alles streng Ordnung hält; sobald aber der Pfad durch Äste oder Dornen behindert ist, geht es gleich langsamer; dazu trugen auch die bei Nera erbeuteten Ochsen — noch 80 sind übrig — oft Bedenken, streng Reihe zu halten. Da ertönt eines Morgens nicht lange nach dem Aufbruche vor der Spitze der Karawane Trommelschlag: eine andere Karawane naht von der Küste her und will auf dem schmalen Pfade im Busch an der Expedition vorüber. Die Leute marschieren gut geschlossen. Da im Vorbeiziehen legt ein langer brauner Schlingel die Hand an die Schläfe: „Guten Morjen!" ruft er auf gut deutsch, vielleicht mit etwas berlinischem Anfluge den Weißen der Expedition zu. „Guten Morjen!" rufen ebenfalls, die ihm folgen. Dann kommt eine Schar von Weibern; auch sie rufen alle, militärisch grüßend, ihr „guten Morgen!"

„Kerl, wo hast du das gelernt?" fragt Pater Schynse, der ja ein Deutscher vom Rhein ist, einen der Vorbeimarschierenden.

„In Bagamoio."

„Bist du denn ein Deutscher?"

„Alles Mtaki (Deutsche), ja!"

Eine zweite Abteilung der Karawane mit eigenem Tambour naht. Es sind Leute aus Urambo. Militärisch grüßend, rufen auch sie ihr „guten Morgen!" Männer und Kinder, mit besonderem Eifer aber die Weiber.

„Wie hängt das nur zusammen?" fragt Pater Schynse voll lebhaften Interesses einen der Führer.

„Wir sind Deutsche!" antwortet der braune Mrambo mit Selbstgefühl. „Wir haben mit den Deutschen in Bagamoio gefochten und Bagamoio schöner wieder aufgebaut, als es war. Jetzt ist alles deutsch: den Arabern braucht man bloß noch die Köpfe abzuschneiden. Die Araber von Bagamoio sind kaput*) — ja!"

Den Warambo folgt eine Schar Wanjamuesi, von denen einer ein neues deutsches Magazingewehr trägt. Sollte es gestohlen sein?

---

*) Warabu wa Bagamoio kaput (Schynse, Reisetagebuch, S. 52).

Der Pater nimmt es ihm ab. Doch ruhig überreicht der Träger ihm einen Zettel: ein Blick darauf, und der Pater giebt das schöne Gewehr dem Mnjamuesi zurück. Mit Erstaunen sehen die umstehenden Wanjamuesi und Sudanesen die Wirkung des kleinen Zettels: sie scheinen ihn für eine Art Zauberamulett zu halten. Und doch enthielt er nur die wenigen Worte: „Der Mnjamuesi Kingu hat sich gut betragen. Wißmann.“ Man ist nicht mehr in der öden Wildnis, wenn man den Flügelschlag des deutschen Aars vernimmt.

Das war ein reicher Gesprächsstoff für die Bukumbi, Schynses Träger, während der langen Marschstunden: die Siege Wißmanns über die Araber, der Wiederaufbau Bagamoios mit Glocken in der Kirche. Und abends im Lager ergriff einen von ihnen im Kreise der Gefährten die Begeisterung. „Wir haben“, sang Mwa Kilala, „die Thüre geschlossen, unser Haus bestellt, Frauen und Freunden Lebewohl gesagt. Wir gehen zur Küste nach Bagamoio, die Glocken zu hören und die Männer zu sehen des weißen Sultans, der die Küste gefressen!“

„Die Glocken zu hören und die Männer zu sehen des weißen Sultans, der die Küste gefressen!“ sang mit aller Kraft der Lungen der Chor der Umstehenden den Kehrreim.

„Der Weg ist lang und Räuber im Busch“, sang Mwa Kilala weiter, „doch wir fürchten uns nicht. Der Herr giebt uns Nahrung, so bleiben wir stark, und des Meisters Büchse schießet gar scharf. Darum seid mutig, Bukumbi, und freuet euch sehr. Wir gehen zur Küste —“

„Die Glocken zu hören“, fiel mächtig wieder der Chorus ein, „und die Männer zu sehen des weißen Sultans, der die Küste gefressen.“

Viele Verse noch hatte das Lied; die ganze Reise bis zu der von Wißmann eroberten Küste, wie er sie sich dachte, zog an dem Auge des dichtenden Sängers vorüber; und unermüdlich sang bis tief in die Nacht hinein der Chor seinen Kehrreim.

Am nächsten Tage indessen wurden die so freudigen Mutes der Küste zustrebenden Bukumbi, als sie eben die Lagerhütten aufschlugen, plötzlich ganz still und drückten mit ängstlicher Befangenheit sich zur Seite. Und der Anblick, der sich bot, war auch wohl geeignet, ihr mutiges Herz schneller klopfen zu machen. Eine Bande Massaikrieger, wohl 150 an der Zahl, zeigte sich, bewaffnet mit Schild

und Speer. Aber die Anführer der Massai hielten strenge Manns-zucht. Ohne ein Wort zu sprechen oder einen Schritt aus dem Pfade zu weichen, zogen die unheimlichen, finsteren Raubgesellen schnellen Schrittes im Gänsemarsche an dem Lager vorbei. Offenbar hatten sie irgend einen Raubzug im Sinne. Zwei Tage später gelangte denn auch die Expedition an einem Massai-Lager vorüber. Zwischen mächtigen Granitblöcken hatte sich hier die gefürchtete Raubschar verschanzt und die zusammengeraubten Rinder in Sicherheit gebracht.

Es blieb denn auch nicht aus, daß sie von diesem festen Versteck aus den kecken Versuch machte, selbst die an Zahl ihr so weit überlegene Karawane Stanleys ihre Nachbarschaft empfinden zu lassen. Ihrer 70 etwa brachen, als die Expedition gegen Abend friedlich dahinzog, unversehens in die lange Kolonne der Herde ein und versuchten die Ochsen wegzutreiben. Der junge Sudanese, welcher den Oberbefehl über die Herde führte, rief den Massai warnend zu, die Rinder in Ruhe zu lassen. Allein die Verwegenen achteten nicht auf ihn, worauf er denn kurz entschlossen zugleich mit den ihm untergebenen Treibern auf die Räuber Feuer gab. Zwei von den Massai stürzten tot zu Boden, während die andern schleunig vor der kleinen Zahl der Verteidiger, die Rinder im Stiche lassend, sich aus dem Staube machten: zum deutlichen Zeichen, daß ihr Ruf weniger auf ihrer eigenen Furchtbarkeit, als auf der Feigheit der Gegner, auf die sie treffen, beruht. Aber die zerlumpten Sudanesen hatten Mut: so waren sie den gefürchteten Massai überlegen.

Auch die fröhlichen Bukumbi sollten noch, als die Karawane sich schon den Grenzen von Ugogo näherte, ein Abenteuer haben, das dem Lager zur großen Ergötzung diente. Abends in einem dem Lager nahen Wagogo-Dorfe umherschlendernd, brachten einige Bukumbi in Erfahrung, daß die Dorfschaft dringend nach Regen verlange und demnach einen Zauberer suche, welcher ihr das ersehnte Naß verschaffen könne. Sofort behauptete einer der Übermütigen, Meister in dergleichen Künsten zu sein, und die übrigen bestätigten dies mit allem Nachdruck.

„Nun, so mache uns jetzt Regen!“ riefen die einfachen Dorfbewohner.

„Dazu muß ich mehrere Tage haben“, antwortete der Schelm, „und morgen muß ich fort. Da kann ich euch nicht helfen. Aber

für den Preis einer Ziege bin ich bereit, euch eine gute Mutama-Ernte zu zaubern."

Die Wagogo waren es zufrieden; er machte ihnen etwas Hokuspokus vor und erhielt dann richtig seine Ziege. Fröhlich kam die Gesellschaft damit nach dem Lager, und obschon es schon spät am Abend war, schlachteten sie doch unter endlosen Scherzen über die Einfalt der Wagogo das „ehrlich" verdiente Tier, brieten und verzehrten es.

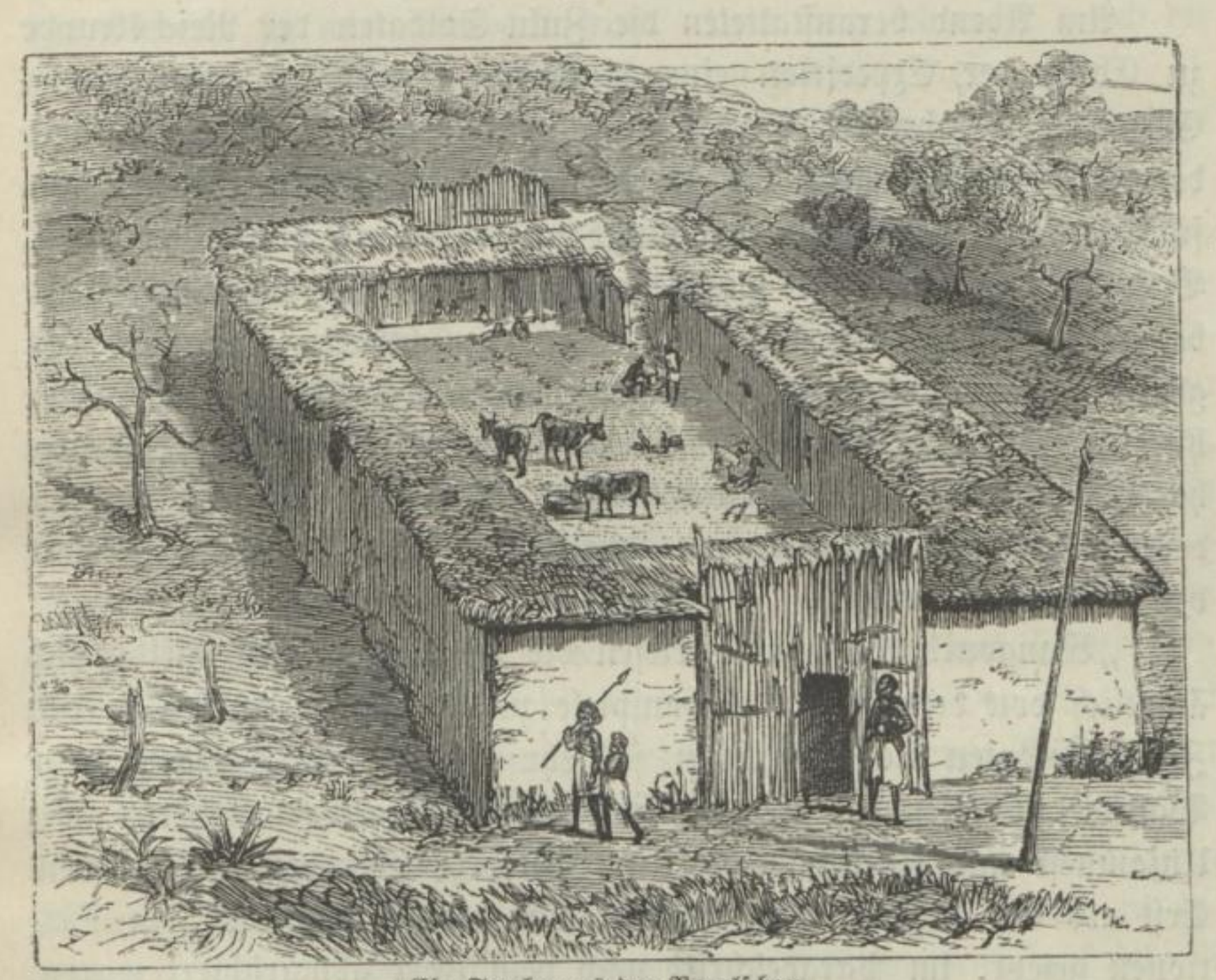
„Morgen Marenga mkali!" verkündete der Ausrufer im Lager. Das war eine schlechte Aussicht; denn die „Wüste des Bitterwassers" ist ein Schrecken für alle Karawanen. Sie erscheint so flach wie das Meer, nur hie und da von leichten Hügeln unterbrochen, die sich wie Inseln aus der braungrünen Fläche abheben. Wo sich dichtes Gestrüpp befand, war die Farbe abwechselnd grün und dunkelbraun; wo die Ebene ohne Büsche und Farnkräuter kahl dalag, hatte sie ein weißbraunes Aussehen, auf welches die vorüberziehenden Wolken hin und wieder ihre tiefen Schatten warfen. Wo es Wasser in der Wüste giebt, ist es bitter wie Salpeter und völlig untrinkbar. Ein jeder füllte daher beim Ausmarsche so viel Kürbisflaschen, wie er nur besaß, mit Trinkwasser; und früher als sonst — schon um 5 Uhr früh — ertönte der schrille Pfiff, welcher die Karawane in Marsch setzte.

Mitten in der Wüste mußte das Lager zur Nacht aufgeschlagen werden; aber am nächsten Morgen riefen die Träger sich wohlgemut zu: „Heute kommen wir nach Mpuapua!" Denn in Mpuapua waren die Leiden der Wüstenwanderung überwunden: dort gab es Wasser, Lebensmittel und Ruhetag.

Der Rand der Hochfläche von Innerafrika bildet einen ansehnlichen Höhenzug; dann steigt das Land ostwärts in breiten unregelmäßigen Stufen hinab, welche von dem Hochrücken des Innern zur Meeresküste hinabführen. Rüstig geht es zur Paßhöhe des Randgebirges in 2 Stunden hinauf, steil auf der Ostseite wieder hinab. Sofort erscheint die Landschaft verändert; streckenweis ist der Boden wieder bebaut; bald durch Kornfelder, bald unter hohen Schirmakazien führt der Weg dahin. Ein dichtes Gehölz umfängt die Karawane: sie tritt daraus hervor und erblickt, fern im Winde über den Bäumen flatternd, die schwarz-weiß-rote Flagge. Ein Freudengeschrei begrüßt sie: das ist Mpuapua!

Immerhin dauerte es noch mehrere Stunden, bis die Expe-

dition am Bache von Mpuapua, dem ersten fließenden Wasser, das sie seit dem Victoria-Njansa sah, unter weitschattigen Sykomoren ihr Lager aufgeschlagen hatte, schon eine Strecke landeinwärts durch Leutnant Rochus Schmidt begrüßt, den der Reichskommissar, Major von Wissmann, mit 100 Zulus zum Empfange der Expedition in Mpuapua stationiert hatte. Er selbst war hier gewesen, um den Bau des Forts zu leiten, durch den Aufstand der Araber aber wieder an die Küste zurückgerufen worden.



Ein Tembe aus der Vogelschau.

Mitten in der Ebene, auf einer von allen Seiten sanft ansteigenden Anhöhe erhebt sich das deutsche Fort, ein Quadrat von 40 m Seitenlänge, von einer 2 m hohen, starken Mauer aus Granitblöcken umschlossen. Überdies zieht sich ein breiter Wall aus dornigem Akaziengebüsch, dessen einziger Durchgang nachts geschlossen wird, rings herum. Im Schutze der Mauer sind die 3 Zelte für die Offiziere und die Hütten für die Mannschaften errichtet. Auf einer Bastion steht, die ganze Ebene beherrschend, eine Kanone. Ringsum sturmfrei, ist das Fort völlig unangreifbar.

Im Schutze des Forts haben sich zahlreiche Eingeborne angesiedelt, meist Wagogo, denen hier aber die Deutschen Bescheidenheit

beigebracht haben. Bis zu den südlichen Höhen ist die Ebene abgeholzt und mit zahlreichen Tembes, viereckigen Wohnhäusern, welche den Hof im Innern haben, besetzt. Unter der Aufsicht deutscher Soldaten wird bei dem Fort ein regelmäßiger Markt abgehalten, zu welchem die Umwohner die Erträge ihrer Felder und Herden herbeibringen. Dort sah man denn auch an dem Rasttage (den 11. November) die Leute der Expedition behaglich herumflanieren und ihre kleinen Handelsgeschäfte betreiben.

Am Abend veranstalteten die Zulu-Soldaten der Reichstruppe zu Ehren der Expedition einen festlichen Kriegstanz mit Gesang. Sie standen dabei im Kreise, in dessen Mitte bald der eine, bald der andere vorspringend mit einem unsichtbaren Feinde Kämpfe aufführte, indem der Gesang der Runde je nach der Kampfart wechselte. Bald sprang einer mit gezogenem Seitengewehr vor und durchbohrte in wilden Sprüngen alle seine unsichtbaren Gegner; dann glitt einer schlangengleich mit angelegtem Gewehr über die Erde hin; wieder einer forderte, einen Säbel schwingend, die Feinde heraus und hieb nach kurzem Gefecht allen die Köpfe ab; ein anderer rollte wie im wütenden Zweikampfe über die Erde, bis er den Gegner niederstach.

„Wangoni! Wangoni!“ riefen die Wassukuma und hielten sich ängstlich von dem wilden Schauspiele zurück. Sie glaubten in den Zulu-Soldaten die von ihnen so sehr gefürchteten Wangoni oder Watuta zu erkennen, deren blutige Raubzüge vor Jahren ganz Unjamuesi und Ussukuma bis zum Victoria-See verwüstet hatten. Erst als die Schaukämpfe beendigt und die Zulu wieder, in Sektionen gesetzt, im Paradeschritt nach dem Fort abmarschiert waren, faßten die Wassukuma wieder Mut. „Jetzt glauben wir“, hörte man sie sagen, „daß die Weißen stärker sind als wir. Denn wo es nur Teufel auf der Erde giebt, wissen sie dieselben zu bändigen, unterrichten sie noch dazu in der Kampfesart der Weißen und hetzen sie dann auf ihre Feinde. Mit hundert solcher Wangoni könnt ihr hingehen, wohin ihr wollt!“

Einen Schatten indessen auf die frohe Rast in Mpuapua warf es, daß der Kommandant des Forts, Leutnant von Medem, an Dysenterie schwer krank daniederlag. Mit liebevoller Sorgfalt, jetzt wieder Arzt, widmete sich Emin Pascha dem Leidenden, und lediglich im Interesse des Kranken schob Stanley den Abmarsch noch um einen Tag hinaus. Da hörte am letzten Abend — alles hatte sich

schon zur Ruhe gelegt — Pater Schynse vor seinem Zelte seinen Namen rufen.

„Wer ist da?“ fragte er erwachend.

„Emin.“

Sofort sprang der Priester auf und öffnete das Zelt. „Was giebt es?“ fragte er beunruhigt.

„Sie wollten mir einmal“, sagte Emin, „eine Flasche Wein geben, wo ich sie nicht nötig hatte. Bitte, geben Sie sie mir jetzt für Medem: sie wird ihm gut sein.“ Und eilig kehrte er durch die Nacht mit dem Wein zu seinem Kranken zurück.

„Aushalten, leiden, um andere zu erleichtern: das ist Emins Geheimnis“, schrieb der Pater bewundernd in sein Tagebuch.

Nicht leicht giebt es einen größeren Gegensatz für das Auge, als wenn man von der öden Hochfläche des Innern zu der Landschaft Usagara, zu welcher jetzt der Marsch führte, ostwärts hinabsteigt. In wenigen Stunden gelangt man mitten hinein in ein herrliches Land mit krystallhellen Bächen, rauschenden Wasserfällen, prächtigen Waldstrecken, grünen Hügellehnen. Hier zog am Morgen des 13. November auf der gewöhnlichen Karawanenstraße nach Bagamoio, etwa noch 700 Köpfe stark — die Manjema waren schon vom Victoria-See nächsten Weges ihrer Heimat hinter dem Tanganjika zugewandert — die Expedition dahin. Der Weg führt bald hinter Mpuapua zu einer Bergkette hinauf, deren Rücken ganz mit stattlichem Miumbo-Walde bestanden ist; dann steigt er so steil in das Thal von Tubugwe hinab, daß alle Reiter von ihren Eseln abstiegen, um den Tieren das Gehen an der steilen Senke zu erleichtern; nur ein baumlanger ägyptischer Offizier blieb auf seinem hohen Sattel sitzen und zwang das arme Tier, ihn bergab zu tragen. Das Thal prangte von üppigen Mais- und Batatenfeldern; denn die Wagogo, welche sich hier angesiedelt haben, haben von den Deutschen gelernt, die Bergwasser aufzustauen und ihre Felder zu berieseln.

Über einen zweiten, nicht weniger steilen Höhenzug führte nun der Weg in das herrliche Thal der Mukondokua hinab. Allenthalben sieht man in dem etwa 200 m breiten Thale üppige Bananenpflanzungen und weite Mutamafelder, 3 m hoch im Halm, hie und da Palmengruppen, die, je weiter man kommt, um so dichter und zahlreicher werden. Dazwischen schlängelt sich die 10 m breite Mukondokua hin, von 3 bis 4 m hohen Schilfgräsern eingefaßt. Die

bewaldeten Berghänge sind in frisches Grün gekleidet, aus welchem die weißgelben Stämme der Büttneriaceen hervorscheinen. Unter schattigen Bäumen führt der Weg dahin, in deren Wipfeln Vögel fröhlich singen und zwitschern.

Der Tembe-Stil der Häuser ist jetzt verschwunden. Runde Hütten mit bienenkorbähnlichem Dache liegen da und dort auf Bergvorsprüngen. Denn die scheuen Wasagara ziehen sich auch auf die unzugänglichsten Höhen zurück aus Furcht vor den räuberischen Wahehe, von deren Raubzügen die rauchgeschwärzten Ruinen zeugen, die man da und dort noch wahrnimmt. Den Deutschen dagegen begegnen sie mit Vertrauen und viel Respekt. Wo Bewaffnete der Expedition begegnen, legen sie ihre Gewehre zum Zeichen der Unterwürfigkeit auf die Erde und treten einige Schritte zurück. Mit dem Abstiege von der Höhe hat sich auch das Klima sehr geändert. Die Hitze in dem Thal ist drückend, und auch die Nächte bleiben schwül. Mehr als sonst ermüdet das Marschieren.

Am Ende des reizenden Mukondokua-Thales ist den Kidete-Bergen wie eine Vorstufe die Landschaft Farhani vorgelagert. Hierher nahm, dem Karawanenwege folgend, die Expedition ihren Marsch. Nicht mehr wurde ihr jetzt die rote Fahne Ägyptens mit ihrem islamitischen Symbol vorangetragen; sie war zusammengerollt, denn ihre Zeit war vorüber: so bestimmte es der Befehl des Reichskommissars. In Farhani traf die Expedition denn auch auf die erste christliche Gemeinde. Mit Überraschung erblickte man in einem Dorfe ein hohes Kreuz aufgerichtet.

„Wer hat dies Kreuz errichtet?“ war die Frage.

„Wir selbst!“ antworteten die Dörfler. „Denn unser ganzes Dorf ist christlich.“

Bald ergab sich die Erklärung. Einen Kilometer von Bagamoio liegt eine große französische Missionsstation, deren Patres Sklavenkinder kaufen, um sie in christlicher Erziehung zu tüchtigen Ackerbauern und Handwerkern auszubilden. Erwachsen, werden die Zöglinge dann an geeigneten Plätzen in selbständigen Gemeinden angesiedelt. So war es hier in Farhani geschehen; und still und arbeitsam lebte die Gemeinde inmitten der Heidenwelt für sich.

Von Farhani steigt der Weg zur Makata-Ebene hinab. In der Regenzeit ein ungangbares Sumpfgebiet, da es den zahlreichen Wasserläufen an Gefälle fehlt, glich sie jetzt einem etwas vernachlässigten Parke. Größtenteils ist der Boden mit hohen Gräsern

bedeckt; jetzt waren sie niedergebrannt, aber schon wuchs der Rasen wieder frisch empor. In zahlreichen Gruppen stehen hochstämmige Bäume, wie Fächerpalmen oder Schirmakazien, verstreut, zwischen denen niedriges Buschwerk aufschießt. Rudel von Gazellen und Antilopen beleben die anmutige Landschaft. Allmählich indessen bei weiterem Vormarsch änderte sich das Bild. Die Bäume wurden immer seltener; dafür erschienen leichte Sandhügel, mit Palmgestrüpp bewachsen, bis endlich ein geschlossener grüner Baumwall auftauchte, hinter dem ziemlich schnell in tief eingeschnittenem Bett die Makata floß. Zwar nur 10 m breit, war der Fluß aber mehr als 1 m tief. Da stiegen denn die Weißen von ihren Eseln auf die Schultern der stämmigen Sansibariten und wurden von diesen ohne Beschwer zum anderen Ufer hinübergetragen.

Noch in der Ebene, bei dem Dorfe Viansi, wurde das Lager aufgeschlagen. Sehr zur rechten Zeit langte in diesem während der Nacht eine Karawane an, welche der Reichskommissar der Expedition entgegensandte. Von den in Nera erbeuteten Ochsen, welche für die Expedition die Lebensmittelfrage so sehr vereinfacht hatten, war der letzte im Mukondokua-Thale geschlachtet worden; und der Ertrag der Jagd war unsicher, da Stanley sein letztes gutes Jagdgewehr dem Häuptlinge von Usongora geschenkt hatte. Aber Major von Wissmann, welcher selbst Afrika zweimal in seiner ganzen Breite von West nach Ost durchzogen hatte, wußte, was der Expedition not that; in ganzen Trägerlasten sandte er an Emin das Zweckmäßige.

Wohlgemut zog daher am nächsten Morgen die Expedition weiter, ihrem immer näher rückenden Ziele entgegen. Nach zwei Tagen erreichte sie Morogoro, die Residenz Kingus, des mächtigsten Häuptlings zwischen Mpuapua und der Küste. Eine steinerne Mauer, mit Schießscharten versehen, umgab das Dorf; und das Haus Kingus hatte ganz europäischen Anstrich, da gelernte Maurer und Tischler es erbaut hatten. Mit Freigebigkeit sorgte der den Deutschen sehr ergebene Häuptling für alle Bedürfnisse der Expedition, wie es zwei Tage später auch die in dem ebenfalls wohlummauerten Simbamwenni residierende Mutter Kingus that. Kisabengo, ihr Mann, ein verwegener Freibeuter aus Usegua, hatte dies große Reich am oberen Gerengere gestiftet, in welches sich nach seinem Tode die Witwe mit ihrem Sohne geteilt hatte.

Je näher das Ziel rückt, um so mehr bemächtigt Sorglosigkeit sich der Karawane; die frühere feste Ordnung lockert sich; nur die

Wangwana marschieren noch in geschlossener Kolonne. So geht es weiter über wellenförmiges Land, das bald als Savanne, bald als Buschland erscheint. Auch Kornfelder sind nicht selten; nur Dörfer sind nirgends zu sehen. Denn im tiefen Dickicht haben die Eingebornen aus Furcht vor feindlichen Überfällen sich angesiedelt: nur die ins Dickicht hineinführenden Fußsteige verraten das Vorhandensein von Dörfern. Infolgedessen machte die tägliche Verproviantierung der Karawane nicht selten auch jetzt noch erhebliche Schwierigkeiten. Daher kam allen — die Expedition lagerte in Mjua — die Botschaft sehr erwünscht, durch welche der Baron von Gravenreuth ihr seine nahe bevorstehende Ankunft meldete. Von seinem Ruhme hatte man schon auf dem Hermarsche viel vernommen; sein glänzender Sieg über die von Buschiri, dem Leiter des Araber-Aufstandes, selbst geführten Mafiti-Scharen, hatte ihm bei den Wangwana den Namen Simba ja mrima eingetragen. Dicht hinter seinen Boten erschien denn auch der „Löwe der Küste" selbst. Und am Nachmittage wurde das Lager plötzlich durch Waffengeklirr und deutsche Kommandoworte überrascht: Leutnant Langheld marschierte mit einer Compagnie Sudanesen von der Reichstruppe ein, welche der Baron ins Binnenland hinaufzuführen beauftragt ist.

Ein ganzes Gefolge von Weißen hat der Compagnie Gravenreuths sich angeschlossen, darunter auch zwei Zeitungsreporter, welche darauf erpicht sind, die erste Nachricht von dem Eintreffen der Expedition Stanleys zu bringen. Den einen von diesen sendet der amerikanische New York Herald Stanley entgegen; der Besitzer der Zeitung, James G. Bennett — derselbe, welcher vor Jahren einst Stanley zur Aufsuchung Livingstones aussandte — hat ihm eine Anzahl Kisten mit Lebensmitteln und Reisebedürfnissen mitgegeben. So ist denn nun jeglicher Verlegenheit gesteuert. Für den Abend aber lud Premierleutnant von Gravenreuth die sämtlichen Weißen zu sich zu Gaste und überraschte sie durch nichts mehr als durch ein Gericht, das den meisten seiner Gäste seit Jahren fremd geworden war. Und was enthielt die Schüssel? Kartoffeln!

Am 1. Dezember wurde von Mjua der Weitermarsch angetreten. Er führte durch eine grüne, fast offene Savanne mit einsprengten kleinen Bauminseln. Zu den Seiten war der Pfad durch niedriges Buschwerk eingefaßt, hinter dem sich häufig die Mutamafelder der Eingebornen hinzogen; von Zeit zu Zeit sich abzweigende Seitenpfade deuteten auf im Dickicht verborgene Dörfer hin.

Das Bankett in Msua. S. 312.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Ein Bote holte am Nachmittage die Expedition ein. Er meldete Stanley, daß die schon seit langem erwartete Proviantkolonne der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche der Expedition entgegengesandt war, auf einem andern Wege marschierend, in Mjua eingetroffen wäre und jetzt der Expedition nachfolge. Am nächsten Tage langte sie denn auch, mit 170 Trägerlasten Reis und 25 Kisten europäischen Proviants, Kleidungsstücken und Stiefeln beladen, im Lager an. Sofort ließ Stanley an jeden Mann der Expedition 10 kg Reis, sowie Rationen an Salz, Zucker, Fruchtkonserven und Biskuits austeilen. Das gab ein Festmahl für die Träger, und die noch übrigen wenigen Marschtage vergingen ihnen im Überfluß.

In dem Dorfe Bikiro war am Abend des 3. Dezember das Lager aufgeschlagen. Stanley saß noch im Mondschein mit den Offizieren der Expedition in lebhafter Unterhaltung zusammen, als deutlich vernehmbar ein Kanonenschuß herübertönte. Die Sansibariten meinten, es sei der Schuß, der allabendlich in Sansibar bei Sonnenuntergang abgegeben wird; die Vorstellung, der Heimat so nahe zu sein, erschütterte sie: sie brachen in ein leidenschaftliches Freudengeschrei aus, in das auch die Ägypter einstimmten. Jetzt schien kein Zweifel mehr, daß das Ende aller Leiden und Mühsale da wäre.

So waren denn auch am nächsten Morgen zu dem letzten Marsche, der sie zum Kingani, nach Bagamoio, ans Meer bringen sollte, alle Mannschaften in dem Lager viel früher als sonst munter und marschfertig. Mit raschen Schritten ging es vorwärts: die drittehalb Wegstunden bis zur Kingani-Fähre, in 2 Stunden sind sie zurückgelegt. Dann ordnet sich alles zum letztenmal, um den breiten Kingani, das letzte Hemmnis ihrer Sehnsucht, zu überschreiten.

Mit Verwunderung sehen die Sansibariten die Veränderungen, die seit ihrer Abreise hier stattgefunden haben. Die alten Einbäume, auf denen sie früher ihre Überfahrt machten, sind verschwunden. Ein festes Kabel ist über den 25 m breiten Strom gespannt, an welchem ein starkes Stahlboot hin und wieder fährt; und drüben steht ein befestigtes Haus, die Fähre zu sichern, das sonst auch nicht da war, und die deutsche Fahne weht oben drauf. Wie lange sind sie denn fortgewesen, fragen sie sich. Sie wissen's nicht auszurechnen: aber gewiß lange, sehr lange!

Sechzehntes Kapitel.

Abschied und Ende.

Bagamoio. — Empfang durch Wissmann. — „Wir sind zu Hause." — Zweck und Erfolg der Expedition. — Das Festbankett. — Emins Sturz. — Stanleys Abschied von Emin. — Sansibar, Njambo. — Abrechnung, auch mit Tippu-Tib. — Heimkehr der Ägypter. — Emins Sorgen. — Eintritt in deutsche Dienste.

Am flachen Meeresstrande, 8 km südwärts von der Mündung des Kingani liegt Bagamoio, der Endpunkt der vielbetretenen Karawanenstraße. Denn hier springt der Insel Sansibar gegenüber die afrikanische Ostküste am weitesten zurück: das verkürzt den Karawanenweg und giebt dem Ort seine Bedeutung. Gerade der Fernverkehr sammelt sich hier. Einen Hafen freilich hat Bagamoio nicht; 3 bis 4 km vom Lande müssen die Schiffe zu Anker gehen; so seicht ist das Meer. Nur flache Boote vermögen zu landen.

In einem Hain von Kokospalmen und Mangobäumen liegt hart am Strande die Stadt. Sie besteht aus einigen Straßen, welche mit der Strandlinie gleichlaufen und durch enge Gassen mit einander verbunden sind. Aus Korallenfels und Fachwerk sind die Häuser errichtet. Am Batterieplatz liegt die Kommandantur, in welcher der Reichskommissar sein Hauptquartier hat. Weit erstreckt sich im Südwesten der Stadt das Negerviertel landeinwärts, das aus Hunderten von Strohhütten besteht. Während des Aufstandes der Araber gegen die deutsche Herrschaft war es ganz in Flammen aufgegangen, aber sobald mit der Niederwerfung des Aufstandes die Sicherheit wiedergekehrt war, ohne viel Mühe wieder aufgebaut worden. Auch der früher so rege und bunte Verkehr, welcher den Karawanenträgern aus dem Innern Bagamoio wie eine Weltstadt erscheinen ließ, war, nachdem der Aufstand alles Leben verscheucht,

allgemach wieder aufgewacht. Betriebsame Inder hatten ihre Läden und Werkstätten wieder geöffnet, Trinkhallen und Garküchen waren neu erstanden.

Heute nun — am 4. Dezember 1889 — hatte Bagamoio zu Ehren der erwarteten Expedition Festgewand angelegt: die Straßen waren allenthalben mit Palmwedeln geschmückt, und die deutschen und englischen Kriegsschiffe auf der Reede hatten festlich geflaggt. Major von Wissmann ritt am Morgen mit großem Gefolge hinaus nach der Kingani-Fähre und ließ es sich nicht nehmen, im Fährboot über den Fluß zu fahren und die Expedition schon am jenseitigen Ufer zu begrüßen. Gern folgten Emin Pascha und Stanley, welcher nunmehr den Oberbefehl über die Karawane Stairs übertrug, seiner Einladung, ihn zu begleiten. Schnell trug das Fährboot sie nach dem rechten Ufer des Kingani; im Stationshause dort wurde ein Imbiß eingenommen: dann stiegen Emin und Stanley mit Wissmann zu Pferde; für die übrigen Begleiter waren Reitesel da; nur Pater Schynse zog es vor zu Fuße zu gehen.

Der Weg führte über eine Savanne, welche mit lichtem Gehölze bestanden war. Dann kam in der Thalsenke dichtes Gebüsch und Wald, hin und wieder etwas sumpfige Stellen, bis Pflanzungen von Kokospalmen, Zuckerrohr oder Baumwollenstauden, von Maisfeldern unterbrochen, und die immer dichter sich reihenden Landhäuser von Indern und Arabern die Nähe der Stadt ankündigten. Bald ist diese erreicht. Begrüßender Zuruf empfängt die Reiter in den geschmückten Straßen; sie lenken, um eine Ecke biegend, auf den Batterieplatz ein: zur Rechten liegt beflaggt die Kommandantur vor ihnen, zur Linken reicht der Blick bis zu dem weiten, blauen, in sanften Wellen bewegten Indischen Ocean hinüber.

„Da, Pascha", sagt Stanley, auf das Meer weisend, zu dem neben ihm reitenden Emin, „wir sind zu Hause!"

„Ja, Gott sei Dank!" antwortet Emin. Da donnern von der Batterie die Salutschüsse los, mit welchen Deutschland die Helden empfängt, und donnernd rollt über das Meer heran der Gruß der Kriegsschiffe auf der Reede.

Im Kasino der deutschen Offiziere ist eine geräumige Veranda des ersten Stockes, mit Palmzweigen und deutschen Flaggen reich geschmückt, in eine Palmenlaube umgewandelt worden. Hier findet an reich besetzter Frühstückstafel die Begrüßung durch die deutschen Offiziere statt. Emin ist in fröhlichster Stimmung; dicht scharen

sich um ihn die jungen Landsleute. Stundenlang sitzen sie so zusammen, denn tausend teilnehmende Fragen gilt es zu beantworten über sein Leben in Hat-el-Estiwa und auch über den Zweck der Expedition. Da findet mehr als einer es auffallend, daß ein schottischer Kaufmann auf die Idee verfällt, einen ägyptischen Beamten, den er kaum dem Namen nach kennt, heimzuholen. Aber freilich galt die Expedition nicht so sehr der Person Emin Paschas, als seiner Provinz und seinem Elfenbein. Und wären die Verhältnisse geblieben, wie sie waren, so hätten die in Wadelai lagernden 4000 Centner Elfenbein alle Kosten reichlich gedeckt und außerdem noch einen Fonds für mehrere Jahre geliefert. Unterdes hätte Emin neues Elfenbein sammeln können, und das Komitee in London hätte eine hübsche Provinz ganz kostenlos gewonnen und die Mittel noch dazu daraus gezogen, um sie mit den Erwerbungen der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Verbindung zu setzen. Man erwartete dabei, daß, wenn man Emin mit Munition und sonstigen Bedürfnissen versah, er nun auch seinen Einfluß und seine Landeskenntnisse in den Dienst seiner Befreier stellen würde: so wäre das Ganze eine wohlgelungene Spekulation geworden. „Ich bin ja den Herren recht dankbar für das, was sie für mich gethan haben", schloß Emin, der aus dieser seiner Ansicht nie ein Hehl gemacht, „aber der Endzweck der Expedition war mir bereits klar geworden, als ich mit Stanley meine erste Unterredung hatte. Machte er mir auch zunächst noch keine direkten Vorschläge, so fühlte ich doch sofort heraus, daß etwas anderes dahintersteckte, als der einfache Wunsch, ein paar ägyptische Beamte heimzuholen."* Demnach habe, wandte ein anderer ein, die Expedition ihren Zweck verfehlt. Die Antwort lag nahe, daß sie zwar nicht eigentlich das, wozu sie ausgesandt worden, erreicht, aber die Heimführung der Ägypter mit großer Energie durchgeführt und zugleich höchst bedeutende geographische Erfolge heimgebracht habe: nicht als Handelsunternehmen müsse man sie betrachten, sondern als geographische Entdeckungsfahrt; dann sei es klar, daß sie gelungen sei —

„und daß sie demgemäß auch in Europa gefeiert werden wird!" schloß Pater Schynse die Debatte. Denn aus dem Lärm, welcher vom Strande herauftönte, erkannte man, daß Leutnant Stairs soeben mit der Karawane anlangte.

---

* A. Schynse, Reise-Tagebuch, S. 53.

Unter Palmen in Bagamoio. S. 317.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Zwischen dem Strande und der „Palmenallee“ hatte Major von Wissmann schon lange Reihen von Hütten und Zelten für die Expedition fürsorglich errichten lassen. Hier warfen nun zum letztenmal die Träger ihre Traglasten mit einem Gefühle von Erleichterung auf den Boden und mit nicht geringerer Erleichterung beendigten die Hängemattenträger ihren beschwerlichen Dienst. Der blaue Ocean war ihnen der Freund, welcher die Erlösung brachte.

Eine glänzende Versammlung in festlicher Stimmung versammelte sich nach Sonnenuntergang in der Palmenlaube des Kasinos: der Reichskommissar mit seinem Stabe, die anwesenden Konsuln, die Kommandanten der auf der Reede liegenden Kriegsschiffe, Emin Pascha und Casati, Stanley mit den Offizieren der Expedition, die Missionare von Bukumbi; auch die Patres Etienne und Schmidt von der französischen Missionsstation bei Bagamoio, beides Elsässer von Geburt, fehlten nicht, auch nicht die Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Wissmann hatte sie alle eingeladen, um mit ihnen durch ein festliches Bankett die glückliche Rückkehr der Expedition zu feiern. Die Matrosenkapelle des deutschen Kreuzers „Sperber“ spielte einen frischen Marsch, und die Versammlung betrat den neben der Veranda liegenden Speisesaal, um die 34 Plätze der Festtafel einzunehmen. In angeregtester Unterhaltung vergingen die Stunden schnell: das Mahl näherte sich seinem Ende — es war gegen 9 Uhr — als Major von Wissmann sich erhob und in militärischer Knappheit mit warmer Herzlichkeit einen Trinkspruch auf Emin Pascha und Casati, auf Stanley und die Offiziere der Expedition ausbrachte. In längerer Rede beantwortete Stanley den Trinkspruch, indem er einen Rückblick auf den Verlauf und den Erfolg der Expedition warf. „Emin ist hier“, schloß er, „Casati ist hier; ich und meine Freunde sind sämtlich hier! Es ist uns daher, wie wir gestehen, eine vollkommene und heilsame Freude, zu wissen, daß vorläufig wenigstens die täglichen Märsche mit ihren Strapazen zu Ende sind.“

Nach kurzer Weile erhob sich auch Emin. Mit seiner tiefen, klangvollen Stimme sprach er von der Dankbarkeit, die er gegen die Engländer, welche seiner gedacht, die er gegen seine deutschen Landsleute, welche so freundlich ihn empfangen, die er gegen Seine Majestät den Deutschen Kaiser empfände, welcher durch eine gnädige Bewillkommnungs- und Glückwunsch-Depesche soeben ihn begrüßt

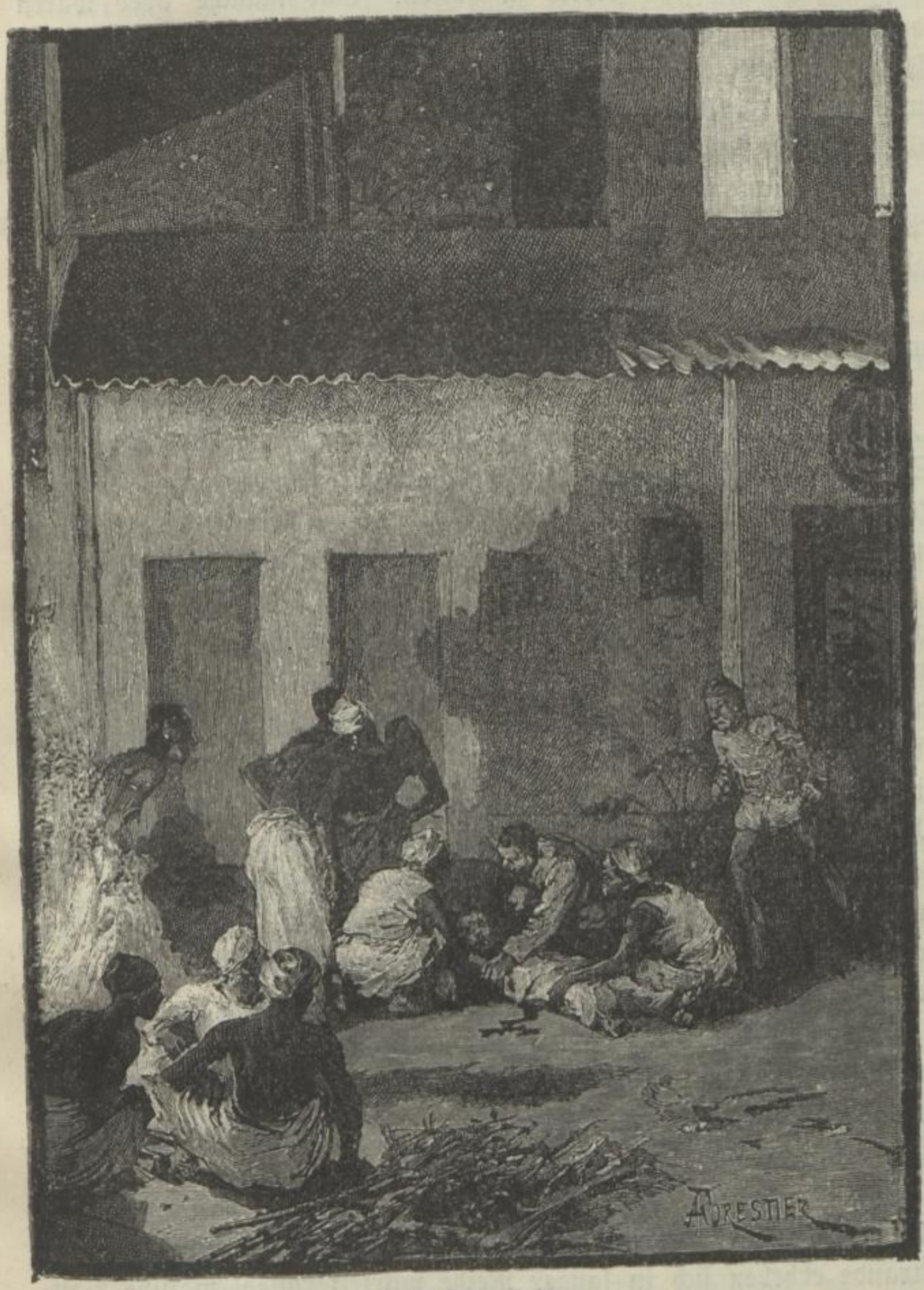
hätte; dann wurde der Ton mehr heiter-scherzend und in geistreicher Wendung brachte er seinen Trinkspruch den französischen Missionen in Ostafrika dar. Mit fröhlichem Beifall wurden seine Worte aufgenommen, und heiter, indem man ihm das tiefe Behagen ansah, mit dem er unter Landsleuten endlich einmal wieder weile, wanderte er von einem zum andern, wechselte einige Scherzworte mit Dr. Parke und setzte sich dann in angeregter Unterhaltung zu Pater Etienne.

Unterdessen hatten die Sansibariten der Expedition auf dem cementierten Vorplatze des Hauses große Feuer angezündet, bei deren Scheine sie eine „Ngoma" hielten, zu dem eintönigen Takte der Trommeln singend und tanzend. Emin hörte die Musik heraufdröhnen. Schnell wollte er einmal nachsehen, was es gäbe: er stand auf, ging mit raschen Schritten nach der jetzt dunklen Palmenlaube hinaus, sah, kurzsichtig wie er war, und durch den grellen Feuerschein geblendet, die niedrige Brüstung der Veranda nicht und stürzte, rasch vorschreitend, über dieselbe hinweg auf ein darunter befindliches Blechdach, von dem er etwa 3 m tief mitten unter die erschrockenen Leute hinabfiel.

Durch den schnellen Schritt war die Gewalt des Sturzes offenbar gesteigert worden. Bewußtlos und blutend lag der Pascha da. Sofort war Leutnant Schmidt zur Stelle; er goß dem Blutenden Wasser über den Kopf, um ihn — freilich erfolglos — ins Bewußtsein zurückzurufen, und ließ ihn mit größester Schonung ins deutsche Hospital tragen. Jäh war damit das Fest zu Ende gekommen; die Blutlachen auf dem Vorplatze bewiesen, wie ernst der Unfall zu nehmen sei.

Parke zwar, der sofort am Bette des Verletzten war, sprach sich hoffnungsvoll aus, da er einen Schädelbruch nicht habe entdecken können; nur an der rechten Seite und im Rücken habe der Pascha sich stark wund geschlagen. Gegen Tagesanbruch kehrte dem Verwundeten denn auch das Bewußtsein zurück. Aber die beiden Ärzte des deutschen Geschwaders, die sofort am Morgen eine genaue Untersuchung vornahmen, stellten fest, daß Emin durch den Sturz einen Schädelbruch, zwei Rippenbrüche und eine Hüftverstauchung erlitten habe. Da sank denn freilich die Hoffnung tief herab; niemand war in ganz Bagamoio, den nicht die schmerzvollste Trauer ergriff, daß Emin, dem Mahdi und Rebellen nichts hatten anhaben können, im Momente der Heimkehr dem traurigen Unfalle erliegen solle. So weit die Unglückskunde drang, drang auch der Schmerz;

von allen Seiten brachte der Telegraph die teilnahmvollsten Anfragen. Und mit unabläſſiger, liebevollſter Sorgfalt wachte Wiſſ-



Sturz Emin Paſchas.

mann perſönlich über dem ſchwer Leidenden; nicht mit viel Worten, ſondern durch Treue und Fürſorge gab er die Verehrung kund, welche mit Emin ihn verband.

Stanley unterdessen drängte zum Abschluß. Er befahl den Ägyptern und Sansibariten, sich für den nächsten Tag zur Überfahrt nach Sansibar bereit zu halten. Gar manche aber waren darunter, die nicht abreisen wollten, ohne von Emin Pascha auf seinem Schmerzenslager Abschied genommen zu haben. Allein niemandem wurde ein Aufschub gewährt. In der Morgenfrühe des 6. Dezember begann die Einschiffung.

Am Bette Emins saß Stanley zum letzten Lebewohl. „Nun, Pascha", sagte er, „Sie wollen hoffentlich nicht die Möglichkeit zugeben, daß Sie hier sterben könnten? Nicht wahr?"

„O nein!" antwortete Emin. „So schlecht steht es nicht mit mir." Und leise, wie ablehnend, bewegte er den verbundenen Kopf.

„Nach dem, was ich sehe, Pascha", sagte Stanley aufstehend, „bin ich ganz derselben Ansicht. Ein Mensch mit einem gebrochenen Schädel würde in dieser Weise den Kopf nicht bewegen können. Leben Sie wohl! Dr. Parke wird bei Ihnen bleiben, bis Sie ihn entlassen. Ich hoffe jeden Tag gute Nachrichten von ihm zu erhalten."

Sie reichten sich die Hand: das war der Abschied. Stanley ging, die Aufgabe, welche er sich gesetzt, zu vollenden; Emin blieb in Unruhe und Schmerzen zurück. Das Band, welches das Schicksal um sie beide geschürzt, löste sich: vielleicht wurde keinem von beiden die Trennung schwer. Gewiß anerkannte Emin in Stanley die das Ziel fest im Auge behaltende Ausdauer, den kühn wagenden Mut, gewiß Stanley in Emin die Selbstlosigkeit, den Geist, die wissenschaftliche Bedeutung; aber für die Gemütswärme, für den auf das Ideale gerichteten Sinn des trefflichen Mannes fehlte ihm doch das tiefere Verständnis. Nur kongeniale Naturen würdigen sich recht.

In Sansibar, kann man sagen, laufen alle Fäden des Verkehrs der ostafrikanischen Küste zusammen. Darum vermochte Stanley hier auch Tippu-Tib zu fassen, wenn der Scheich selbst auch fern am Lualaba weilte.

Stattlich baut sich die Inselstadt an der dem Festlande zugekehrten Seite des schönen Eilandes auf. Frei hinter dem breiten Strande erheben sich in langer Reihe würfelförmige, massive Bauwerke über das grüne Gestade, alle weiß angestrichen, in ihrer Höhe wenig verschieden. Das ist Schangani, das Araberviertel, wo am Strande entlang die europäischen Konsulate und Handelshäuser ihren Sitz haben. Ostwärts bildet eine flache Lagune die Grenze von

Schangani; überschreitet man sie, so ist man in Ngambo, dem Negerviertel. Hier ist nichts von dem Staube und Schmutz der Araberstadt zu spüren. Sauber und rein ziehen sich die sandigen Pfade zwischen den Hütten hin, welche aus Ast- und Lattenwerk, die Wände mit Thon ausgestrichen, im Schatten von schwankenden Kokospalmen oder mächtigen Mangobäumen errichtet sind. Hier wohnen fröhlichen Sinnes, mit einer Hütte und einem Gärtchen zufrieden, die Wangwana, die freigelassenen Sklaven Sansibars, deren keine Karawane ins Binnenland entraten kann.

Heute herrscht fröhliches Leben in Ngambo; denn „Lima-Tendeles" Karawane ist nach fast dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrt. Was giebt es da alles zu erzählen! Denn wie ein Held erscheint seinen Verwandten und Freunden ein jeder, der an dem langen Wanderzuge teilgenommen, wie ein Krösus, nachdem er im Büreau der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft den wahrlich nicht leicht verdienten Lohn in Empfang genommen. 10000 Rupien* werden außerdem über die Löhnung hinaus an die Zurückgekehrten verteilt, sodaß jeder nach seinen Verdiensten noch ein Sondergeschenk von 40 bis 60 Rupien ausgehändigt erhält. Andere 10000 Rupien sind für diejenigen bestimmt, welche nicht mehr zurückgekehrt sind; sie werden unter deren Witwen und Waisen in Ngambo verteilt: und ach, wie erschreckend groß ist ihre Zahl!

Auch mit Tippu-Tib hat Stanley noch abzurechnen. Der Scheich hatte die Verpflichtung, welche er übernommen, mit 600 Trägern die Expedition zu unterstützen, nicht erfüllt. Nur für den Marsch von Jambuja bis Banalja (144 km) hatte er mit seinen Leuten der Nachhut geholfen. Mehr als ein Jahr war somit durch die Wortbrüchigkeit des Arabers die Expedition aufgehalten. Demnach verlangte Stanley jetzt den Ersatz des Jahreslohnes für 250 Sansibariten sowie die Erstattung der ihm mit 96 Begleitern auf Grund des abgeschlossenen Vertrages gewährten freien Überfahrt von Sansibar bis zu der Station der Stanley-Fälle. Auf 200000 Mark berechnete sich diese doppelte Forderung. Stanley ließ daher bis zu dieser Höhe durch den englischen Konsularrichter auf Tippu-Tibs Vermögen Beschlag legen und bestimmte, daß diese Summe, sobald die richterliche Entscheidung erfolgt sein würde, dazu verwendet werden sollte, um jedem der Offiziere der Expedition

---

* 1 Rupie = 1,60 *M.*

eine Ehrengabe von 20 000 Mark und jedem der wackeren Sansibariten eine solche von 300 Rupien zu gewähren.

Nur die Ägypter waren noch nicht am Ziel ihrer Reise. Für sie hatte Emin Pascha einen ägyptischen Dampfer requiriert; Stanley brachte die Flüchtlinge auf diesem über Mombas nach Sues. Von dort war nach Kairo eine kurze Fahrt. Am 16. Januar 1890 übergab er die ganze Schar, 260 Köpfe stark, der Obhut der ägyptischen Regierung. Dann zog er sich selbst in die stille Villa Victoria bei Kairo zurück, um auszuruhen von den dreijährigen Mühsalen und zugleich noch einmal im Geiste den schrecklichen Urwald und das Grasland zu durchwandern, Hunger und Krankheit zu ertragen und mit den Eingebornen zu kämpfen. Nachdem er aber die Erzählung von seinen Leiden und seinen Erfolgen vollendet hatte, kehrte er nach England zurück, wo man nicht müde wurde, den großen Reisenden in festlichen Sitzungen und rauschenden Versammlungen zu feiern. Niemand kann ja bestreiten, daß Stanleys gewaltiger Zug durch das „dunkelste Afrika" eine That ist, welche über das gewöhnliche Maß menschlichen Könnens weit hinausragt.

Und Emin Pascha?

Wochenlang lag er auf seinem Schmerzenslager, als wenn die Natur sich besönne, ob sie für Tod oder Leben sich entscheiden solle. Endlich ging es langsam zur Besserung; erst im März war er so weit, daß er das Hospital verlassen und ein eigenes Haus in Bagamoio beziehen konnte. Aber nun, wo mit der Lebenskraft die Lebenslust wieder erwachte, quälten ihn Sorgen um seine kleine Tochter, um seine Leute, um seine eigene Zukunft. Oft saß er, erst halbgenesen, tief niedergedrückt da, bis Wissmann kam und ihn aufrichtete. Es ist unglaublich zu sagen, ihn drückte in fast krankhafter Bescheidenheit die Sorge, was aus ihm werden solle.

Die ägyptische Regierung schuldete Emin für die lange Reihe der Jahre sein Gehalt. Ohne einen Pfennig in der Tasche war er in Bagamoio angekommen; nur Wissmanns achtsame Fürsorge wehrte jede Verlegenheit ab. Und doch hatte Nubar Pascha, der ägyptische Minister, und auch Sir John Kirk, der englische Generalkonsul in Sansibar, ihm geschrieben, er möchte nur für alle seine Bedürfnisse Anweisungen auf Sir John Kirk ausstellen. Denn noch bestand die Hoffnung, durch Emin dessen Provinz für England zu gewinnen. Als nun aber Emin in Makolo davon Gebrauch machte und den französischen Missionaren von Bukumbi für einen Reitesel und einen

Anzug, die er von ihnen gekauft, als Zahlung eine Anweisung auf Sir John Kirk über 157 Dollars gab, lehnte dieser in Sansibar die Zahlung des geringen Betrages ab. Auch die ägyptische Regierung that nichts, ihre Schuldigkeit einzulösen. Stanley selbst brachte daher die Angelegenheit in Kairo dem Khedive gegenüber zur Sprache. Sofort ließ dieser an Emin telegraphieren, daß er nach seiner Wiederherstellung eine Anstellung in ägyptischen Diensten erhalten solle; und Emin, der sich immer noch als ägyptischen Beamten betrachtete, telegraphierte zurück: „Dank, mein gütiger Gebieter.“ Von der Gehaltsfrage verlautete nichts weiter, obwohl der Khedive mehrmals telegraphisch nach dem Ergehen Emins sich erkundigte. Endlich wagte Emin in seiner peinlichen Lage sie anzuregen. Durch Anweisung wurden ihm 400 Pfd. St. als Entschädigung für seine langjährigen Dienste angewiesen. Das war unwürdig; Emin wies daher diese Anweisung zurück und telegraphierte an Nubar Pascha: „Da Sie mich nicht besser behandeln, übersende ich Ihnen mein Abschiedsgesuch.“

Das waren Dinge, welche Verdruß und Verstimmung verursachten und dadurch Emins Wiederherstellung verzögerten, um so mehr als dieser es nicht liebte, sich darüber auszusprechen. Da ergab sich einmal für Wissmann die Gelegenheit zu der Frage, ob Emin im Sinne habe, in Zukunft für die Engländer zu wirken. „Natürlich“, war die Antwort, „würde ich es vorziehen, für mein Vaterland zu arbeiten.“

„Erlauben Sie, daß ich dies an Seine Majestät den Kaiser berichte?“

„Damit bin ich gern einverstanden.“

Das Thema, welches die Freunde in ihren vertrauten Gesprächen am meisten beschäftigte, war die Entsendung einer Expedition nach dem Innern, um den deutschen Einfluß fester zu begründen und weiter ins Binnenland hinein auszudehnen.

„Aber“, klagte Wissmann, „ich habe niemanden für dieselbe.“

„So biete ich mich Ihnen dazu an“, entgegnete Emin. „Es ist das für mich eine Gelegenheit, mich dankbar zu zeigen.“

Wissmann telegraphierte nach Berlin; umgehend blitzte die Antwort zurück, daß die Expedition genehmigt werde und nichts dawider einzuwenden sei, Emin Pascha bei derselben einstweilen unter Vorbehalt künftiger fester Anstellung zu beschäftigen.

Die Lösung aller Sorgen war damit für Emin gegeben. Mit raschen Schritten schritt jetzt seine Genesung vorwärts.

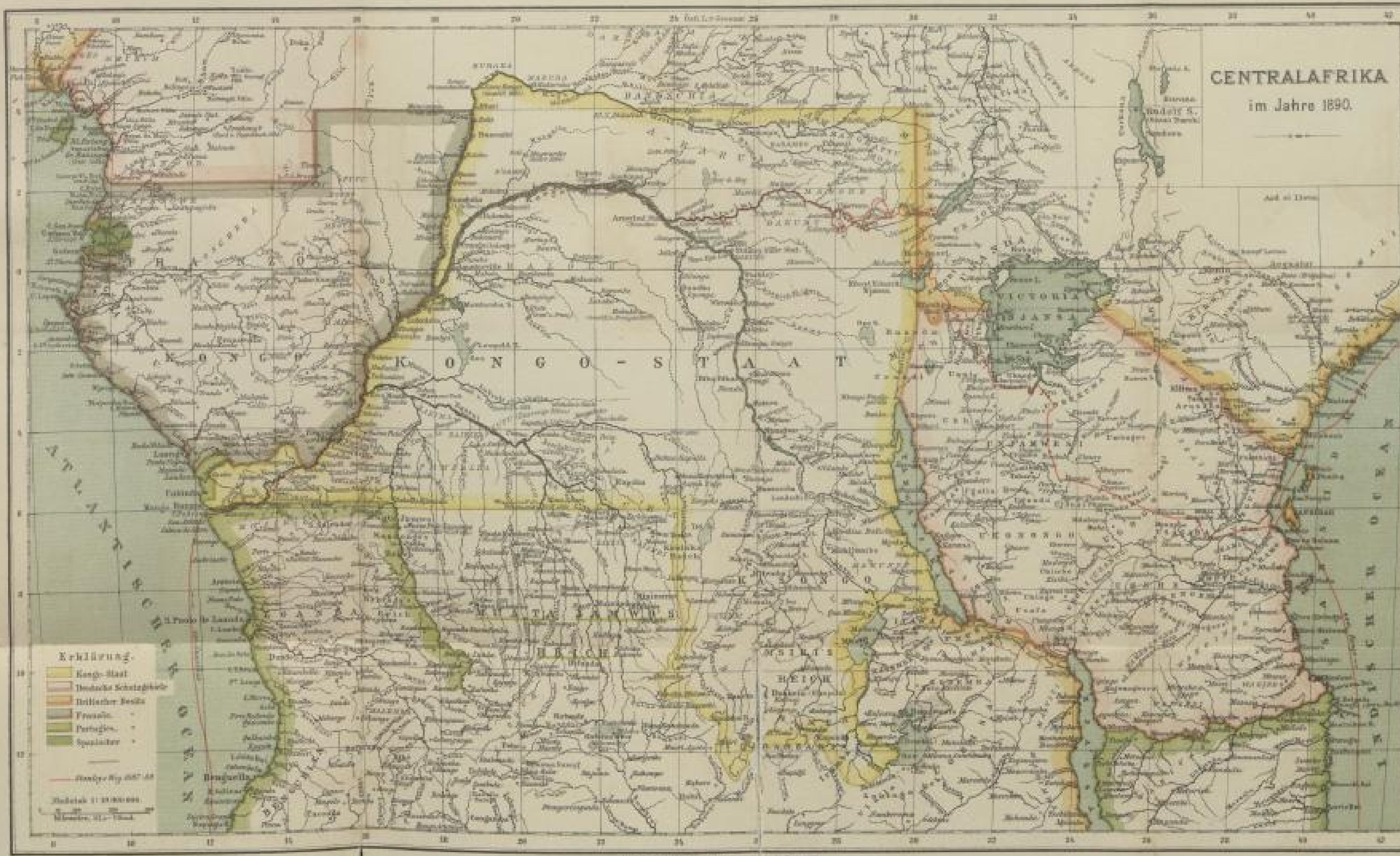
SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

Die Aufgabe, welche Emin gestellt war, bestand darin, die Errichtung einer deutschen Station in Ussanga zu unterstützen und danach selbst eine Militärstation am Südufer des Victoria-Njansa anzulegen. „Leider", schrieb er, „schließt meine Aufgabe Uganda und Wadelai völlig aus!" Noch immer also hing sein Herz an seiner alten Provinz Hat-el-Estiwa, der er die besten Jahre seines Mannesalters gewidmet hatte: ja, wenn damals das Deutsche Reich mit seiner gewaltigen Macht hinter ihm gestanden hätte!

Aber die reiche Erfahrung, welche er dort gewonnen — mit Befriedigung sah Emin sie jetzt in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Freudig bewegt, das schwarz-weiß-rote Banner voran, zog er daher am 20. April 1890 von Bagamoio wieder landeinwärts, zurück in den dunklen Kontinent, zu neuen Thaten, zu neuem Wirken für Frieden, Ordnung und Gesittung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vols. Emin.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

CCC525

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

E 25370

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

Geogr. Zentralbibliothek IfL

0182210

SLUB
Wir führen Wissen.

Leibniz-Institut
für Länderkunde
ifl